

Aus dem Institut für Geschichte der Medizin  
der Universität Würzburg  
Vorstand: Professor Dr. med. Dr. phil. Michael Stolberg

**„Da schleicht hinein ein böser Gast“ -  
Körper- und Krankheitsmetaphern in der medizinischen Ratgeberliteratur  
des 16. und 17. Jahrhunderts.**

Inaugural - Dissertation  
zur Erlangung der Doktorwürde der  
Medizinischen Fakultät  
der  
Julius-Maximilians-Universität Würzburg  
vorgelegt von  
Daniel Schuster  
aus Bamberg  
Würzburg, August 2020



Referent: Prof. Dr. med. Dr. phil. Michael Stolberg

Koreferentin: Prof. Dr. med. Marion Maria Ruisinger

Dekan: Prof. Dr. Matthias Frosch

Tag der mündlichen Prüfung: 11.07.2022

Der Promovend ist Arzt.

## Inhalt

1. Einleitung .....	1
1.1. Fragestellung .....	1
1.2. Forschungsstand .....	4
1.3. Quellen und Quellenkritik.....	10
1.4. Methodik der qualitativen Metaphernanalyse.....	15
<i>Substitutions- und Vergleichstheorie: ein Aristotelischer Metaphernbegriff? (15) - Interaktionstheorie nach Black und Richards (20) - Kontroverstheorie und poetische Metapher (22) - Konzeptuelle Metapherntheorie nach Lakoff und Johnson (24) - Qualitative Metaphernanalyse: Eine Modifikation des Ansatzes nach Schmitt (27)</i>	
2. Metaphern in Analogie zwischen Welt und Mensch .....	35
2.1. Das Gebäude des Körpers .....	41
<i>Architektur als Körpermodell (42) - Architektur als Lehrmittel (42) - Architektur in der Praxis (45) - Aspekte der Abgrenzung und des Schutzes (48) - Aspekte der Offenheit und Reinheit (52) - Die Küchenstube des Körpers (54) - Zusammenfassung (58)</i>	
2.2. Der ungebetene Gast .....	59
<i>Die ansteckende Seuche als egalitärer Gast (60) - Die Gicht als distinguirter Gast (64) - Wie man dem „Fräulein Podagra“ die Tür weist (68) - Die sozialen Vorteile des Gichtbesuchs (70) - Die Bacchantin im Haus des Geistlichen (73) - Zusammenfassung (75)</i>	
2.3. Der Feind vor den Toren – Bilder der Gewalt .....	76
<i>Vom Angriff der Seuche zur Krankheitsschlacht (78) - Die Waffen der Krankheit (81) - Die listige Seuche (84) - Die Krankheit als herrschende und richtende Instanz (89) - Der Dreißigjährige Krieg und die Gicht (93) - Kriegswirksame Vorbeugung und Therapie (97) - Zusammenfassung (102)</i>	
2.4. Die Macht der Elemente .....	103
<i>Das innere Herdfeuer (105) - Die Entzündung des Leibes (110) - Himmlische Feuer (115) - Der Zunder der Krankheit (118) - Die Seuche als Stadtbrand (123) - Das Feuer dämpfen oder mit Feuer bekämpfen (125) - Die Quellen des Lebens (128) - Stilles Wasser und Sündenpfehl (130) - Wildes Wetter und böser Fluss (132) - Irdische Krankheitsmaterie (135) - Das Bergwerk des Körpers (137) - Zusammenfassung (139)</i>	
2.5. Wunderliche Gewächse .....	141
<i>Der Körper als edler Spross (142) - Das lose Unkraut des Leibes (146) - Die Wurzeln der Krankheit (147) - Die böse Seuchensaat (151) - Zusammenfassung (155)</i>	
2.6. Tierische Plagen .....	156
<i>Das Ungeziefer am Leib haben (159) - Der Krankheitswolf und andere Bestien (165) - Die Furcht vor dem Tier (169) - Zusammenfassung (171)</i>	
2.7. Kapitelzusammenfassung.....	172
3. Krankheit als Begegnung mit göttlichen Mächten .....	174
<i>Krankheit als Spiegel der Sünde (175) - Die göttliche Strafe (179) - Krankheit als Gnadenzustand (188) - Die Göttin Podagra (191) - Zusammenfassung (194)</i>	

4. Diskussion der funktionellen Aspekte von Metaphorik vor dem Hintergrund der Anforderungen an den Arzt der Frühen Neuzeit .....	196
4.1. Der Arzt im Dienst der Obrigkeit .....	197
4.2. Selbstbehauptung auf dem medizinischen Markt .....	202
4.3. Sinnstiftung und heilende Worte .....	212
5. Fazit und Ausblick .....	223
6. Literatur .....	229
6.1. Quellen .....	229
6.2. Sekundärliteratur .....	236
7. Abbildungsverzeichnis .....	245

## 1. Einleitung

### 1.1. Fragestellung

Unsanft vom eigenen Schnarchen aufgewacht zeigt dir der Morgen sein hässliches Gesicht. Aus dem Spiegel starren dir Augen und Nase blutunterlaufen entgegen, ihre Winkel säumen Eiterstraßen. Beim Schnäuzen besudelst du Fliesen und Teppich mit blutigen Flecken, doch freier wird dein Atem nicht. Stirn und Wangen pochen mit deinem Herzen synchron, aus Selbstmitleid greifst du zum Telefon und wählst die Praxis deines Vertrauens. Du schlurfst hin, du wartest, du schilderst dein Leiden. Der Arzt lauscht mit freundlichem Nicken, befragt dich, besieht dann und tastet und horcht, kehrt dein Innerstes zu äußerst. Nachdem er sich so ein Bild gemacht hat, eröffnet er dir seinen Plan: 'Sie leiden unter einem Infekt des oberen Atemtrakts. Der Erreger hat die durch Kälte und trockene Luft geschwächten Schleimhäute in Nase und Rachen als Einfallstor genutzt und ist bis zu den Nebenhöhlen vorgedrungen. Ihr Körper lehnt sich dagegen auf, indem er alle Abwehrkräfte mobilisiert und versucht, die Eindringlinge durch Sekretbildung hinauszutreiben. Die damit verbundene Schwellung jedoch droht nun seinen Plan zu durchkreuzen. Ich empfehle Ihnen eine Reihe von Maßnahmen, die Ihrem Immunsystem nicht nur Schützenhilfe leisten, sondern auch das Gebäude Ihres Körpers in Ordnung stellen werden: seine Statik stützen, die Öfen ausfegen und die Ausgüsse freimachen. Mit etwas Ruhe und Geduld werden Ihre Abwehrkräfte im Kampf gegen die Feinde bald die Oberhand gewinnen.' Daraufhin verschreibt er ein Antibiotikum, abschwellende Nasentropfen und körperliche Schonung bis zur Beschwerdebesserung.

Dieser fiktive Austausch fußt zunächst auf einer Situation, wie sie in ihren Grundzügen jedem vertraut sein dürfte, und doch ist die Antwort des Arztes durch ihre explizite Bildlichkeit so weit entfernt von unserer modernen Erfahrungswelt, dass sie befremdet. Zwar wird von Seiten der kognitiven Linguistik angenommen, dass nicht nur unsere Sprache, sondern unser ganzes Denken durch Metaphern konstituiert ist, ja dass es in der menschlichen Erfahrung praktisch kaum eine Wahrnehmung gibt, der nicht bildliche Konzepte zu Grunde liegen.<sup>1</sup> Wo Metaphern sich jedoch zu allegorischen Bildfeldern verdichten oder ungewohnte Erfahrungsbereiche verknüpfen, können sie je nach Erwartung des Lesers Irritationen auslösen: Was für einen literarischen Text

---

<sup>1</sup> Vgl. Lakoff/Johnson (2007), S. 11.

noch als angemessen erscheint, kann aus dem Mund eines Arztes ungewohnt wenn nicht sogar deplatziert wirken. In der Theorie fühlt sich sein Berufstand gemäß Ausbildung und Sozialisation schließlich einer naturwissenschaftlich fundierten und evidenzbasierten Medizin verpflichtet. Und auch wenn sich das seit Descartes vielbeschworene Ideal der rein begrifflichen Sprache<sup>2</sup> in der Wissenschaft nicht in Gänze verwirklichen lassen mag, im Gegenteil auch hier wesentliche Aspekte ihrer Hypothesen und Modelle auf Metaphern beruhen<sup>3</sup>, so habe die Sprache der Wissenschaft doch zumindest nüchtern und zweckmäßig zu sein.

Grundzüge dieses Ideals erstrecken sich selbst auf eine Zeit der universitären Medizin, die mit modernen Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit wenig gemein hat, auf Grundlage von aristotelischer Naturphilosophie und Empirik allerdings bereits eine sehr komplexe und in sich konsistente Nosologie lieferte: die Medizin der Frühen Neuzeit, deren Ausprägungen ich in dieser Arbeit von ihrem Beginn bis etwa zum Cartesianismus des 17. Jahrhundert betrachten möchte. Es ist eine bewegte Epoche der Umwälzungen auf politischer, gesellschaftlicher wie wissenschaftlicher Ebene. Die Ideen der Reformation, Glaubenskriege und Seuchen erschüttern das Land, das ausgehend von den mittelalterlichen Zünften im 16. Jahrhundert einen stetigen Aufstieg des Bürgertums erlebt, der die Wohlhabenden an die neugegründeten Universitäten lockt, wo man die bisherige Tradierung antiker Ideen neu begreift. Auch Entdeckungen auf dem Gebiet der Anatomie und Physiologie setzen neue Impulse für den wissenschaftlichen Diskurs, welcher in der universitären Medizin jedoch nach wie vor von der Humoralpathologie beherrscht wird. Viele Konzepte dieses auf antiken Fundamenten ruhenden Systems mögen für den modernen Betrachter zwar metaphorisch anmuten, nicht zuletzt da sie unserem heutigen Denken so fremd sind, wurden von den Zeitgenossen allerdings keineswegs metaphorisch verstanden. Ganz buchstäblich begriff man den Körper als ein Gebilde, das von Geistern beseelt und von Säften durchströmt war, die kochten, verdampften und kondensierten, ins Stocken gerieten oder gar fermentierten. All dies formuliert der Fachdiskurs in der Regel weniger mit stilistischer Eleganz und nahbarer Bildlichkeit denn scharfer Logik und einer elaborierten Terminologie.

---

<sup>2</sup> Vgl. Blumenberg (1983), S. 285.

<sup>3</sup> Vgl. Debatin (1995), S. 138ff.

Die Praxis dagegen spricht eine andere Sprache. So sollte das einleitende Szenario in verdichteter Form illustrieren, wie man sich ausgehend von einem modernen Kontext einen Patientenkontakt vorstellen könnte, der Motive einer literarischen Metaphorik aufgreift, wie sie für den Arzt-Patienten-Diskurs der Frühen Neuzeit durchaus üblich war. Denn blättert man in der damaligen ärztlichen Ratgeberliteratur stößt man abhängig von Autor und Thema auf eine Praxis metaphorischer Sprache, die sich vereinzelt solch schillernder und mitunter kurioser Bilder bedient, wie sie weder im damaligen ärztlichen Fachdiskurs noch in der heutigen Praxis denkbar wären. Dieser Umstand legt die Vermutung nahe, es könnte sich dabei um ein Zeugnis der besonderen Anforderungen an die damalige Arzt-Patienten-Beziehung handeln, auf welche die Bilder Rückschlüsse zulassen. Fraglich ist dabei, welchen Bezug diese Metaphern zu damals vorherrschenden Bildern von Krankheit und Therapie herstellen. Welchen Systemen gehorchen sie? Und welches Ziel könnten Ärzte mit dieser Praxis verfolgt haben?

So soll im Folgenden auf Basis deutschsprachiger medizinischer Ratgeberwerke des 16. und 17. Jahrhunderts eine qualitative Analyse jener metaphorischen Konzepte durchgeführt werden, die für die frühneuzeitliche Arzt-Patientenkommunikation typisch sind. Dabei möchte ich unter anderem verfolgen, auf welche Weise abstraktes Expertenwissen mittels bildlicher Formulierungen in die Vernakularsprache übertragen wird. In den Worten der Zeitgenossen soll ein Porträt der transportierten Körper- und Krankheitsbilder gezeichnet werden. Dabei sollen unter Berücksichtigung verschiedener Metapherntheorien die Ursprünge, Funktionen sowie Möglichkeiten und Grenzen dieser kommunikativen Praxis ausgelotet werden. Betrachtet man die metaphorische Sprache der Ratgeber in all ihren Dimensionen – so meine Arbeitshypothese – kann man einem eingehenderen Verständnis der ärztlichen Praxis sowohl der Frühen Neuzeit als auch darüber hinaus nur näherkommen. Denn einerseits sind die sprachlichen Bilder häufig sehr viel älter als die betrachteten Quellen vermuten lassen, andererseits beeinflussen sie teilweise noch heute die Art und Weise, wie wir unseren Körper in Gesundheit und Krankheit begreifen.

## 1.2. Forschungsstand

Wegweisende Impulse für eine kritische Auseinandersetzung mit Metaphern in der Medizin setzte Susan Sontag mit ihrem kulturphilosophischen Essay „*Illness as Metaphor*“, in welchem sie auf die metaphorischen Dimensionen des Sprechens über Krankheit aufmerksam machte. Gerade im Diskurs über onkologische Erkrankungen erkannte sie gleichermaßen stigmatisierende<sup>4</sup> wie traumatisierende<sup>5</sup> Bilder als vorherrschend, weshalb sie zum Wohle des Patienten einen Krankheitsumgang frei von metaphorischem Denken forderte.<sup>6</sup> Sontags Kritik insbesondere an der militärischen Metaphorik der onkologischen Terminologie hat eine breite Diskussion ausgelöst, deren Teilnehmer aus der Medizin teils an der Metapher festhalten und deren Vorzüge verteidigen, teils alternative metaphorische Konzepte aufzeigen.<sup>7</sup> Eine echte Distanzierung dagegen blieb weitgehend aus.

Grundlage dieses Selbstbewusstseins sind nicht selten Lakoffs und Johnsons Theorien der kognitiven Linguistik, die durch ihr Werk „*Life in Metaphors*“ bis heute eine große Leserschaft finden. Bezieht man deren Annahmen auf die Medizin, so kann eine abstrakte Entität wie „Krankheit“ vom menschlichen Geist gar nicht anders denn metaphorisch gedacht werden, was sich in den konventionellen Metaphern der Alltagssprache entsprechend niederschlägt.<sup>8</sup> Darüber hinaus sei erfolgreiche Kommunikation im Sinne eines gegenseitigen Verstehens gerade bei Akteuren mit divergierenden Weltansichten und Wissenshintergründen maßgeblich auf überbrückende Metaphern angewiesen.<sup>9</sup> Die Arzt-Patienten-Kommunikation dürfte hierfür exemplarisch sein. Im Nachhinein beider nur wenige Jahre hintereinander erschienenen Werke hat sich eine rege interdisziplinäre Forschungsaktivität entwickelt, die sich des Phänomens aus verschiedenen Blickwinkeln annimmt.

Die medizinische Fachsprache – so zeigt sich in den Analysen Schiefers und van Tongerens anhand von Arztbriefen und Lehrbüchern der jüngsten Vergangenheit – ist

---

<sup>4</sup> Vgl. Sontag (1978), S. 57.

<sup>5</sup> Ibid., S. 64.

<sup>6</sup> Ibid., S. 3.

<sup>7</sup> Vgl. Montgomery (1991), S. 341-390; Nie et al. (2016), S. 3-11; Oronsky et al. (2015), S. 1-5.

<sup>8</sup> Vgl., Lakoff/Johnson (2007), S. 35.

<sup>9</sup> Ibid., S. 264f.



ohne metaphorische Ausdrücke bis heute nicht denkbar. Gerade bei dem Versuch, Befunde zu objektivieren,<sup>10</sup> oder im Umgang mit naturwissenschaftlichen Modellen<sup>11</sup> strukturieren Metaphern unser Denken. Darüber hinaus leiten metaphorische Konzepte Schachtner zufolge auch den Prozess der diagnostischen und therapeutischen Entscheidungsfindung.<sup>12</sup> Ein Anlass zur kritischen Reflexion erscheint also durchaus gegeben.

Die klinische Forschung hat Konzepte Sontags sowie Lakoffs und Johnsons vor allen Dingen in den Bereichen Onkologie, Palliativmedizin, Psychosomatik und Psychotherapie aufgegriffen, um Nutzen und Risiken metaphorischen Sprechens für die Patientenversorgung zu ermitteln. Metaphern können dem Patienten laut Wolfram einen geeigneten Raum bieten, das eigentlich unvermittelbare Erleben seines Leidens zu teilen<sup>13</sup>. Lanceley und Clark sehen ihren Vorzug darin, dass sich mit ihrer Hilfe schmerzhaft emotionale Zustände auf indirekte und damit distanzierende Weise äußern lassen.<sup>14</sup> Durch ihre Mehrdeutigkeit erleichtern sie laut Hutchings das Gespräch mit Palliativpatienten angesichts der existentiellen Erfahrung des bevorstehenden Todes, da sie dazu einladen, eben nur in dem gerade erträglichen Ausmaß an ihrer Deutung teilzunehmen.<sup>15</sup> Insgesamt zeigten sich Metaphern damit insbesondere im palliativen Bereich als förderlich für die individuelle Krankheitsverarbeitung, machten ihre sinnstiftende Funktion, wie Bowker oder Albers und Leiß zeigen, aber auch schon in früheren Stadien onkologischer Erkrankung<sup>16</sup> oder bei psychosomatischen Patienten geltend.<sup>17</sup> In der Hand von Ärzten kann die Metapher ein wertvolles Werkzeug sein, um komplexe medizinische Sachverhalte bezüglich Diagnose und Prognose behutsam verständlich zu machen. Insofern sie die Wahrheit adäquat abbildet, kann sie Kirklin zufolge nicht nur zur Stärkung der Patientenautonomie im Sinne einer auf *Informed consent* basierenden gemeinsamen Erarbeitung von Therapieentscheidungen

---

<sup>10</sup> Vgl. Schiefer (2005), S. 100-106.

<sup>11</sup> Vgl. van Tongeren (1997), S. 79-98.

<sup>12</sup> Vgl. Schachtner (1999), S. 156-159; s.a. Hanne (2015), S.35-51.

<sup>13</sup> Vgl. Wolfram (2010), S. 209-223.

<sup>14</sup> Vgl. Lanceley/Clark (2013), S. 182-201.

<sup>15</sup> Vgl. Hutchings (1998), S. 282-284.

<sup>16</sup> Vgl. Bowker (2009), S. 91-104.

<sup>17</sup> Vgl. Albers/Leiß (2002), S. 39-55.

dienen<sup>18</sup>, sondern - wie andere Autoren zeigen - auch die Therapie-Compliance verbessern.<sup>19</sup> Auf der anderen Seite können entmachtende oder Therapie-aversive Metaphern laut Schmitt ein Hindernis darstellen, das ohne Initiative des Patienten kaum zu überwinden oder konstruktiv umzudeuten ist.<sup>20</sup>

All diese Aspekte metapherngeleiteter Praxis scheinen zumindest einen auf die Gegenwart begrenzten Wirkungsbereich zu haben, einzelne Motive werden uns jedoch auch bei der Analyse meines Quellenkorpus wieder begegnen.

In der kulturhistorischen Forschung zum Krankheitsdiskurs wurden metaphorische Konzepte auch vor Sontags und Lakoffs/Johnsons Theorien schon rege diskutiert. Gerade für Studien jüngerer Datums und darunter insbesondere jene zur Geschichte der Krebserkrankung waren deren Impulse allerdings sehr fruchtbar. Wie wir sehen werden, setzen einige Arbeiten dabei den Fokus auf eine einzelne Körpererfahrung oder eine Krankheitsentität von epochaler Bedeutung und versuchen davon ausgehend einen möglichst umfassenden gesellschaftlichen Diskurs abzubilden.

Besonders umfang- und facettenreich haben Roy Porter und George Rousseau den gesellschaftlichen Gichtdiskurs abgebildet, dessen metaphorische Komponenten sie von wertenden Bildern bestimmt sehen, welche zwischen dem pathophysiologisch konstituiertem Stigma der Maßlosigkeit und ständischer Distinktion changieren. Es ergibt sich ein spannungsgeladener Dualismus, der einlädt zu allerlei verspielten literarischen Einfällen, welche den Patienten in seinem Rang oder seiner Männlichkeit wechselweise herabsetzen und auszeichnen.<sup>21</sup>

Nicht nur methodisch interessant für meinen Ansatz sind die medizinhistorischen Metapheranalysen des Krankheitskonzeptes von Krebs, unter welchen aus meiner Sicht die Arbeit Skuses besonders hervorzuheben ist. Anhand von Lehrbüchern und Laiendiskurs zeichnet sie das Bild einer böseartig-animalischen Natur der Erkrankung und beschreibt krankheitsbezogene Vorstellungen der Unreinheit, welche an ein misogynen Körperbild gekoppelt sind. Damit stützt sie Sontags These vom unbotmäßigen Einfluss der Krankheitsmetaphorik auf die Therapie sowie deren

---

<sup>18</sup> Vgl. Kirklin (2007), S. 11-14.

<sup>19</sup> Vgl. Albers/Leiß (2002), S. 52; Sarradon-Eck et al. (2010), S. 157-175.

<sup>20</sup> Vgl. Schmitt (2013), S. 173-183.

<sup>21</sup> Vgl. Porter/Rousseau (1998), S. 211-247.

stigmatisierendes Moment.<sup>22</sup> In gleicher Weise stigmatisierend jedoch eher im Kontext einer rigiden Sexualmoral sowie xenophober Tendenzen sehen andere Autoren wertende Metaphern auch als kennzeichnend für das Konzept der kontagiösen Syphilis.<sup>23</sup> Zusammenfassend weisen die genannten Studien im Krankheitsdiskurs auf Besonderheiten zeittypischer, krankheitsspezifischer, sozial- oder genderhistorischer Art, jedoch auch viel Verbindendes hin, dem ich später im Kontext meiner Quellen besonderes Augenmerk schenken möchte.

Denn wie ich zeigen möchte, sind die meisten bisher angesprochen Metaphern nicht spezifisch, sondern ubiquitär, was ein krankheitsübergreifender Ansatz, welcher der Trennschärfe und der Fluidität zwischen den frühneuzeitlichen Krankheitsentitäten gerechter wird, zu Tage zu bringen vermag. Dem trägt Stolbergs „*Homo patiens*“ Rechnung. In seiner Studie trägt er eine umfangreiche Palette von Krankheitskonzepten zusammen, wie sie in frühneuzeitlichen Patientenzeugnissen zu finden sind.<sup>24</sup> Diese zeichnen sich nicht nur durch Berührungspunkte zu ärztlichen Theorien aus, die sich unweigerlich aus der Rezeption derselben im direkten oder indirekten Arzt-Patienten-Kontakt ergeben, sondern vor allem durch ihren Bilderreichtum. Jener Besonderheit zeitgenössischer Patientenzeugnisse hat sich Lobenstein-Reichmann von sprachhistorischer Seite angenommen und ebenso wie Stolberg deren Rolle bei der Bewältigung alltäglicher Krankheitserfahrungen herausgestellt.<sup>25</sup> Wenn man mit Robert Jütte die Metapher von Patientenseite nun als den natürlichen Modus des Sprechens über Krankheit begreift,<sup>26</sup> was bedeutet das dann für den Arzt, der als "ein Mittler zwischen zwei Welten"<sup>27</sup> fungiert?

Um also eine Synthese der Metaphernkritik von Lehrbuchmeinung und Patientensicht zu erzielen, muss man auch den Kontext der Praxis miteinbeziehen. Die Differenzen, die sich hierbei ergeben, können durchaus eklatant sein. So dokumentiert Stolberg, wie die komplexe Krankheitslehre in den Praxisnotizen des frühneuzeitlichen Arztes

---

<sup>22</sup> Vgl. Skuse (2015), S. 40-93; s.a. Demaitre (1998), S. 609-637; Stolberg (2014), S. 48-74.

<sup>23</sup> Vgl. Hentschell (2005), S. 133-158; McAllister (2000), S. 22-44.

<sup>24</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 107-211.

<sup>25</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 47-72.

<sup>26</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 118f.

<sup>27</sup> Ibid., S. 210.

Georg Handsch unter dem Druck von Patientenerwartungen<sup>28</sup> auf ein überschaubares Spektrum eher undogmatischer Entitäten zusammenschrumpft,<sup>29</sup> wie man sie auch in den Patientenschilderungen des „*Homo patiens*“ wiederfindet. Am Krankenbett, so belegt auch Jütte anhand des *Vademecums* eines niederrheinischen Arztes, gelten andere Gesetze als in der Gelehrtenwelt: Hier kann es nicht schaden, auf ein Wörterbuch volkstümlich-figurativer Begriffe zurückgreifen zu können, wenn man mit seinem „Fachlatein“ am Ende ist.<sup>30</sup>

Dem sich aus der Professionalisierung ergebenden Problem der wachsenden Distanz zum Klienten hat man sich auch von sprachhistorischer Seite angenommen. Betrachtet man mit Baader die Ursprünge der medizinischen Fachsprache, welche den ärztlichen Diskurs bis weit in die Frühe Neuzeit prägte, kann von einer einheitlichen „idealen“ Wissenschaftssprache nach cartesianischem Vorbild keine Rede sein. Entsprechend dem niedrigen sozialen Rang der spätantiken Ärzte war sie mit ihren Wurzeln im vernakularen Vulgärlatein bei ihrer Verbreitung über Europa im Gegenteil stark beeinflusst von Metaphern, lokalen Lehnwörtern und Volksetymologien.<sup>31</sup> Im Verlauf des Scholastizismus nahm ihre Abstraktionsfähigkeit dann im gleichen Maße zu, wie ihr volkssprachlicher Charakter schwand. In einer umfangreichen Studie zum mittelalterlichen Werk des akademischen Wundarztes Henri de Mondeville kann Pouchelle dennoch aufzeigen, welche Fülle an bildlichen Begriffen in seiner galenischen Fachprosa noch enthalten ist.<sup>32</sup> Belege dafür, dass diese figurativen Wurzeln der Fachsprache noch auf die Metaphern der frühneuzeitlichen Ratgeberliteratur maßgeblichen Einfluss ausüben, wird der Fortgang meiner Untersuchung zur Genüge vorlegen. Innerhalb der medizinischen Fachsprache der Frühen Neuzeit beobachtete Weimann nun eine divergierende Bewegung. Während selbige im Rahmen des Humanismus einerseits eine gewisse Vereinheitlichung, durch die Neuerungen in Anatomie und Iatrochemie andererseits eine weitere Differenzierung und somit einen Höhepunkt ihres Status als wissenschaftlicher Technolekt erfuhr, mehrten sich bereits seit dem Mittelalter und verstärkt mit dem

---

<sup>28</sup> Zu den Bedingungen auf dem Gesundheitsmarkt der Frühen Neuzeit vgl. Stolberg (2015b), S. 44-45.

<sup>29</sup> Vgl. Stolberg (2015a), S. 63-82.

<sup>30</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 121ff.

<sup>31</sup> Vgl. Baader (1982), S. 420.

<sup>32</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 190-194.

Paracelsismus Bestrebungen zu einer Re-Vernakularisierung.<sup>33</sup> Beispielhaft am Sexualwortschatz hat Tilmann Walter gezeigt, dass die nun aufkommende Fachprosa in frühneuhochdeutscher Sprache eine Vielzahl metaphorischer Begriffe aus der Moralthologie und vor allem der Volkssprache übernimmt. Wohl um den Anforderungen des Fachdiskurses gerecht zu werden, sucht sie diese zwar dem Kontext der Humoralpathologie unterzuordnen und allzu kreativ-literarische Metaphern zu meiden, die Tendenz jedoch ist klar.<sup>34</sup>

Um damit nun zur Sonderrolle der Ratgeberliteratur zurückzukehren, die nicht zuletzt darin besteht, die Kluft zwischen Fachprosa und ärztlicher Praxis zu überbrücken, weise ich abschließend auf Crisciani hin, welche in einer Synopsis der Werke Michele Savonarolas feststellte, dass seine Gesundheitsratgeber in vernakularem Italienisch seiner lateinischen Fachprosa gleicher Thematik um eine sprichwörtliche Bibliothek volkstümlich-literarischer Metaphern reicher anmuten.<sup>35</sup> Die Vernakularisierung medizinischen Fachwissens, die ich als Öffnung zum Laien und damit gerade auch zum Patienten hin verstehe, scheint also mit einer Übersetzungsleistung einherzugehen, die maßgeblich durch Metaphern erbracht wird. Wie und warum es dazu kommt, möchte mein Ansatz metaphorenzentriert, praxisnah sowie krankheits- und autorenübergreifend feststellen.

---

<sup>33</sup> Vgl. Weimann (1968), S. 378.

<sup>34</sup> Vgl. Walter (2012), S. 287.

<sup>35</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 297–324.

### 1.3. Quellen und Quellenkritik

Das Quellenkorpus basiert auf 34 deutschsprachigen Werken der ärztlichen Ratgeberliteratur aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Besondere Beachtung finden dabei die rund 60 Arztbriefe an meist anonymisierte Patienten, welche in dreien dieser Werke abgedruckt sind. Sowohl die zeitliche Einschränkung als auch die Volkssprache dienen mir dabei angesichts der nicht immer eindeutigen Widmung an ein Patientenpublikum zur Abgrenzung gegenüber der ärztlichen Fachliteratur. So kann als Beginn der Untersuchung der zeitliche Schnittpunkt zwischen der räumlichen Etablierung des Buchdrucks und der Durchsetzung einer überregional verständlichen frühneuhochdeutschen Kanzleischriftsprache betrachtet werden, welche die Blütezeit dieses literarischen Genres einläutete. Während der ärztliche Fachdiskurs bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes laut Telle weitgehend in lateinischer Sprache geführt<sup>36</sup> und entsprechend höchstens von gelehrten Patienten verfolgt worden sein dürfte, sind vernakularsprachliche ärztliche Texte, insofern sie sich nicht an handwerkliche Heilkundige richten, vor allem auf den Arzt-Patienten-Kontakt ausgelegt, dessen metaphorische Verflechtungen für meine Untersuchung zentral sind.

Doch bevor ich darauf eingehen möchte, was die frühneuzeitliche Ratgeberliteratur ausmacht, halte ich zunächst eine genauere Klärung des Begriffs „*Consilium medicum*“ für angebracht, da er nicht nur einzelne der untersuchten Ratgeber betitelt, sondern für die Entwicklung des ganzen Genres wegweisend ist. Unter einem *Consilium medicum* verbirgt sich ursprünglich eine höchst private Angelegenheit nämlich ein Brief eines Arztes an einen Patienten, in welchem er ihm einen medizinischen Rat erteilt. Gebundene Sammlungen solcher Ratschläge, die an den individuellen Fall eines möglichst prominenten Patienten gerichtet waren, wurden von einzelnen Ärzten jedoch auch hin und wieder publiziert. Wie Roger French bemerkt, stellten solche „*Consilia medica*“ für den gelehrten Arzt eine wichtige Möglichkeit dar, sich nicht nur als Kenner der Theorie, sondern auch der Praxis zu inszenieren.<sup>37</sup> In der Frühen Neuzeit schließlich mehren sich unter dem Titel „*Consilium medicum*“ Ratgeberwerke wie Martin Pansas „*Consilium Antipodagricum*“ oder das „*Consilium Antipestiferum*“ des Victor Gregorii. Solche Publikationen widmen sich der

---

<sup>36</sup> Vgl. Telle (1982), S. 43–48.

<sup>37</sup> Vgl. French (2003), S. 121f.

umfassenden Darstellung einer einzelnen Krankheitsentität von gesellschaftlicher Relevanz und ersetzen die individuelle Kasuistik des Arztbriefs durch eine verallgemeinerbare Kasuistik. Somit wenden sie sich an eine breitere Öffentlichkeit, dergegenüber sie auch aufklärerisch-gesundheitspolitische Ziele verfolgen. Diese Ratgeber bilden das Rückgrat meines Quellenkorpus.

Strukturell zeigt sich ihr Aufbau den damaligen Arztbriefen nicht unähnlich. Der Beschreibung des Krankheitsbildes mit dessen Pathogenese, typischen Symptomen (fnhd. „Zufällen“) und diagnostischen Zeichen folgen Abschnitte zur Therapie und zur Prophylaxe. Drei dieser Ratgeber enthalten darüber hinaus einige Arzt- und Patientenbriefe als Anhang oder zwischengeschaltetes Fallbeispiel. Bei einem davon stellt die thematisch geordnete Briefsammlung sogar den Hauptteil des Werks dar, so dass eine Arzt-Patienten-Korrespondenz rekonstruiert werden kann.

Der Arztbrief fungiert historisch als wesentliche Quelle zur frühneuzeitlichen ärztlichen Praxis, bildet er doch neben dem Besuch am Krankenbett die wichtigste Säule der Arzt- Patientenkommunikation. Innerhalb der Ratgeber dienen die angehängten Briefe neben Zwecken der Illustration einerseits als Beweis der erfolgreichen Therapie, bieten andererseits dem lesenden Patienten aber auch die Möglichkeit, sich orientierend an dem Fallbeispiel, mit dem er sich und seinen Zustand am ehesten identifizieren kann, ein beinahe individuelles Therapieregiment zusammenzustellen.

Bei den Autoren handelt es sich um 30 Ärzte des deutschsprachigen Raumes, die häufig eine Stelle als Stadtphysikus bekleiden, gelegentlich aber auch als Leibärzte beschäftigt sind. Gemeinsam ist ihnen das universitäre Studium mit Erlangung der Doktorwürde sowie die Unterstützung der vorherrschenden humoralpathologischen Krankheitstheorie, allerdings unterscheiden sie sich in ihrer Affinität für die neuartigen chymischen Konzepte des Paracelsismus. Durch die Bestallung der Stadtärzte im Namen eines kommunalen Rates mit einer Vielzahl vertraglich geregelter Verpflichtungen wie der unentgeltlichen Behandlung der Armen sowie der Aufsicht über das Medizinalwesen<sup>38</sup> ergab sich laut Stürzbecher deren gesundheitspolitische Verantwortung, die nicht nur bei der Deutung der sprachlichen Bilder von Belang sein wird, sondern auch das inhaltliche Spektrum meines Samples bestimmt.

Bei 27 der Konsilien handelt es sich um Seuchenschriften, die mit der Pest (16), der Roten Ruhr (5), dem Hauptfieber (3) und anderen Seuchen (3) vorwiegend Kontagien

---

<sup>38</sup> Vgl. Stürzbecher (1981), S. 123f.

zum Gegenstand haben, welche eine immer wiederkehrende Bedrohung für die städtischen Gemeinden darstellten. Die Ausführungen zur Prophylaxe behandeln dementsprechend neben den individuellen Anweisungen zur Diätetik häufig öffentliche Maßnahmen der Seuchenprävention. Auch lassen sich am zeitlichen Verlauf der Publikationsdichte die Konturen der großen Epidemien nachzeichnen, was ebenfalls deren Anwendungsbezug betont. Demgegenüber stehen wenige Ratgeber über chronische Erkrankungen wie die Gicht (5), die mit ihrer Orientierung am wohlhabenden Patienten eher an der traditionellen Konsiliumskonzeption anknüpfen und vordergründiger der Eroberung von Anteilen an einem umkämpften medizinischen Markt nachgehen. Daneben habe ich ein Werk über die Bergsucht, welches eher lokalen Bezug aufweist, und eine Fallsammlung für ärztliches Publikum, in welchem einige volkssprachliche Arzt- und Patientenbriefe enthalten sind, in mein Sample aufgenommen. Zur Kontextualisierung meiner Hauptquellen habe ich Werke unterschiedlichster Thematik und Autorschaft herangezogen, darunter acht Pestschriften geistlicher Autoren, vier Ratgeber verfasst von nicht-ärztlichen Heilkundigen, drei Lobreden über die Gicht sowie sieben Werke, die eher der Fachliteratur zuzuordnen sind.

Interessanterweise wird der frühneuhochdeutsche Fließtext der Ratgeber je nach Autor mehr oder weniger häufig durch lateinische Fachwörter oder gar ganze Sätze unterbrochen. Da letzteres Mittel insbesondere zur Zitation fachlicher Autoritäten oder bildungssprachlicher Redewendungen Verwendung findet, lässt es sich als Zeichen ärztlichen Standesbewusstseins deuten, stellt die Sprache des Arztes als wichtiges Distinktionsmerkmal doch seine universitäre Bildung zur Schau. Im Sinne eines Qualitätsmerkmals kann dies nicht nur von demjenigen Patienten aufgefasst werden, der diesen Sprachcode durch ein Studium teilt, sondern auch von dem durchschnittlich gebildeten Patienten der breiten Masse, insofern er empfänglich dafür ist, sich durch die einschüchternde Demonstration seiner eigenen Unzulänglichkeit beeindrucken zu lassen. Gegenüber einem ärztlichen Kollegen, der das Werk aus fachlichem oder ökonomischem Interesse zu Rate zieht, behauptet sich der Autor zudem als *firm* in Theorie und Habitus.



Doch sind die ärztliche Ratgeberliteratur und die darin enthaltenen Arztbriefe eine geeignete Quelle, um Ausmaß, Erscheinungsbild, Ursprung und Zweck der Metaphorik ärztlicher Sprache angemessen darzustellen und im Kontext ärztlicher Praxis einzuordnen? Um diese Frage zu klären, muss man zunächst einschränken, inwiefern sich deren Befunde auf die gesamte ärztliche Praxis extrapolieren lassen.

Auf den ersten Blick leidet die Aussagekraft der Ratgeber im Vergleich zum Arztbrief unter einer gewissen Distanz zwischen Autor und Adressat sowie dem fehlenden individualisierten Ansatz. Sowohl Arztbrief als auch Ratgeber wiederum werden im Gegensatz zum Krankenbettgespräch, das außer in ärztlichen Praxisnotizen und Patiententagebüchern kaum Spuren in der Geschichte hinterlassen hat, durch die geringe Alphabetisierungsrate relativiert. Auch bilden sie nur einen Teilbereich des für den medizinischen Betrieb relevanten Krankheitsspektrums ab, nämlich hauptsächlich den, welcher von gesundheitspolitischem Interesse der Auftraggeber oder für den Arzt in den Augen einer wichtigen Zielgruppe besonders ruffördernd war.

Ein breiteres Spektrum findet sich in den wenigen gesammelten brieflichen Quellen. Während der Arztbrief allgemein betrachtet als authentischstes Zeugnis ärztlicher Praxis gelten kann, erfüllt sich dieser Anspruch jedoch höchstens im Originalmanuskript, dessen Bergung den Historiker vor heuristische Herausforderungen stellt, da sich die Briefe eines frühneuzeitlichen Arztes, deren Erhalt bis in die Gegenwart ohnehin eher auf Ausnahmefälle beschränkt ist, doch über hunderte Patientenhaushalte verteilen können. Den gedruckten Arztbriefsammlungen dagegen hängt der Makel der Mittelbarkeit an, welcher umso schwerer wiegt, da in der Regel der Arzt als Herausgeber fungiert und seinem eigenen Verständnis von Objektivität verpflichtet ist. Neben dem naheliegenden Problem der Selektionsbias muss daher auch eine Redaktion der Briefe angenommen werden. Zu Ersterem gehört die überdurchschnittliche Repräsentation seltener und schwieriger Fälle, eine Häufung von Korrespondenzen mit Patienten hohen sozialen Ranges sowie das Fehlen von Beispielen gescheiterter Kommunikation mit negativem Patientenfeedback, wie Stolberg erläutert.<sup>39</sup> Letzteres lässt sich im Einzelfall ohne das Manuskript zwar kaum nachweisen, war in der publizistischen Praxis aber ein übliches Vorgehen. Eine repräsentative Aussage über das gesamte Spektrum ärztlicher Alltagskorrespondenz ist allein anhand der Ratgeber also nicht möglich und auch nicht Ziel dieser Arbeit.

---

<sup>39</sup> Vgl. Stolberg (2015a), S. 73.

Bei aller berechtigter Kritik an ihrer Aussagekraft bezogen auf die ärztliche Praxis<sup>40</sup> ist der enorme Einfluss der volkssprachlichen Ratgeber auf die Patienten der Frühen Neuzeit allerdings nicht zu unterschätzen, gehören sie laut Stolberg doch neben religiösen Erbauungsschriften zum erfolgreichsten Genre auf dem Buchmarkt.<sup>41</sup> Sowohl die Agenda der Ratgeber als auch die Metapher als ihr Transportmittel müssen also in durchaus nennenswertem Maße Geschmack und Bedürfnisse der Patienten getroffen haben, so dass es vermessen wäre, ihnen nicht einen bedeutenden Platz unter den Quellen der Arzt-Patienten-Kommunikation zuzugestehen.

Insgesamt kann in Zusammenschau der Ratgeber also gerade wegen ihrer Popularität und reichhaltigen Metaphorizität, die sie vom ärztlichen Fachdiskurs abhebt, sehr wohl der Anspruch erhoben werden, nicht nur eine wichtige Teilmenge der ärztlichen Praxis abzubilden, sondern auch Erkenntnisse über die Umstände und Techniken der Vernakularisierung ärztlichen Wissens und die Entwicklung vernakularer Krankheitskonzepte im Zusammenspiel zwischen Arzt und Patient aufzeigen zu können.

---

<sup>40</sup> Für eine ausführliche Kritik der Konsilien vgl. Stolberg (2003), S. 108ff.

<sup>41</sup> Vgl. Stolberg (2015b), S. 47.

#### 1.4. Methodik der qualitativen Metaphernanalyse

Bevor ich meine Quellen auf deren metaphorischen Gehalt untersuchen kann, bedarf es einer eingehenderen Definition des Metaphernbegriffes, den ich meiner Analyse zugrunde legen möchte. Wie wir sehen werden, ist die Metapher ein sprachliches Phänomen mit einer langen Geschichte, in deren Verlauf sich unterschiedliche Ansätze zur Erkennung, Differenzierung und Deutung figurativer Sprache entwickelt haben. Im Folgenden möchte ich all jene Perspektiven aufzeigen, die sich bei meinem Versuch, das vielgestaltige Phänomen „Metapher“ im Kontext der frühneuzeitlichen Ratgeberliteratur zu beleuchten, als hilfreich erwiesen haben.

##### *Substitutions- und Vergleichstheorie: ein Aristotelischer Metaphernbegriff?*

Eine der ältesten und bedeutendsten Auseinandersetzungen mit dem Thema Metapher findet sich in den aristotelischen Werken zur Poetik und Rhetorik. Bis in die Neuzeit lässt sich etwa der Einfluss seiner sehr breit gefassten Definition des Metaphernbegriffs nachverfolgen, die laut Harald Weinrich so vage formuliert ist, dass man heute darunter alle Form des Tropus wie etwa Metonymie oder Synekdoche einordnen würde.<sup>42</sup> Eine Metapher sei demnach jede Übertragung eines Wortes auf ein anderes Wort, wobei ersteres im Sinne eines uneigentlichen Ausdrucks verwendet wird.<sup>43</sup> Da die Metapher hierbei lediglich als stilistisch treffender Ersatz für einen inhaltlich äquivalenten wörtlichen Ausdruck begriffen werde, subsumiert Max Black diese traditionelle Sichtweise unter dem Begriff der Substitutionstheorie.<sup>44</sup> Laut Blumenberg unterstützt die Metapher nach Ansicht des Aristoteles zwar die Wirkung der Aussage, bereichert jedoch nicht deren Kapazität.<sup>45</sup> Die funktionellen Gesichtspunkte, welche Aristoteles der Metapher zuweist, sind dementsprechend in erster Linie ästhetischer, persuasiver und distinktiver Natur: Als Vermittlerin von Anmut und Erhabenheit trage die Metapher zur Erbauung des Zuhörers bei.<sup>46</sup> Indem sie

---

<sup>42</sup> Vgl. HWPh, „Metapher“, Sp. 1179-1186.

<sup>43</sup> Vgl. Aristoteles/Fuhrmann (1982), S. 67.

<sup>44</sup> Vgl. Black (1983a), S. 61.

<sup>45</sup> Vgl. Blumenberg (1983), S. 286.

<sup>46</sup> Vgl. Aristoteles/Fuhrmann (1982), S. 71; Aristoteles/Krapinger (1999), S. 154-156.

Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Gegenständen aufgreife, unterstütze sie die Anschaulichkeit der Rede.<sup>47</sup> Nicht zuletzt diene sie der Statuserhöhung des Autors, denn gute Metaphern zu finden, sei ein Zeichen von Begabung.<sup>48</sup> Allerdings weist bereits Aristoteles der Metapher auch eine epistemische Funktion zu, die den Rahmen der Substitutionstheorie zu sprengen droht: Nämlich könne sie durch die Anwendung von Bekanntem auf Unbekanntes auch neue Erkenntnisse vermitteln.<sup>49</sup>

Als Vergleichstheorie bezeichnet Max Black wiederum die Behauptung, eine Metapher beruhe stets auf der Präexistenz einer direkten Ähnlichkeit oder einer Analogie der Relationen zwischen wörtlichem und metaphorischem Begriff.<sup>50</sup> Da ihre Vertreter davon ausgehen, dass sich eine Metapher ohne Sinnverlust durch einen äquivalenten Vergleich ersetzen lasse, betrachtet Black sie als eine Unterart der aristotelischen Substitutionstheorie.<sup>51</sup> Weder der einen noch der anderen Theorie möchte dagegen Rolf Eckard das aristotelische Gedankengebäude zugeordnet wissen und formuliert dafür den Begriff der Analogietheorie.<sup>52</sup>

Bevor wir nun die Beziehung zwischen Metapher, Vergleich und Analogie erörtern, möchten wir zunächst die Terminologie genauer definieren. So handelt es sich bei der Analogie laut Adolf Remane um einen Begriff, der ursprünglich aus der antiken Mathematik stammt und die Gleichheit eines Verhältnisses zum Ausdruck bringt.<sup>53</sup> Aristoteles verstand sie allerdings auch abseits davon als „eine Beziehung, in der sich die zweite Größe zur ersten ähnlich verhält wie die vierte zur dritten.“<sup>54</sup> Wie Daniel Schäfer betont, ist die Analogie für Aristoteles damit nicht zuletzt ein Werkzeug der Logik, welches das Verständnis eines noch unbekanntes Phänomens über die

---

<sup>47</sup> Vgl. Aristoteles/Krapinger (1999), S. 174-176.

<sup>48</sup> Vgl. Aristoteles/Fuhrmann (1982), S. 75-77.

<sup>49</sup> Vgl. Aristoteles/Krapinger (1999), S. 173.

<sup>50</sup> Nähme man beispielsweise die metaphorische Äußerung heran, bei der Pest handle es sich um eine Geißel Gottes, so könnte man die gemeinsame Eigenschaft, Schmerzen zuzufügen, als präexistente Analogie begreifen und zur Deutung heranziehen.

<sup>51</sup> Vgl. Black (1983a), S. 66.

<sup>52</sup> Vgl. Rolf (2005), S. 30.

<sup>53</sup> Vgl. HWPh, „Analogie“, Sp. 214-229.

<sup>54</sup> Aristoteles/Fuhrmann (1982), S. 69. Was Aristoteles hier beschreibt, würde Hans Georg Coenen als zweistellige Analogie bezeichnen, aber auch ein- oder mehrstellige Konstellationen seien selbstverständlich denkbar. Coenen (2002), S. 97-107. Eine dreistellige Analogie könnte etwa, um auf unser vorheriges Beispiel zurückzukommen, behaupten, Gott züchtige die Menschen mit der Pest wie ein Vater seine Kinder mit einer Rute.

Eigenschaften eines bereits bekannten Phänomens ermöglicht, das sich zu Ersterem ähnlich verhält.<sup>55</sup> Den Vergleich definieren Schenk und Krause demgegenüber als eine „Nebeneinanderstellung, aus welcher Ähnlichkeiten erkannt werden“ können.<sup>56</sup> Ein Vergleich bestehe dabei immer aus den beiden verglichenen Entitäten („comparata“) und einem Vergleichsbezug („tertium comparationis“), der explizit genannt werden kann, sich häufig aber auch nur implizit ergibt.<sup>57</sup> Typischerweise wird die zweite Entität durch eine Vergleichspartikel („wie“, „als“, „gleichsam“) eingeführt, der bei der Identifikation des Vergleichs eine wichtige Indikatorfunktion erfüllt. Die grundsätzliche Beziehung zwischen Analogie und Gleichnis würde ich zusammenfassend also folgendermaßen beschreiben: Während die Analogie in erster Linie ein bloßes Ähnlichkeitsverhältnis darstellt, ist der Vergleich ein Vorgang, der auf dieses Verhältnis in differenzierender Weise Bezug nimmt. Auf Grundlage einer bestehenden Analogie lässt sich damit einerseits mit Leichtigkeit ein Gleichnis aufbauen. Andererseits kann ein kreatives Gleichnis aber auch eine bisher unerkannte Analogie aufdecken. Gilt dasselbe nun auch für die Metapher?

Zumindest in Bezug auf die gelungene Metapher würde Aristoteles diese Ansicht mit Sicherheit bejahen. Von den vier Metapherarten, die der Schüler Platons unterschied, betrachtete er nämlich gerade jene als herausragend, die gemäß der Analogie gebildet würden.<sup>58</sup> Was aber unterscheidet diese Art der Metapher noch vom Vergleich, sieht man einmal von der Vergleichspartikel ab? Folgt man dem Aristoteles, ist eine echte semantische Kluft zwischen den beiden tatsächlich kaum vorhanden, handle es sich bei den Gleichnissen doch lediglich um Metaphern, „die eines (erklärenden) Wortes bedürfen“.<sup>59</sup> Da seine weitgefasste Metapherdefinition nun also eine ganze Reihe von Stilmitteln einschließt, die mittlerweile eigenständig betrachtet werden, überrascht es wenig, dass er auch den Vergleich seinem Metaphernverständnis unterzuordnen wusste. Fungiert die Metapher hierbei aber noch als Oberbegriff, soll diese Hierarchie in der nacharistotelischen Rhetoriktradition umgekehrt werden, wie Benjamin Biebuyk

---

<sup>55</sup> Vgl. Schäfer (2012), S. 243.

<sup>56</sup> HWPh, „Vergleich“, Sp. 676.

<sup>57</sup> Vgl. *ibid.*, Sp. 677. In der Aussage „Die Pest ist so wandelbar wie ein Wechselbalg“ sind beispielsweise Pest und Wechselbalg die *comparata*, ihre Wandlungsfähigkeit dagegen das explizite *tertium comparationis* also die vergleichbare Eigenschaft, hier eingeführt durch das Adverb „so“.

<sup>58</sup> Vgl. Aristoteles/Krapinger (1999), S. 156, 174.

<sup>59</sup> Aristoteles/Krapinger (1999), S. 162.

erläutert: Indem sie den Metaphernbegriff auf eine bloße Ähnlichkeitsbehauptung reduzierten, erhoben seine römischen Nachfolger den Vergleich zum Prototyp der Metapher,<sup>60</sup> eine Anschauung, die laut Weinrich in der berühmten Behauptung des Quintilian gipfelte, die Metapher sei lediglich ein verkürztes Gleichnis ohne Vergleichspartikel.<sup>61</sup> Die nachhaltige Wirkung dieser rhetorischen Schule lässt sich laut Klaus Weimar und anderer Autoren noch bis in die Barockzeit zurückverfolgen,<sup>62</sup> was ihr eine wichtige Rolle bei der Deutung meines Korpus zuweist.

Dass die Metapher äquivalent zu einem Vergleich sei, wird in der modernen Metaphernforschung dagegen nur noch selten behauptet. Auch wenn Max Black zugibt, dass der semantische Unterschied im Einzelfall gering ausfallen mag, betrachtet er die Metapher durch ihren Beziehungsreichtum doch als ungleich wirkungsvoller und vielseitiger.<sup>63</sup> Nur selten könne sie ohne Bedeutungsverlust durch einen simplen wörtlichen Ausdruck oder Vergleich ersetzt werde. Darüber hinaus sei sie keineswegs auf eine objektiv vorbestehende Ähnlichkeit zum Gegenstand angewiesen, sondern könne Ähnlichkeit sogar selbst konstruieren.<sup>64</sup> Für die unterschiedliche Wirkung von Vergleich und Metapher hält Biebuyck das Fehlen oder Vorhandensein eines Vergleichspartikels für entscheidend. Dieser enthalte eine implizite Handlungsanweisung, welche den Leser darauf vorbereite, zwei unterschiedliche Konzepte lediglich hinsichtlich gewisser Gemeinsamkeiten (also des „tertium comparationis“) zu betrachten. Beim Vergleich handle es sich somit um eine Prädikation, ein Urteil über die konzeptuelle Wirklichkeit, die per se wahr ist. Damit erscheine er glaubwürdiger als die Metapher und erfahre größere Akzeptanz beim Leser.<sup>65</sup> Die Metapher dagegen bezeichnet einander primär fremde Konzepte kurzerhand als identisch. Inwiefern dies andererseits die Intensität der Aussage erhöht, soll im Rahmen der Kontroverstheorie erläutert werden.

Trotz der grundsätzlichen Unterschiede, die man mittlerweile zwischen Metapher und Vergleich annimmt, weisen Autoren wie Coenen dem aristotelischen Standpunkt nach

---

<sup>60</sup> Vgl. Biebuyck (1998), S. 30.

<sup>61</sup> Vgl. HWPh, „Metapher“, Sp. 1179f.

<sup>62</sup> Vgl. Weimar (1990), S. 455; s.a. Schenk/Krause (2001), Sp. 677.

<sup>63</sup> Vgl. Black (1983b), S. 397.

<sup>64</sup> Vgl. Black (1983a), S. 65f.

<sup>65</sup> Vgl. Biebuyck (1998), S. 258-259.

wie vor eine große Bedeutung zu, da er abseits all seiner Unzulänglichkeiten die Analogie doch korrekterweise als ihr verbindendes Element begreife.<sup>66</sup> Ihrer Betrachtung widmet er im Rahmen eines eigenen Theoriegebäudes sein Hauptaugenmerk. Unter einer Metapher versteht Coenen demnach die Bezeichnung eines Gegenstandes, welche zwar von seinem üblichen Beschreibungsinhalt abweicht, mit ihm allerdings eine gemeinsame Klasse von Beschreibungsinhalten aufweist.<sup>67</sup> Letztere Gemeinsamkeit bezeichnet er als Analogiewurzel oder Bildfeld der Metapher und unterzieht sie einem rigorosen Analyseprozess. Dabei werden die in seinen Beispielen häufig mehrstelligen Analogiepartner des metaphorischen Bildbereiches und des wörtlichen Sachbereiches gegenübergestellt und die vielgestaltigen Beziehungen der analogen Gegenstände in einer übersichtlichen Strukturformel kondensiert.<sup>68</sup> Coenens Ansatz bietet somit eine praktikable Methodik, auch komplexere Analogien der Interpretation zugänglich zu machen.

Auch wenn die klassische Substitutions- und Vergleichstheorie von den meisten Autoren inzwischen zurückgewiesen wird, wie Rolf Eckard resümierend feststellt,<sup>69</sup> behält sie zumindest für das frühneuzeitliche Schrifttum eine nicht zu leugnende Geltung. Dem Primat der antiken Rhetorik als wichtigem Teilbereich der Freien Künste konnte sich der damalige Mediziner während seiner universitären Ausbildung kaum verschließen. Entsprechend naheliegend erscheint es, für seine literarischen Erzeugnisse anzunehmen, dass in ihnen gemäß der quintilianischen Maxime Metapher und Vergleich als ebenbürtige und relativ austauschbare Werkzeuge auftreten. Eine historische Metaphernanalyse kann folglich nicht darauf verzichten, auch Vergleiche in ihre Betrachtungen miteinzubeziehen. Freilich gelten die daraus gezogenen Schlüsse nur in engen Grenzen, schließlich setzt die damalige Deutungshoheit einer historischen Denkschule die modernen Erkenntnisse der Metaphernforschung nicht außer Kraft. Gerade hintergründige Prozesse und Mentalitäten, die den Akteuren gar nicht bewusst gewesen sein müssen, lassen sich mit manchen neueren Theorien weitaus besser sichtbar machen, wie wir sehen

---

<sup>66</sup> Vgl. Coenen (2002), S. 45; s.a. Black (1983b), S. 396.

<sup>67</sup> Vgl. Coenen (2002), S. 60f.

<sup>68</sup> Vgl. *ibid.*, S. 39.

<sup>69</sup> Vgl. Rolf (2005), S. 34.

werden. Zielführend kann bei einem vielschichten Forschungsobjekt wie der Metapher letztlich nur die Zusammenschau verschiedener Perspektiven sein.

### *Interaktionstheorie nach Black und Richards*

Keine Einführung in die Metapherntheorien der Moderne wäre denkbar, ohne einen ihrer frühesten und einflussreichsten Vertreter zu nennen: die vielbeachtete Interaktionstheorie, deren Grundsätze erstmals in den Rhetorikvorlesungen I. A. Richards' formuliert wurden und 18 Jahre nach ihrer Publikation im Jahre 1936 durch die Beiträge Max Blacks neuen Auftrieb erfuhr.

Richards Kernidee besteht darin, dass eine Metapher zwei unterschiedliche Vorstellungen zusammenbringt, durch deren Interaktion sich erst die Bedeutung der Metapher ergebe.<sup>70</sup> Die metaphorische Übertragung sei somit weniger als eine Einbahnstraße zu begreifen, sondern im Gegenteil Schauplatz eines regen Austauschs. Ein besonderes Anliegen war ihm darüber hinaus die Vereinheitlichung der Terminologie. Gemäß oben genannter Definition ist die Metapher ein zweiteiliges Phänomen. Nehmen wir als Beispiel eine Situation heran, bei der ein Patient seine Konstitution als schwer angegriffen beschreibt. Was sich unter der Aussage des Patienten verbirgt, nämlich die Klage über eine beeinträchtigte Gesundheit, nennt Richards den Tenor oder Hauptgegenstand der Metapher. Den metaphorischen Ausdruck „angegriffen“, der ursprünglich aus einem kriegerischen Umfeld stammt, würde Richards dagegen als Vehikel bezeichnen.<sup>71</sup>

Schon Max Black wiederum führte wie die meisten seiner Nachfolger eine eigene Terminologie ein. Einen metaphorisch verwendeten Begriff bezeichnet Black als Fokus, den übrigen Teil des Satzes als Rahmen der Metapher.<sup>72</sup> Ähnlich wie bei Richards ergibt sich die Bedeutung der Metapher aus dem wechselseitigen Zusammenspiel zwischen dem Konzept des Hauptgegenstands und dem metaphorisch gebrauchten (untergeordneten) Gegenstand, welcher im Kontext des neuen Rahmens eine Verschiebung und Erweiterung seines Bedeutungsumfangs

---

<sup>70</sup> Vgl. Richards (1983), S. 34.

<sup>71</sup> Vgl. *ibid.*, S. 36ff.

<sup>72</sup> Vgl. Black (1983b), S.58.



erfahre.<sup>73</sup> Der beispielhaft genannte „Angriff“ bezeichnet damit nicht mehr nur einen Akt der Gewalt, sondern einen seelisch-körperlichen Symptomkomplex. Auch der Hauptgegenstand erfährt laut Black eine bedeutende Wandlung. Mittels der untergeordneten Metapher werde er gleichsam durch einen Filter betrachtet, dessen Struktur von einem für den untergeordneten Gegenstand charakteristischen "System miteinander assoziierter Allgemeinplätze" (oder „Implikationen“)<sup>74</sup> vorgegeben werde, welches in einem Kulturraum relativ einheitlich sei. Bezogen auf besagten „Angriff“ könnte es sich bei den entsprechenden Implikationen unter anderem um feindliche Übernahme und den Verlust der geistig-körperlichen Integrität handeln, die den Kontext der Erkrankung in das Licht eines gewaltsamen Vorgangs tauchen, der Alarmbereitschaft mehr als Duldung provoziert. Indem sie die Aufmerksamkeit des Lesers also auf bestimmte Aspekte des Hauptgegenstandes fokussiert, während sie andere verdeckt, präge die Metapher dessen Konzeption und werde wiederum von ihr geprägt, folgert Black.<sup>75</sup> Diese bedeutende Eigenschaft der Metapher, die einen sehr fruchtbaren Ansatz zur Interpretation darstellt, subsumieren Lakoff und Johnson auch unter dem Begriff „Highlighting and Hiding“.<sup>76</sup>

Nichtsdestotrotz werden Teile von Blacks Hypothesen in der empirischen Sozialforschung auch mit Skepsis betrachtet. Wie John Waggoner in einer Übersichtsarbeit zusammenfasst, ließen sich zwar viele der von Black postulierten und bereits im vorherigen Kapitel angesprochenen Charakteristika der Metapher experimentell nachvollziehen, so ihre Abgrenzung zum Vergleich sowie ihr Potential neue Analogien zu erschaffen, weniger jedoch die tatsächliche Existenz eines reziproken Einflusses vom Tenor auf das Vehikel, was wie Waggoner einräumt, aber auch an methodischen Hürden liegen könnte. Da in der psychologischen Forschung eher Metaphern des alltäglichen Sprachgebrauchs untersucht würden, sei es außerdem denkbar, dass sich jene Reziprozität auf kühnere Metaphern beschränkt, anhand derer Black letztlich auch seine Theorie entwickelte.<sup>77</sup>

---

<sup>73</sup> Vgl. *ibid.*, S. 69.

<sup>74</sup> *Ibid.*, S. 70. Letzteren Begriff ersetzte Black nach Paul Ricoeurs Kritik an seiner unvoreilhaftigen Konnotation später durch den der „assozierte[n] Implikationen“ (Black 1977, 392f).

<sup>75</sup> Vgl. *Ibid.*, S. 71f.

<sup>76</sup> Lakoff/Johnson (2007), S. 18.

<sup>77</sup> Vgl. Waggoner (1990), S. 104-105.

Angesichts der eher konventionellen Art, der die meisten Metaphern meines Samples angehören, wird es auch mir im Folgenden nur selten gelingen, eine echte Interaktion ausfindig zu machen. Dennoch kann der Einfluss der Interaktionstheorie auf das Metaphernverständnis der vorliegenden Arbeit nicht genug hervorgehoben werden. Wesentliche Bemühungen der Analyse und Interpretation werden sich entsprechend darauf richten, den assoziierten Implikationen einer Metapher nachzuspüren und deren Filterfunktion aufzuzeigen

### Kontroverstheorie und poetische Metapher

Ein anderes Metaphernverständnis vermittelt die sogenannte Kontroverstheorie, die auf Monroe Beardsley zurückgeht und den semantischen Konflikt zwischen den Bedeutungsebenen als ausschlaggebendes Kriterium von Metaphorizität begreift. Demnach grenze sich die Metapher vom wörtlichen Ausdruck dadurch ab, dass die denotative Hauptbedeutung des metaphorisch gebrauchten Wortes im logischen Gegensatz zu seinem Kontext stehe. „Der gichtkranke Körper ist ein Bergwerk“, ist beispielsweise eine Aussage, die wörtlich betrachtet offensichtlich falsch ist. Dieser Umstand fordert nun den um Textverständnis bemühten Leser dazu auf, in den konnotativen Nebenbedeutungen des Wortes „Bergwerk“ nach einer metaphorischen Bedeutung zu suchen, die diesen Konflikt auflöst. Zwar lassen sich aus dem Körper des Patienten keine wertvollen Ressourcen bergen, was der eigentlichen Hauptbedeutung eines Bergwerks nahekommt, beide Orte sind jedoch im weitesten Sinne erfüllt von einer festen Materie, die sich, so impliziert es diese Metapher, durch mechanische Bemühungen abbauen lässt. Es findet also eine Bedeutungsverschiebung von der denotativen Haupt- zur konnotativen Nebenbedeutung statt, welche Beardsley als „metaphorische Verdrehung“ (metaphorical twist) bezeichnet.<sup>78</sup>

Einzelne Denkanstöße Beardsleys wurden von verschiedenen Autoren aufgegriffen, so etwa auch von Harald Weinrich, der die Metapher bündig ein „Wort in einem konterdeterminierenden Kontext“ nennt. Der kontroverstheoretische Ansatz bietet dabei nicht nur eine praktikable Metapherdefinition, sondern betrachtet dieses Sprachphänomen gleichzeitig auch unter funktionellen Gesichtspunkten: Indem sie

---

<sup>78</sup> Beardsley (1983), S. 129.

der Determinationserwartung eines Wortes zuwiderlaufe, erzeuge die Metapher beim Leser unweigerlich Überraschung.<sup>79</sup>

Viele Ansätze Monroes werden des Weiteren von Benjamin Biebuyck fortgesetzt, obgleich er sich in seiner differenzierenden Theorie der poetischen Metapher von der Idee distanziert, bei der kontextabhängigen Vorrangigkeit einer Bedeutungsebene gegenüber anderen Bedeutungsebenen handle es sich um ein Privileg von Figürlichkeit.<sup>80</sup> Als Ausgangspunkt für den poetischen Metaphernbegriff nennt Biebuyck die sprachliche Normabweichung. Um eine sprachliche Norm zu definieren, hält er die traditionelle Opposition von eigentlich oder uneigentlich beziehungsweise wörtlich oder figürlich allerdings für unzureichend.<sup>81</sup> Stattdessen spricht er vom Konzeptualisierungsmuster des Textes in seiner Gesamtheit, also der „Totalität der Vorgänge, mittels derer der Text seine Konzepte gestaltet und ausbaut“. Dieses löse beim Leser eine bestimmte Kontexterwartung aus, die durch die Metapher hintertrieben werde: Sie bedinge damit eine spannungsgeladene Abweichung vom Konzeptualisierungsmuster. Die damit einhergehende Konfrontation sei verantwortlich für die höhere Wirkungsintensität der poetischen Metapher gegenüber jener des Vergleichs.<sup>82</sup>

Als weiteres Charakteristikum von Metaphorik nennt Biebuyck schließlich das Bestehen einer sogenannten Kookkurrenz, worunter er ein „simultanes Artikuliertsein zweier Konzepte“ begreift, welches beim Leser eine Art „Bewusstseinsspaltung“<sup>83</sup> hervorrufe: Da die beiden Konzepte nicht miteinander kombinierbar seien, blieben sie gleichermaßen präsent. Dieser Vorgang bewirke beim Lesen eine „Entfremdung von der literarischen Wirklichkeit“, welche die Metapher nicht nur zu einem bloßen Stil-Mittel mache, wie in der rhetorischen Begriffsakzentuierung, sondern zu einem Ereignis, welches die Lektüre lenke.<sup>84</sup>

Einschränkend muss man festhalten, dass Biebuycks Metaphernbegriff wiederum sehr eng gefasst ist: Vorwiegend die etwas kühneren kreativ-literarischen Metaphern

---

<sup>79</sup> Vgl. Weinrich (1976), S. 320.

<sup>80</sup> Biebuyck (1998), S. 89.

<sup>81</sup> Vgl. Biebuyck (1998), S. 168-170.

<sup>82</sup> Vgl. *ibid.*, S. 259.

<sup>83</sup> *Ibid.*, S. 183.

<sup>84</sup> *Ibid.*, S. 185-187.

dürften es sein, auf die sein Ansatz in Gänze zutrifft.<sup>85</sup> Zwar handelt es sich dabei um die wirkungsvollsten Ausprägungen von Figürlichkeit, deren metaphorischer Gehalt so vielgestaltig ist, dass ihre Analyse zweifellos vielversprechend erscheint. Von vorneherein ausgenommen sind dagegen lexikalisierte Metaphern („Lungenflügel“) und Vergleiche, da sie ihm zufolge keine Entfremdung auslösen können.<sup>86</sup> Während sich also die auffälligeren Metaphern in meinem Korpus gut mittels der Kontroverstheorie beschreiben lassen dürften, werden unscheinbarere Formen von Bildlichkeit wiederum übergangen und müssen daher mit anderen Methoden betrachtet werden.

### *Konzeptuelle Metapherntheorie nach Lakoff und Johnson*

Kaum ein Ansatz hat die vergangenen Jahrzehnte der Metaphernforschung derart geprägt und ist dabei trotz seiner Popularität so kontrovers diskutiert worden, wie die konzeptuelle Metapherntheorie nach Georg Lakoff und Mark Johnson. Im Gegensatz zu vielen der eingangs vorgestellten Theorien liegt ihr wesentlicher Verdienst weniger darin, eine universelle Metapherdefinition zu präsentieren, als aufzuzeigen, welche wichtigen Funktionen die Metapher im kognitiven Prozess erfüllt.

Was die konzeptuelle Metapherntheorie dabei im Besonderen kennzeichnet, ist die radikale Fortführung eines beinahe zweitausend Jahre alten Gedankens: „[F]ast alles, was wir reden, ist bildlich“, formulierte es schon der römische Rhetoriker Quintilian.<sup>87</sup> Auf einer Weiterführung dieser Prämisse beruht schließlich I. A. Richards' Behauptung, die Metapher sei „das allgegenwärtige Prinzip der Sprache“,<sup>88</sup> dessen Wirkungsbereich sich selbstredend auch auf unser Denken erstreckte.<sup>89</sup> Obwohl sich Lakoff und Johnson irritierenderweise einer historischen Einordnung ihrer Theorie verweigern, stehen sie ganz offensichtlich in ebendieser Tradition, wenn sie in einem

---

<sup>85</sup> Vgl. *ibid.*, S. 21.

<sup>86</sup> *Ibid.*, S. 261. Eine Einschätzung, der Eva Kittay wohl widersprechen würde, welche die metaphorische Trennlinie zwischen beschreibendem Vergleich („comparison“) und bildlichem Vergleich („simile“) ansetzen würde. Kittay (1991), S. 18-19.

<sup>87</sup> Zitiert nach HWPh, „Metapher“, Sp. 1180.

<sup>88</sup> Richards (1983), S. 33.

<sup>89</sup> Vgl. *ibid.*, S. 35.

weiteren Schritt postulieren, das gesamte Konzeptsystem des Menschen sei metaphorisch konstituiert.<sup>90</sup>

In unserem Alltag manifestiere sich dies insbesondere im selbstverständlichen Gebrauch konventionalisierter Metaphern, lexikalisierter Sprachbilder also, die unsere Umgangssprache bevölkern, ohne dass wir uns ihres figurativen Ursprungs noch bewusst sind.<sup>91</sup> Solche metaphorischen Ausdrücke basierten stets auf einer konzeptuellen Metapher, worunter Lakoff und Johnson die sprachliche Strukturierung eines Konzeptes über ein anderes Konzept begreifen.<sup>92</sup> Betrachtet man beispielsweise das in Teilbereichen eher abstrakte Konzept des Heilens aus der Perspektive des Konzeptes Krieg, könnte man dies in der konzeptuellen Metapher „Heilen ist Krieg“ zusammenfassen. Ein gebräuchlicher Begriff, der sich im weitesten Sinne dieser Metapher zuordnen ließe, wäre die „Seuchenbekämpfung“.

Da sich unsere Wahrnehmung der Realität und unsere Sprache wechselseitig beeinflussen,<sup>93</sup> sei es möglich, durch Metaphernanalyse Rückschlüsse auf das zugrundeliegende Konzeptsystem zu ziehen und damit auf die Mechanismen unseres Denkens und Handelns. Aus obiger Formulierung könnte man also ableiten, dass wir medizinische Tätigkeiten nicht nur in Teilen militärisch begreifen, sondern sie auch entsprechend ausüben. Solche Beziehungen aufzudecken, machen Verfechter der konzeptuellen Metapherntheorie zu ihrem Kernanliegen.

Gemäß ihrer kognitiven Funktion differenzieren Lakoff und Johnson weiterhin zwischen Strukturmetaphern, Orientierungsmetaphern und ontologischen Metaphern. Zu Ersterem Typ würde man das Beispiel „Heilen ist Krieg“ rechnen: Das eine Konzept strukturiert die Wahrnehmung des anderen. Mittels der Orientierungsmetapher dagegen werde „ein ganzes System von Konzepten in ihrer wechselseitigen Bezogenheit organisiert“,<sup>94</sup> wobei physische Erfahrungen wie die Raumorientierung genauso wie kulturelle Erfahrungen grundlegend seien. Dies drückt sich etwa in der alltagssprachlich überall verwirklichten Hierarchie zwischen Hohem und Niedrigem aus, die aus einer Verschränkung von physischer Erfahrung und moralischer

---

<sup>90</sup> Vgl. Lakoff/Johnson (2007), S. 11.

<sup>91</sup> Vgl. *ibid.*, S. 66: Der gebräuchliche Begriff der „toten“ Metapher wird wegen seiner unkonstruktiven Sicht abgelehnt.

<sup>92</sup> Vgl., *ibid.*, S. 12.

<sup>93</sup> Vgl. *ibid.*, S. 168.

<sup>94</sup> *Ibid.*, S. 22.

Bewertung hervorgeht (hoher Geist – niederer Beweggrund). Die ontologische Metapher schließlich beschreibt die Bildung separater Entitäten aus Teilaspekten der menschlichen Erfahrung, auf die fortan Bezug genommen werden kann.<sup>95</sup> Ein Beispiel dafür ist die Konzeption des Abstraktums „Krankheit“ aus der Summe der körperlichen oder geistigen Symptome. Als eine Unterform der ontologischen Metapher werten Lakoff und Johnson die Personifikation. Indem wir einem abstrakten Konzept den Personenstatus zuerkennen, versehen wir es mit Eigenschaften, die uns aus unserer Erfahrungswelt vertraut sind, was uns den Umgang mit selbigem enorm erleichtert.<sup>96</sup> In entscheidenden Punkten weicht die konzeptuelle Metaphertheorie von der traditionellen Linie ab. So zeigen Lakoff und Johnson im Gegensatz zu den meisten anderen Theoretikern kein gesondertes Interesse an unkonventionellen Metaphern, worunter sie die literarischen, über die Umgangssprache hinausgehenden Metaphern verstanden wissen möchten. Zwar gingen sie häufig aus Teilaspekten konventionalisierter Metaphern hervor, auf die sie entsprechend wieder zurückgeführt werden könnten und hätten dabei dasselbe Potential sinnstiftend zu agieren.<sup>97</sup> In diesem Falle könnten auch sie herangezogen werden, um das menschliche Konzeptsystem zu untersuchen. Nicht selten handle es sich bei ihnen allerdings um kreative Neuschöpfungen, welche sich abseits vom konzeptuellen Status-quo unbekannte Bedeutungsräume erschließen, indem sie fremde Erfahrungswelten zusammenführen.<sup>98</sup> Wenn Lakoff und Johnson solchen Metaphern zwar eine potentielle Pionierleistung zuschreiben, sprechen sie ihnen dennoch ab, generalisierbare Schlussfolgerungen über unser Denken zu ermöglichen. Für meinen Ansatz allerdings sind auch diese Metaphern von Interesse, da sie als bewusstes Produkt der Redekunst Schlaglichter auf die rhetorische Agenda des Autors werfen und dabei individuelle Idiosynkrasien offenbaren. Auch daraus lässt sich auf epochenspezifische Mentalitäten schließen.

Als wichtigsten Kritikpunkt an der konzeptuellen Metaphertheorie möchte ich so auch den laut Rudolf Schmitt verbreiteten Einwand am Lakoff'schen Universalitätsanspruch

---

<sup>95</sup> Vgl. *ibid.* S. 35.

<sup>96</sup> Vgl. *ibid.*, S.44.

<sup>97</sup> Vgl. *ibid.*, S. 164.

<sup>98</sup> Vgl., *ibid.* S. 161.

aufgreifen.<sup>99</sup> Während Lakoff und Johnson komplexeren metaphorischen Konzepten zwar zugestehen auch von kulturellen Wahrnehmungsmustern geprägt zu sein, betrachten sie viele ihrer primären Metaphern als entwicklungspsychologisch bedingt: Sie sollen auf sehr körpernahen Erfahrungen basieren, die quasi über alle Zeitalter und Kulturen identisch geblieben seien.<sup>100</sup> Die Existenz solch zeitloser anthropologischer Konstanten wird von verschiedenen Historikern in Zweifel gezogen, deren Ansichten im Rahmen meiner abschließenden methodischen Überlegungen zur Sprache kommen sollen.

### *Qualitative Metaphernanalyse: Eine Modifikation des Ansatzes nach Schmitt*

Um von den bislang vorgestellten Theorien zu einer unmittelbar anwendbaren Methodik der Metaphernanalyse zu gelangen, bedarf es eines klaren und standardisierten Vorgehens, das verallgemeinerbare Schlüsse zulässt. Eine solche Methodik der systematischen Metaphernanalyse hat Rudolf Schmitt entwickelt und dafür die Lakoff'sche Metaphertheorie als Basis gewählt. Obwohl sich deren angedachter Anwendungsbereich ursprünglich eher auf das Gebiet der empirischen Sozialforschung erstreckt, möchte ich prüfen, welche konstruktiven Impulse sich auch für die Bearbeitung meiner historischen Thematik ergeben. In der folgenden Synopsis soll daher sowohl die systematische Metaphernanalyse nach Schmitt vorgestellt werden als auch mein eigenes methodisches Vorgehen, das einige Anpassungen aufweist.

Rudolf Schmitts Methodik sieht eine qualitative Analyse vor, die sich in sieben Schritte gliedert. Als erstes empfiehlt Schmitt die zu untersuchenden Zielbereiche zu identifizieren.<sup>101</sup> Wie einführend erläutert handelt es sich im Falle der vorliegenden Arbeit um das vermittelte Körperbild und die Krankheitsvorstellungen der frühneuzeitlichen Ratgeber.

Anschließend sammle man die kulturellen Hintergrundmetaphern, worunter Schmitt die übliche Metaphorisierung eines Themas innerhalb der Gesellschaft versteht.

---

<sup>99</sup> Vgl. Schmitt (2017), S. 68.

<sup>100</sup> Vgl. *ibid.*, S. 47.

<sup>101</sup> Vgl. *ibid.*, S. 456.

Grundlage dafür sollten möglichst heterogene Materialien bilden. Dieses Vorgehen bewahre nicht nur vor einer Überinterpretation des vorliegenden Materials, sondern könne auch aufzeigen, welche ansonsten oft üblichen Metaphern im untersuchten Text fehlen.<sup>102</sup> Diesen Schritt habe ich im Rahmen der historischen Kontextualisierung für jedes Kapitel getrennt durchgeführt und dabei neben zeitgenössischer Fachliteratur und medizinhistorischer Sekundärliteratur vor allem einschlägige Lexika wie das Deutsche Wörterbuch (DWB) und das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch (FWB) herangezogen. Letztere bieten eine gute Übersicht der kontextualisierten Metaphern und bildlichen Phraseologismen der damaligen Zeit. Auch volkssprachliche Bibelausgaben, insbesondere die Lutherischen, haben sich dank ihrer enormen Bildlichkeit und Popularität als hilfreich erwiesen. Bei der Erfassung der kulturellen Hintergrundmetaphern darf eine Analyse der eigenen Standortgebundenheit nicht fehlen, was sich am präzisesten durch die Analyse eines Eigeninterviews umsetzen lasse.<sup>103</sup> Ein solches Interview, sollte es auch nur annähernd den Anspruch erfüllen, die Differenzen und Gemeinsamkeiten aufzuzeigen, die sich metaphorischerseits zwischen modernem und frühneuzeitlichen Weltbild ergeben, würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit allerdings weit überspannen. Überraschende Erkenntnisse sind daraus überdies nicht zu erwarten: Da meine eigene Standortgebundenheit vor allem durch die Sozialisation an einer medizinischen Hochschule geprägt ist, verweise ich daher auf die einschlägigen Publikationen von Tongerens und Schiefers. Neben der sprachlichen Konzeptualisierung der Medizin als Krieg oder Geschäft und des Körpers als Maschine, die Schiefer für besonders paradigmatisch hält,<sup>104</sup> werde ich meinen historischen Quellen außerdem noch einige weitere Sprachbilder aus aktuellen Arbeiten zum ärztlichen Metapherngebrauch in der modernen Medizin gegenüberstellen.

An dritter Stelle erst sieht Schmitts Protokoll die Materialerhebung mit den entsprechenden Überlegungen zu Quellenauswahl und Sampling vor, wie ich sie in meiner Quellenkritik dargelegt habe.

---

<sup>102</sup> Vgl. *ibid.*, S. 462.

<sup>103</sup> Vgl. *ibid.*, S. 465.

<sup>104</sup> Vgl. Schiefer (2005), S. 122-128.



Als nächstes erfolgt die systematische Analyse, die Schmitt als zirkulären Vorgang beschreibt.<sup>105</sup> Nach Identifikation der augenscheinlichsten Metaphern gelinge die Rekonstruktion erster zugrundeliegender Konzepte, deren Kenntnis dann die Identifikation weiterer Metaphern ermögliche. Als „dekonstruierende Zergliederung“<sup>106</sup> bezeichnet Schmitt diesen Identifikationsprozess: der Text werde so lange einer Re-Lektüre unterzogen, bis sich all seine Bestandteile entweder einer konzeptuellen Metapher und ihrem Kontext zuordnen lassen oder als Füllwörter offenbaren.<sup>107</sup> Dazwischen sind keine Graubereiche vorgesehen. Wie bereits angedeutet verwendet Schmitt hierfür den sehr breiten Metaphernbegriff Lakoffs und Johnsons. Darunter sollen alle Lexeme fallen, die im Kontext mehr als nur wörtliche Bedeutung aufweisen, wobei einem eher prägnanten Quellbereich (wörtliche Bedeutung) ein eher abstrakter Zielbereich (übertragene Bedeutung) gegenübergestellt werden kann.<sup>108</sup> Diese Definition umfasst laut Schmitt somit auch Sprichwörter, Symbole, Allegorien und Vergleiche.<sup>109</sup> Die Rekonstruktion kultureller und individueller Konzepte gelinge schließlich durch Verdichtung aller gesammelten metaphorischen Redewendungen mit korrespondierendem Quell- und Zielbereich zu einigen wenigen metaphorischen Konzepten, die anschließend der Interpretation zugeführt werden können.<sup>110</sup>

An dieser Stelle weicht mein Vorgehen, gerade in dem Maße von Schmitts Protokoll ab, dass die Besonderheiten der historischen Metaphernanalyse und meines Quellenkorpus berücksichtigt werden können. Eine besondere Herausforderung stellt in diesem Zusammenhang die Identifikation und Einordnung der Metaphern dar. Eine systematische Analyse, wie sie Schmitt fordert, ist mit einem Quellenkorpus, das dutzende Autoren von unterschiedlicher Herkunft, Biographie und thematischem Schwerpunkt über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten verfolgt aus der Perspektive der Gegenwart nur mit Abstrichen möglich. Bei der obligaten Zergliederung werden die einzelnen metaphorischen Fragmente zwangsläufig ein Stück weit dekontextualisiert, was unproblematisch ist, solange man wie Lakoff und

---

<sup>105</sup> Vgl. Schmitt (2017), S. 457.

<sup>106</sup> Ibid., S. 470.

<sup>107</sup> Vgl. ibid., S. 474.

<sup>108</sup> Vgl. ibid. S. 472.

<sup>109</sup> Vgl. Schmitt (2017), S. 41.

<sup>110</sup> Vgl. ibid., S. 485.

Johnson die Körperwahrnehmung als anthropologische Konstante auffasst. Der Historiker dagegen müsse den Körper stets als Produkt seiner sozialen Umwelt betrachten, wie Bourke betont.<sup>111</sup> Folglich müssen die einzelnen aus dem Quellenkorpus extrahierten Metaphern immer in Bezug zum vorherrschenden Konzept der Humoralpathologie sowie gängigen Körper- und Alltagserfahrungen der frühneuzeitlichen Ärzte und Patienten gesetzt werden, bevor man sie in einem zweiten Abstraktionsschritt zu einer konzeptuellen Metapher zusammenfassen kann. Um der Fremdheit der frühneuzeitlichen Erfahrungswelt in ihrer ganzen Komplexität gerecht zu werden, empfiehlt Stolberg die Anwendung medizinethnologischer Maßstäbe. Statt von einem einheitlichen Denksystem auszugehen, müsse das ganze Netzwerk der teils auch widersprüchlichen Bedeutungsgeflechte einer Zeit und Kultur sichtbar gemacht und deren Gesetzmäßigkeiten aufgezeigt werden.<sup>112</sup> Eine besondere Herausforderung stellt in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen konventionalisierten und unkonventionellen Metaphern dar. Denn dass ein Krankheitskonzept, das aus moderner Sicht unkonventionell-metaphorisch anmutet und somit eine rhetorische Absicht des Autors vermuten lässt, nicht selten völlig kongruent mit zeitgenössischen physiologischen Vorstellungen ist, enthüllt sich nur unter sorgfältiger Kontextualisierung.<sup>113</sup> Vielfach scheinen die Grenzen jedoch fließend zu sein, sodass medizinisches Konzept, rhetorische Intention des Arztes und vermutetes Körperbild des Patienten ein sich gegenseitig befruchtendes Gemenge bilden. Um diesen Graubereich abzubilden, ohne die Übersicht über mein Quellenkorpus zu verlieren, habe ich einige methodische Vereinfachungen vorgenommen. Statt jedes einzelne Wort zu kategorisieren, habe ich die Texte zunächst nach solchen Bestandteilen durchsucht, die eindeutig als metaphorisch zu identifizieren sind. Darunter rechne ich neben poetischen Metaphern, die durch ihr Irritationspotential direkt ins Auge fallen, vor allem bildliche Sprichwörter und Vergleiche. Letztere sind durch Vergleichspartikel und *tertium comparationis* sicher aufzufinden und abseits von ihrer eigenen figurativen Potenz wertvolle Indikatoren für Metaphorizität: Da man die Abgrenzung von Metapher und Vergleich in der traditionellen Rhetorik nur vage vornahm, treten beide innerhalb desselben Bildfelds

---

<sup>111</sup> Vgl. Bourke (2014), S. 475-498.

<sup>112</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 113-116.

<sup>113</sup> Vgl. Stolberg (2014), S. 48-74.

häufig alternierend auf, wie wir sehen werden. Angesichts ihrer historischen Bedeutung habe ich die Vergleiche schließlich ebenfalls in die spätere Interpretation miteinbezogen, wobei auch die semantischen Unterschiede, die bisweilen auftreten, sichtbar gemacht werden sollen. Im kontextuellen Umfeld dieser augenscheinlichen Metaphern und Vergleiche, der sich von einem Absatz bis über mehrere Seiten erstrecken kann, erfolgte schließlich die Suche nach konventionalisierten und somit weniger auffälligen Metaphern. Alle diese Fundstücke wurden zur Erleichterung der Interpretation nach gemeinsamen Bildfeldern geordnet, worunter Harald Weinrich den Sinnbezirk einer Metapher versteht, der sich aus der Synthese von bildspendendem und bildempfangendem Feld ergibt.<sup>114</sup> Da literarische Metaphern Lakoff und Johnson zufolge häufig auf denselben metaphorischen Konzepten beruhen wie konventionalisierte Metaphern,<sup>115</sup> gelang in vielen Fällen auch die Ableitung einer gemeinsamen konzeptuellen Metapher, deren Betrachtung aber weniger im Fokus meiner Arbeit stehen soll. Der Nachteil dieses Abweichens von Schmitts Systematik liegt vor allen Dingen im Risiko, ein nur lückenhaftes Bild der im Quellenkorpus enthaltenen Metaphernlandschaft zu zeichnen und den Geltungsbereich besonders auffälliger Konzepte überzubewerten.<sup>116</sup> Während ich mich bemühte, letzteres Problem durch Erweiterung meiner Quellenbasis und Gewichtung der Metaphern nach quantitativen Maßstäben zu berücksichtigen, kontere ich den Vorwurf der Unvollständigkeit unter Verweis auf meine Fragestellung: Ziel ist es, die Besonderheiten des ärztlichen Ratgebers hinsichtlich seiner metaphorischen Dimension aufzuzeigen, gebräuchliche Sprachbilder kontextuell einzuordnen und deren Funktion für Arzt und Patient zu beleuchten, nicht dagegen ein erschöpfende Darstellung frühneuzeitlicher Sprachgewohnheiten abzubilden. Konventionalisierte Metaphern zu betrachten bleibt vom historischen Standpunkt her ein unsicheres Unterfangen: leicht werden sie übersehen, schwer fällt ihre Abgrenzung zum wörtlichen Ausdruck und fragwürdig bleibt nicht zuletzt ihre unmittelbare Wirkung auf den Rezipienten angesichts einer Sprache, in deren Bildfülle das Irritationspotenzial der einzelnen Metapher bisweilen untergeht. Wenn auch aufgrund dieser methodischen Unzulänglichkeiten manch kognitiver Prozesse im Verborgenen bleibt,

---

<sup>114</sup> Vgl. Weinrich (1976), S. 283-284. Das zugehörige Bildfeld einer Metapher, die den Körper als Haus konzeptualisiert, würde man beispielsweise als „Körpergebäude“ bezeichnen.

<sup>115</sup> Vgl. Lakoff/Johnson (2007), S. 66.

<sup>116</sup> Vgl. Schmitt (2017), S. 486.

behaupte ich dennoch, gerade jene Sprachbilder, die eine hohe metaphorische Aktivität aufweisen, die den Leser aufrütteln und unwillkürlich ein Bild in seinem Kopf entstehen lassen, adäquat eingefangen zu haben. Für deren Betrachtung wiederum erwiesen sich häufig die von Lakoff und Johnson abweichenden Metapherntheorien als hilfreicher.

Die eigentliche Metapherninterpretation erfolgt bei Schmitt erst im fünften Schritt und wird von ihm als eine heuristische Rekonstruktion von Sinnstrukturen begriffen.<sup>117</sup> Diese könnten beispielsweise durch die Analyse von Ausdruckserweiterungen („highlighting“) und Reflexionsbeschränkungen („hiding“) sichtbar gemacht werden. Eng damit verbunden sei stets eine Machtfrage<sup>118</sup> und zwar insofern sich dieses metaphernbasierte Lenken der Leseraufmerksamkeit für den Autor als zweckmäßig erweist. Besonders in Anbetracht der angreifbaren Stellung des frühneuzeitlichen Arztes ist dieser Ansatz vielversprechend. Durch den Vergleich von Konzepten, kann man laut Schmitt wiederum etwaige Interaktionen aufdecken.<sup>119</sup> Wenn nun zum Beispiel unterschiedliche Krankheitskonzepte unterschiedliche Behandlungsoptionen bedingen, ist es durchaus denkbar, dass aus Konzepten mit konkurrierenden Implikationen ernste Handlungskonflikte für den Arzt erwachsen, denen er argumentativ vorbeugen muss. Nicht verlässlich zu beantworten und daher von untergeordneter Bedeutung für die folgende Arbeit ist dagegen die Frage nach der selektiven Ausgestaltung von Konzepten oder dem Fehlen metaphorischer Konzepte im Vergleich zum kulturellen Reservoir.<sup>120</sup> Deren Klärung setzt eine „theoretische Sättigung“ im Sinne der grounded theory voraus,<sup>121</sup> an die ich mich aufgrund der dafür erforderlichen Sample-Größe nur im Bereich des äußerst populären Genres der ärztlichen Seuchenratgeber angenähert haben dürfte. Die Gliederung und Bewertung der Implikationen eines Konzepts, um daraus allgemeine Normen abzuleiten,<sup>122</sup> ist

---

<sup>117</sup> Vgl. Schmitt (2017), S. 458.

<sup>118</sup> Vgl. *ibid.*, S. 500.

<sup>119</sup> Vgl. *ibid.*, S. 503.

<sup>120</sup> Vgl. *ibid.*, S. 504-505.

<sup>121</sup> Vgl. *ibid.*, S. 518. Die Theoriebildung bei diesem sozialwissenschaftlichen Ansatz ist ein iterativer Prozess: Nach einer ersten Datenerhebung und Analyse werden Ausgangsthesen entwickelt, die man in weiteren Schritten so lange verfeinert, bis sich aus neuerlichen Datenerhebungen keine wesentlichen Befunde mehr ergeben, die von diesem Theoriegebäude abweichen (theoretische Sättigung).

<sup>122</sup> Vgl. *ibid.*, S. 506.

wiederum ein Interpretationsschritt, der sich anhand meines Quellenkorpus durchaus bewältigen lässt. Auch eine sequentielle Analyse, also die Verlaufsbeobachtung des Metapherngebrauchs in Bezug auf etwaige Wechsel oder Wiederholungen, empfiehlt Schmitt.<sup>123</sup> Insbesondere die Briefwechsel Pansas könnten herangezogen werden, um zu beobachten, ob und unter welchen Umständen ein Konzept im Verlauf des Gesprächs übernommen wird oder aber eher für Irritationen sorgt. Aufschlussreich könne auch eine Analyse des zeitlich-situativen Rahmens sein, in welchem eine Metapher auftritt, um Rückschlüsse auf dynamische Prozesse zu ziehen.<sup>124</sup> Während die Kontraste dafür in meinem bezogen auf die Stichprobengröße verhältnismäßig engen Untersuchungszeitraum etwas zu gering sein könnten, bietet sich hier sicherlich der Vergleich mit der gegenwärtigen Situation an. Auch der Frage, welche Metaphern wohl eher bewusst oder unbewusst gebraucht werden,<sup>125</sup> möchte ich nachgehen, um zwischen Sprachgewohnheit, Weltbild und Motivation zu differenzieren, wo immer es möglich ist. Bei all diesen heiklen Interpretationsschritten gilt selbstverständlich umso mehr das bereits vorweggenommene Gebot zur sorgfältigen historischen Kontextualisierung. Kein Gegenstand meiner Analyse werden demgegenüber jene Interpretationsschritte Schmitts sein,<sup>126</sup> die auf einer quantifizierenden oder prädiktiven Methodik beruhen und somit eher den Anforderungen und Gegebenheiten der empirischen Sozialforschung als meiner medizinhistorischen Fragestellung angemessen zu sein scheinen.

Als hilfreich für die Interpretation hat sich weiterhin der Ansatz Marie-Cécile Bertaus erwiesen, die Metaphern nach funktionellen Gesichtspunkten zu betrachten. Sechs Dimensionen der Metaphernfunktion werden hierbei genannt, die sich in unterschiedlichen Kombinationen manifestieren können.<sup>127</sup> Über ihre phatische Funktion ermögliche die Metapher das Herstellen eines intimen Kontakts zwischen Autor und Leser, wozu sie unter anderem auf den ästhetischen und unterhaltenden Aspekt des Sprachspiels zurückgreife. Zur Durchsetzung von Interessen und Ideen trage vor allem ihre argumentative Funktion bei, was nicht zuletzt von ihrer illustrativen

---

<sup>123</sup> Vgl. *ibid.*, S. 509.

<sup>124</sup> Vgl. *ibid.*, S. 512.

<sup>125</sup> Vgl. *ibid.*, S. 517.

<sup>126</sup> Vgl. *ibid.*, S. 508-510.

<sup>127</sup> Vgl. Bertau (1996), S. 216-235.

Fähigkeit unterstützt werde, schwer zu vermittelndes (be-)greifbar zu machen. Als sozial-regulative Funktion bezeichnet Bertau ihre Fähigkeit, Botschaften der Selbsterklärung und des gesellschaftlichen Status zu vermitteln sowie im Umgang mit heiklen oder tabuisierten Angelegenheiten die Regeln von Höflichkeit und Anstand zu wahren. Unter ihrer katachretischen Funktion verstehe man schließlich die Behebung eines Mangels der Sprache an wörtlichen Bezeichnungen für Unbekanntes oder schwer zu Beschreibendes. Viele dieser Funktionen waren bereits der aristotelischen Rhetorik bekannt, wie ich an früherer Stelle angedeutet habe. Daher soll die folgende Darstellung nicht versäumen, aufzuzeigen, auf welche Weise die frühneuzeitlichen Ärzte jene Eigenschaften der Metapher mehr oder weniger bewusst zu vereinnahmen verstanden. Eher auf die Erörterung des damaligen Welt- und Körperbildes zielt dagegen eine Analyse der epistemischen Funktion der Metapher ab, die ihr eine wesentliche erkenntnistheoretische Rolle bei der Wahrnehmung von Umwelt und Selbst zueignet. Die hierbei wirkenden überwiegend unbewussten Prozesse sind es, die wir unter anderem im Fokus der Lakoff'schen Überlegungen kennengelernt haben. Viele der bisher erläuterten Interpretationsansätze werden wir im folgenden wiederaufgreifen und mit eigenen Denkipulsen verbinden.

Im sechsten Schritt schließlich resümiert Schmitt Maßnahmen der Qualitätssicherung, die sich über den ganzen Entstehungsprozess der Arbeit erstrecken sollten. Dazu zählt er neben der Auseinandersetzung mit der eigenen Subjektivität, eine Prüfung von Kohärenz und Relevanz des entstandenen Theoriegebäudes sowie Reflexionen über die Reichweite der Ergebnisse. Um letztere zu verbessern, biete sich die Triangulation mit nicht metaphernanalytisch erhobenen Befunden an etwa durch Anwendung diskursanalytischer oder quantitativer Methoden auf die Fragestellung.<sup>128</sup> Auch wenn selbstverständlich ebenso Studien, die auf alternativen Methoden beruhen, in die Diskussion einfließen, ist eine Triangulation mittels eigenständig erhobener Befunde nicht Teil dieser Arbeit, könnte jedoch einen Ansatz für zukünftige Projekte darstellen. Somit erscheint der Zeitpunkt gekommen, zum siebten Schritt überzuleiten,<sup>129</sup> der die praktische Umsetzung meiner Vorüberlegungen zum Gegenstand hat. Deren Ergebnisse sollen nun in narrativer Form zur Darstellung kommen.

---

<sup>128</sup> Vgl. Schmitt (2017).

<sup>129</sup> Vgl. *ibid.*, S. 458.

## 2. Metaphern in Analogie zwischen Welt und Mensch

„Wer lust zu lernen hat/ der forsche in der grossen Welt/ was der kleinen Welt möge zuträglich seyn.“<sup>130</sup> Dieses Paradigma setzt der Breslauer Stadtarzt Martin Pansa ins Zentrum eines ärztlichen Ratschlags an einen Adligen in Danzig. Seit Jahren werde jener von einem Gichtleiden „schwerlich geplaget“<sup>131</sup> und habe schon allerlei Kuren vergeblich versucht. Sein gemarterter Leib ist es, den Pansa in seinem Brief als „kleine Welt“, im griechischen Wortlaut als *Mikrokosmos*, bezeichnet. Es handelt sich dabei, wie es Ruth Finck formulieren würde, um eine Metapher für den Menschen in Abhängigkeit zur „großen Welt“, dem Makrokosmos, und darüber hinaus um die Idee einer wechselseitigen „Abbildungsbeziehung“.<sup>132</sup> So wie sich im Menschen die (vollendete) Ordnung des Kosmos offenbart, gibt der Kosmos wiederum Auskunft über den Menschen. Ihr Verhältnis zueinander wird beherrscht von den Gesetzen der Analogie.

Der Glaube an einen buchstäblichen Einfluss der Gestirne – unter Gelehrten gleichfalls wie Laien – hat eine lange Tradition und natürlich entbehrt er nicht einer gewissen empirischen Grundlage, schließlich zeitigen Tag- und Nachtwechsel, Tiden und Jahreszeiten ihre Folgen auf Flora, Fauna und Mensch für jedermann sichtbar, wie Stolberg einräumt.<sup>133</sup> Will man die Bedeutung und Implikationen dieser Idee im Zeitgeschehen voll umfassen, lohnt sich ein kurzer Blick auf die in der Renaissance gründlich rezipierten Autoren der antiken Naturphilosophie. Während wohl schon der Vorsokratiker Demokrit den Begriff des Mikrokosmos prägte, war es Platons Werk „Timaios“, das den Makrokosmos als eine Sphäre bevölkert von Planeten und Sternen konzipiert, die durch den Schöpfer beseelt und nach seinem Abbild geschaffenen sind<sup>134</sup> - ein anthropomorphes Spiegelbild wiederum des Erdenlebens. Die Grundsubstanz der großen Welt, die Elemente, bringt er in seinem Werk „Philebus“ auch in Bezug zum Menschen.<sup>135</sup> Diesen Gedanke der Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie sieht der Medizinhistoriker Karl Eduard Rothschuh besonders in den

---

<sup>130</sup> Pansa (1623), S.205.

<sup>131</sup> Ibid., S.198.

<sup>132</sup> Finckh/Grubmüller (1999), S.422.

<sup>133</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 57.

<sup>134</sup> Vgl. Rothschuh (1978), S.80.

<sup>135</sup> Vgl. Boas (1973), S.127.

Schemata der Humoralpathologie laut werden, welche den vier Elementen und Qualitäten entsprechend, die man dem Kosmos zuschrieb, im menschlichen Leib korrespondierende Säfte oder *Humores* am Werk sah: Das Blut galt als warm und feucht wie die Luft, die gelbe Galle als warm und trocken wie das Feuer, die schwarze Galle als kalt und trocken wie die Erde und der Schleim als kalt und Feucht wie das Wasser. Nachfolgende Bestrebungen, aus der Erforschung des himmlischen Makrokosmos medizinische Schlussfolgerungen abzuleiten, subsumiert er unter dem Begriff der Iatroastrologie. Kennzeichnend ist etwa die Zuordnung der sieben damals bekannten Planeten und der zwölf Tierkreiszeichen zu korrespondierenden Organen oder Krankheiten.<sup>136</sup> Insbesondere bei der Vorhersage, Erkennung und Eindämmung von Epidemien wendeten viele Ärzte der Frühen Neuzeit regelmäßig iatroastrologische Überlegungen an. Weite Verbreitung fand etwa die Anschauung, der Ausbruch der Pest erwachse aus den „vnbequemlichen bösen einflüssen des Gestürns“,<sup>137</sup> wie es der Nassauer *Medicus* Jacobus Theodorus formulierte. Der Arzt erkenne die nahende Pest etwa an den „zu sammen fügungen der Planeten Saturni/ louis vn Martis“,<sup>138</sup> also ihrer Konstellation zueinander. Die iatroastologische Beschäftigung konnte sich dabei sowohl auf mystische Überlegungen stützen, wie sie etwa in der Tradition der Neoplatoniker formuliert wurden,<sup>139</sup> als auch primär mathematische Kalkulationen umfassen.<sup>140</sup>

---

<sup>136</sup> Vgl. Rothschuh (1978), S.80f.

<sup>137</sup> Tabernaemontanus (1564), S.5.

<sup>138</sup> Ibid., S.5.

<sup>139</sup> Der Neoplatonismus der Renaissance-Gelehrten Marsilio Ficino und Agrippa von Nettesheim spricht laut Rothschuh von einer kosmischen Hierarchie, bei der das jeweils höhere Prinzip das niedrigere regiert. Als Vermittlerin fungiert dabei die Weltseele als alles durchwaltende und belebende Kraft, die in den fernen Sphären der Gestirne genauso wirkt wie in den physischen Erscheinungen der sichtbaren Welt. Rothschuh (1978), S. 84ff. Sie verantwortete nach Ansicht des Paracelsus, dass sich der Mikrokosmos in Analogie und Nachahmung zu den Gestirnen verhalten müsse. Ibid., S. 92.

<sup>140</sup> Vgl. Müller-Jahncke (1985), S. 138.



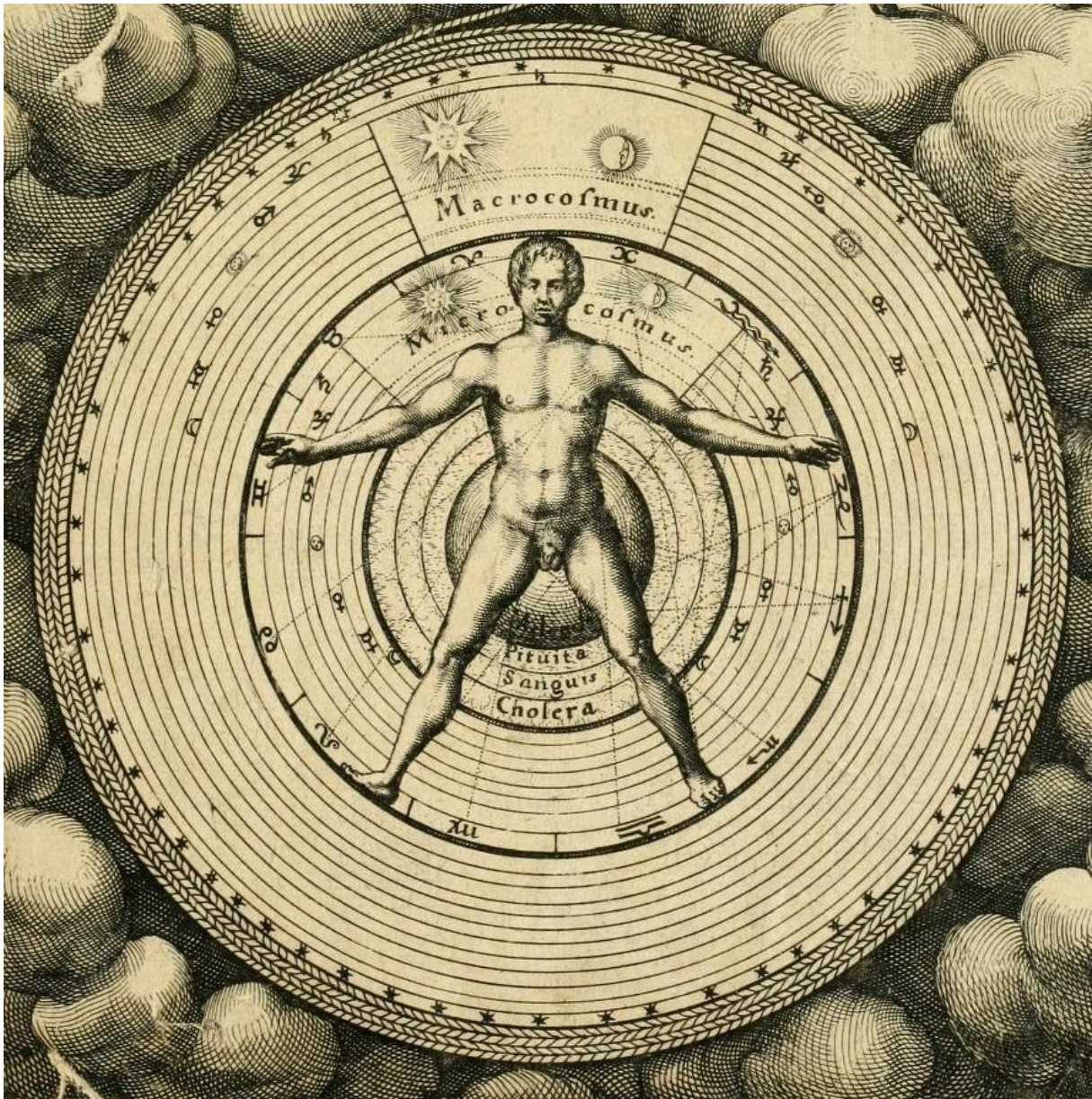


Abb. 1: Dieser Kupferstich zeigt den vom Makrokosmos umgebenen Menschen, in dessen mikrokosmischer Sphäre neben den Körpersäften cholera (gelbe Galle), sanguis (Blut), pituita (Schleim) und melancholia (schwarze Galle) die Planeten sowie die Sternkreiszeichen wirkmächtig werden.<sup>141</sup>

Gleichwohl wäre man in der Annahme fehlgeleitet, dass sich der frühneuzeitliche Blick bei der Suche nach Erkenntnis vorrangig auf den fernen Kosmos gerichtet hätte. Vergleichbare Korrespondenzen vermutete man vielmehr zwischen so gut wie allen Dingen der sinnlichen und übersinnlichen Welt und zog aus diesen teils mehr teils weniger konstruierten Gemeinsamkeiten seine Schlussfolgerungen.

<sup>141</sup> Fludd (1619), fol. A2r.

In welchem Ausmaß die Wahrnehmung bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts vom Gedanken der Ähnlichkeit geprägt war, hat Michel Foucault in seinem Werk „Die Ordnung der Dinge“ gezeigt. Gemäß der verschiedenen Regeln, nach denen sich diese Ähnlichkeit formieren konnte, differenzierte man zwischen *convenientia*, *aemulatio*, *sympathia* und *analogia*.<sup>142</sup> Dabei bezeichnet *convenientia* eine räumliche Nähe zwischen zwei Dingen, aus der sich eine Nachbarschaft ihrer Eigenheiten ergibt, die sich durch Austausch weiter vertieft. Bezogen auf den ganzen Kosmos ist *convenientia* aber auch ein weltumspannendes Prinzip, das durch unendliche räumlich-qualitative Verkettungen den Schöpfer noch mit den geringsten Teilen seiner Schöpfung verbindet.<sup>143</sup> *Aemulatio* dagegen nennt sich eine Gleichheit konstituierende Spiegelung ohne räumliche Berührungspunkte. Selbst zwischen den entferntesten Teilen des Kosmos vermutete man demnach eine Art Zwillingsbeziehung mit häufig asymmetrischen Machtverhältnissen.<sup>144</sup> *Sympathia* wiederum bezeichnet eine quasi-magnetische Kraft, die zur beiderseitigen Anziehung von Ähnlichem führt und auf dessen vollkommene Angleichung abzielt. Als ausgleichende Instanz erfordert sie die Antipathie, die Fremdes auseinandertreibt und verhindert, dass sich die ganze Welt zu einer homogenen Masse verdichtet.<sup>145</sup> Als besonders einflussreich in ihrer Eigenschaft, Ähnlichkeit zu organisieren, sah man jedoch vor allem die *analogia*. Wie die *aemulatio* herrscht sie über den Raum hinweg, spannt dabei aber ähnlich der *convenientia* eine Brücke des beiderseitigen Austauschs und Angleichs. Obwohl sie universal anwendbar ist, bildet der Mensch ihren wesentlichen Angelpunkt: „Er steht in einer Proportion zum Himmel wie zu den Tieren und den Pflanzen, zur Erde, den Metallen, den Stalaktiten oder den Gewittern“, wie es Foucault formuliert.<sup>146</sup> Entsprechend präsentiert sich die Analogie in der Tradition des Platon als „kosmisches

---

<sup>142</sup> Vgl. Foucault (1974), S. 46.

<sup>143</sup> Ibid., S. 47-48. Als Beispiele aus der zeitgenössischen Erfahrungswelt nennt Foucault etwa die Angleichung eines Lebewesens an seine Umwelt sowie das Zusammenspiel zwischen Seele und Leib, bei welchem es zu einem Austausch ihrer genuinen Eigenschaften komme.

<sup>144</sup> Ibid., S. 49. So wie beispielsweise der Mund durch seine Fähigkeit, Küsse und Liebesworte auszutauschen, mit der Venus korrespondiere, spiegele die Vernunft des Menschen die Weisheit Gottes.

<sup>145</sup> Ibid., S. 53-55. So ziehe die Kraft der *sympathia* das Schwere zur Erde und das Leichte in den gewichtslosen Raum, was man besonders eindrucksvoll am Feuer sehen könne, das ganz in Luft und Rauch aufgeht.

<sup>146</sup> Ibid., S. 51f. Dementsprechend betrachtete man etwa die Knochen als das Gestein des Menschen, das Gestein wiederum als die Knochen der Welt.

Strukturprinzip“ schlechthin, nach welchem der Schöpfer die Dinge wohl geordnet hat.<sup>147</sup> Vor diesem Hintergrund zeigt sich die Idee einer systematischen Korrespondenz zwischen großer und kleiner Welt lediglich als Sonderform einer besonders konsequenten Anwendung des Analogieprinzips.

Was all diesen Ausprägungen des Ähnlichkeitsgedankens nicht nur Legitimität, sondern auch Relevanz verlieh, war derweil die grundsätzliche Idee von der „Lesbarkeit der Welt“, wie sie Hans Blumenberg beschreibt. Während zwar schon mittelalterliche Autoren wie Hugo von St. Viktor über die Erscheinungswelt als ein Buch sprachen, das „vom Finger Gottes geschrieben“<sup>148</sup> sei, nahm man dennoch an, dass sich dessen göttliche Weisheit weniger durch Naturanschauung offenbare, als vielmehr indirekt über die Lektüre der heiligen Schrift.<sup>149</sup> Ihre eigentliche Blüte erlebte die Weltbuchmetapher somit erst in der Frühen Neuzeit, als ein aufstrebendes Stadtbürgertum seiner praktischen Weltklugheit eine ebenbürtige Rolle in der Deutung der Welt zugewiesen sehen wollte.<sup>150</sup> Seine langen Jahre der Wanderschaft rechtfertigte der idiosynkratische „Wunderarzt“ Theophrast von Hohenheim beispielsweise unter dem Verweis, eben dies sei der Modus, nach dem man das Buch der Natur („codex naturae“) zu lesen habe.<sup>151</sup> Allein durch komparatistisches Studium der Welt könne man in Erfahrung bringen, wie man den Menschen heilt und gesund hält, „dieweil wir all aus der natur entspringen und uns mit allem müssen vergleichen, das mit uns aus der natur gehet“.<sup>152</sup> Darauf möchte Martin Pansa, der etliche Konzepte seines Kollegen übernommen hat, mit seinen einleitenden Worten hinweisen. Von der Deutung der Stern- und Planetenbahnen an der Peripherie des Makrokosmos lenkt er den Fokus auf die näheren Sphären des Makrokosmos nämlich die Domäne der greifbaren Alltagsanalogie, um seine Krankheitslehre und Therapie zu erklären. Dass er dabei hin und wieder sogar den Bereich der menschlichen Kulturwelt miteinschließt,

---

<sup>147</sup> Remane (1971), Sp. 215.

<sup>148</sup> Blumenberg (1981), S. 52.

<sup>149</sup> Ibid., S. 54. Diese Sichtweise sollte der Erscheinungswelt gemäß Alanus ab Insulis jedoch nicht ihre grundsätzliche Gleichnishaftigkeit in Bezug auf die Stellung des Menschen absprechen. S. 51.

<sup>150</sup> Ibid., S. 58.

<sup>151</sup> Paracelsus/Sudhoff (1928), S. 145f: „dan das wil ich bezeugen mit der natur: der sie durchforschen wil, der muß mit den füßen ire bücher treten. die geschrift wird erforschet durch ire buchstaben, die natur aber durch lant zu lant: als oft ein lant als oft ein blat. Also ist codex naturae, also muß man ire bletter umbkeren“.

<sup>152</sup> Paracelsus et al. (1930), S. 207.

ist ein interessanter Nebenbefund, welcher der Überzeugungskraft seiner Deutung allerdings kaum einen Abbruch tut, wie wir sehen werden.

Der Glaube an die Lesbarkeit der Welt erweist sich für Blumenberg als der „Innbegriff des Sinnverlangens an die Realität“.<sup>153</sup> Er erwächst aus einem nur allzu menschlichen Bedürfnis. Zweifellos ist die Idee eines Daseins geborgen in einen von harmonischen Mächten durchwalteten Kosmos, dem man nicht fremd und verloren gegenübersteht wie der Mensch der Moderne, sondern mittels wechselseitiger Beziehungen verbunden ist, ein teleologisches Konzept von großer Sinnstiftungskraft. Der Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie attestiert Ruth Finck demnach sowohl einen weiten Horizont an Erkenntnismöglichkeiten als auch ein immenses argumentatives Potential.<sup>154</sup> Die medizinischen Vorstellungen der Zeit werden so auf zwei Ebenen durch Analogien, Metaphern und Vergleich beeinflusst: Während schon die ärztliche Theorie vom Analogiegedanken durchwirkt ist, potenziert sich deren bildlicher Gehalt bei der Konfrontation mit der Laienwelt. Wechselseitige Bedürfnisse und Erwartungen zwischen Arzt und Patient spielen dabei eine Rolle. Was ich im Folgenden zeigen möchte, ist insbesondere das hohe Maß an Kreativität, das dabei erforderlich ist, um seine therapeutischen Anweisungen ebenso praktikabel wie überzeugend zu kommunizieren.

Schritt für Schritt möchten wir nun unseren Fokus zunächst auf das bildspendende Feld der Kultur richten, um uns danach über die Domäne der Natur für einen kurzen Moment den ferneren Sphären einer überweltlichen Metaphorik anzunähern.

---

<sup>153</sup> Blumenberg (1981), S. 10.

<sup>154</sup> Vgl. Finckh/Grubmüller (1999), S. 11.

## 2.1. Das Gebäude des Körpers

„Nach dem d' krancke genaß/ nie ärger er was: Schneidet also wieder auff's Kerb von newem/ damit er im künfftigen Lager desto besser abzuzahlen habe. Denn wie sich mancher helt/ so ist er auch gesund/ sintemal die Artzney nicht denjenigen zum besten erschaffen/ welche sich muthwilliger weise verderben/ vnd mit sauffen vnnnd anderer vnordnung in sich stürmen/ als ob sie das Menschliche Gebäwde auff einmal in ein hauffen stürzten wolten: Darnach klaget man/ es wolle nichts helfen.“<sup>155</sup>

Mit diesen ungewöhnlich deutlichen Worten mahnt Martin Pansa einen gichtkranken Beamten eines pommerschen Fürstenhauses, der sich - beinahe 71-jährig - mit einer langen Leidensgeschichte an ihn wendet. So mancher Leser, ob Arzt oder Patient, mag eine solche oder ähnliche Gesprächskonstellation im Umgang mit einer chronischen Erkrankung wie Diabetes oder Bluthochdruck schon erlebt haben. Die ärztlichen Anweisungen einzuhalten, die sich nicht selten gerade gegen die kleinen aber desto ungesünderen Freuden im Leben richten, ist schwer und wenig einleuchtend vor allem in Zeiten, in denen man von der Erkrankung (noch) wenig spürt. Pansa begegnet dieser kommunikativen Herausforderung, indem er aus dem Fundus seiner Umwelt ein Konzept auswählt, das er in geeignete Analogie zum Menschen bringen kann. Um sich der Kooperation seines Patienten zu versichern, erschafft er so die Metapher eines Körpergebäudes, das ohne gebührende Pflege einzustürzen droht, wenn der ärztliche Baumeister mithilfe seines breit gefächerten Werkzeugs aus Diäten, Arzneien und Bädern diesem Verfall nicht entgegenwirkt. Offensichtlich handelt es sich dabei um eine Unterform der Lakoff'schen Behältermetapher, die mit ihren charakteristischen Implikationen von Offenheit und Abgrenzung, einen entscheidenden Konflikt in der damaligen Körperwahrnehmung zum Ausdruck bringt. Ausgehend von kontextualisierenden Betrachtungen über die Bedeutung des häuslichen Raums für den Menschen der Frühen Neuzeit, gilt es im Folgenden eine Reihe von Fragen zu klären. Wie wird der Körper durch die Gebäudeanalogie strukturiert? Welche Protagonisten konstituieren den Haushalt? In welchem Verhältnis stehen sie und das Gebäude zur Welt? Und welche Konsequenzen hat das für den

---

<sup>155</sup> Pansa (1623), S. 167f.

Patienten? Dazu möchte ich zunächst erörtern, welchen Traditionen die Körpergebäudemetapher bei Pansa und anderen Autoren verpflichtet ist.

### *Architektur als Körpermodell*

Betrachtet man die Ausprägungen der architektonischen Körpermetapher im medizinhistorischen Kontext, so würde ich sie drei interdependenten Diskursräumen zuordnen: dem Haus als Modell in der allgemeinen Körperwahrnehmung, in der medizinischen Lehre und in der ärztlichen Praxis. In Bezug auf Ersteres stellt Pouchelle fest, dass die Vorstellung von Architektur und Körper schon seit der Antike von einer wechselseitigen Analogie zueinander geprägt sei.<sup>156</sup> Besonders anschaulich erscheint ihr die Sprache des Mittelalters, die bei etlichen zeitgenössischen Autoren eine variantenreiche Körpergebäudemetaphorik aufweist.<sup>157</sup> Daran dürfte sich bis in die Frühe Neuzeit nichts Wesentliches geändert haben: als Organisationsprinzip der damaligen Gesellschaft bleibt das Haus mentalitätsprägend, wie Peter Blickle weiß.<sup>158</sup> Kaum eine Sphäre dürfte gerade den Patientenalltag besser abgebildet haben. Fraglich ist, welcher Einfluss auch der biblischen Überlieferung zugekommen sein mag. Dort findet das Haus Verwendung als Metapher für die irdische Existenz, der man ein edleres Gebäude gegenübergestellt: „Wir wissen aber/ so vnser irdisch Haus dieser Hütten zubrochen wird/ das wir einen Baw haben von Gott erbawet/ ein Haus/ nicht mit henden gemacht/ das ewig ist im Himel“,<sup>159</sup> heißt es etwa im zweiten Brief an die Korinther nach der Übersetzung durch Martin Luther. Dies entspricht ganz dem wenig körperfreundlichen Bild vom Leib als irdischem Gefäß der unsterblichen Seele, wie es laut Lundt gerade im Mittelalter verbreitet war.<sup>160</sup> Mancher Patienten mag diese Einschätzung hilfreich finden, angesichts der vielen Widrigkeiten des frühneuzeitlichen Lebens. Ein derart abwertendes Körperbild kann man von der medizinischen Literatur, die doch dem jenseitigen Heilsversprechen ein diesseitiges entgegensetzt, nicht erwarten.

---

<sup>156</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 126f.

<sup>157</sup> Ibid., 130ff.

<sup>158</sup> Vgl. Blickle (2008), S.17.

<sup>159</sup> Luther (1545), 2 Kor. 5,1.

<sup>160</sup> Vgl. Lundt (2009), S. 80; Diese oft vertretene Ansicht muss man laut Stolberg allerdings kritisch betrachten, schließlich wurde der Körper selbst von mittelalterlichen Geistlichen durchaus geschätzt und gepflegt, wie man nicht nur an der Diätetikliteratur ersehen kann. Vgl. Stolberg (2003), S. 34.



Abb. 2: In dieser allegorischen Darstellung begreift Tobias Cohn den Körper in Analogie zu einem mehrstöckigen Gebäude. Indem er die Leber mit einem Destillierkolben vergleicht, zeigt er sich als Anhänger eines iatrochemischen Körperkonzepts.<sup>161</sup>

<sup>161</sup> Kohen (1707), fol. 106r.

## *Architektur als Lehrmittel*

Schon der akademische Chirurg Henri de Mondeville verwendet architektonische Körpermodelle auch in der medizinischen Lehre. Den Körper komponiert er in seinen Abhandlungen als ein Gebäude, das in unzählige Kammern unterteilt ist, von einem zentralen Ofen beheizt wird und über eine Vielzahl von Toren und Fenstern den Zudringlichkeiten der Außenwelt ausgesetzt ist.<sup>162</sup> Rein auf sprachlicher Ebene angesiedelt bringen seine Ausführungen dem Leser Struktur, Physiologie und Pathologie auf greifbare Weise näher. Auch auf graphische Mittel stützt dagegen der jüdische Arzt Tobias Kohen sein Körpermodell. In seinem 1707 erschienenen Lehrbuch „*Ma'aseh Toviyah*“ konzipiert er ein mehrgeschossiges Gebäude in Analogie zu den Etagen von Kopf, Brustkorb, Ober- und Unterbauch. Das hebräische Werk mag auf eine kleine Zielgruppe zugeschnitten sein, Etienne Lopicard sieht es jedoch als besonders eindrücklichen Vertreter einer medizindidaktischen Tradition, die er vor allem in Padua verortet. Dort hatte ein Jahrhundert vor Kohen auch der bedeutende Arzt William Harvey studiert, der als Dozent am Londoner *College of Physicians* seine Studenten später selbst anhand einer differenzierten Gebäude-Analogie in die menschliche Anatomie einführen sollte.<sup>163</sup> Welche Rolle dieses didaktische Modell auch im Alten Reich gespielt haben mag, wo Kohen den ersten Teil seiner akademischen Ausbildung verbringen durfte,<sup>164</sup> werden zukünftige Forschungsvorhaben erst noch zeigen müssen. Zumindest in so manchem Werk der volkssprachlichen Fachprosa wird der Aufbau des Körpers ähnlich strukturiert. Folgendermaßen beginnt etwa der Nürnberger Chirurg David Hermann ein Kapitel seines „*Manuale anatomicum*“:

„Es wird der gantze menschliche Körper in diese drey Haupttheil oder Wohnung außgetheilet. Erstlich in die obere Wohnung/ *partes animales seu intellectuales*, als in das Haupt/ vnd alles/ was in der Hirnschalen begriffen (...) Zum andern/ in die mittlere Wohnung der Brust/ *in partes vitales & spirituales* (...) Für das dritte/ in die vntere Wohnung/ *in abdomen*, in den Bauch“<sup>165</sup>

---

<sup>162</sup> Vgl. Pouchelle, S. 147ff.

<sup>163</sup> Vgl. Lopicard (2008), S. 93-105.

<sup>164</sup> Vgl. ADB, „Nerol, Tobias Kohen“, S. 436-437.

<sup>165</sup> Hermann (1630), S.10f.



Dass seine Leser solch anschauliche Strukturen als Merkhilfe dankbar angenommen haben müssen, erweist sich umso deutlicher, wenn man sich vor Augen führt, wie spärlich bebildert Werke wie dieses ansonsten sind. Zweifellos beruhen wesentliche Anteile dieser kompartimentierenden Metaphorik auch auf antiken Fundamenten. So bezeichnet der medizinische Publizist Walther Ryff, die Membran, welche das Herz umgibt, in seinem Anatomiebuch als das „hertzheußlin“, denn „von *Galeno* wirt es auch also genennet“.<sup>166</sup> Der italienische Arzt Carlo Musitano wiederum beruft sich bei den physiologischen Ausführungen in seinem metaphernreichen Syphilistraktat nach eigenen Angaben auf Plato und Aristoteles, wenn der den Lebensgeist als eine Instanz beschreibt, die in den Nerven „hause“ („stabulantem“) und das „Gebäude des Körpers“ antreibe („corporis agit molem.“)<sup>167</sup> Interessanterweise zeigt sich diese architektonische Metaphorik in der volkssprachlichen Übertragung von 1700 sogar noch um einiges expliziter: So wird die Mehrdeutigkeit des Begriffs „molem“ (Masse, Bau) in der deutschen Fassung zugunsten einer eindeutigeren Bildlichkeit aufgegeben.<sup>168</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Tradition erscheint es also schlüssig, dass die Ärzte der Frühen Neuzeit dieselben didaktischen Methoden, die sie in ihrer Studienzeit kennengelernt haben, auch zur Vermittlung medizinischen Wissens an ihre Patienten anwandten.

### *Architektur in der Praxis*

Damit möchte ich mich nun dem Haus als Modell in der ärztlichen Praxis zuwenden. Ärztliches Wissen und Patientenvorstellungen bestmöglich in Einklang zu bringen, gilt hier als besondere Herausforderung, die so mancher Autor durch geschickten Einsatz architektonischer Körpermetaphorik zu überwinden suchte. Der folgende Abschnitt soll nun der Struktur und Organisation des Körpergebäudes in den ärztlichen Ratgebern gewidmet sein. Insbesondere soll geklärt werden, welche Elemente der häuslichen Sphäre aufgegriffen werden und welche nicht.

---

<sup>166</sup> Ryff (1541), fol. 40r.

<sup>167</sup> Musitano (1689), S. 37.

<sup>168</sup> Vgl. Musitano (1700), S. 44.

Über die allgemeine Struktur des Körpergebäudes gibt Martin Pansa nur vage Auskunft. Während er das Haupt höchstens implizit in Bezug zum Dach setzt,<sup>169</sup> konzentriert er sich vor allem auf das, was für ihm im Rahmen eines Gichtratgebers am relevantesten erscheint: die Beine. Sie bezeichnet er in einem Vorwort als die „Seulen des Menschlichen Hauses“.<sup>170</sup> Ihre Stabilität erhebt er damit zum entscheidenden Faktor für den Bestand des ganzen Körpergebäudes. Zur Binnenstruktur äußert sich dagegen der Nordhausener Stadtarzt Johann Pistorius. In seinem Gichtratgeber strukturiert er den Körper ähnlich wie Mondeville oder Hermann als ein in mehrere Wohnungen separiertes Gebäude. Dazu zählt er zum einen „die gewöhnliche und gleichsam gemietete Wohnstetten der Glieder“,<sup>171</sup> zum anderen „das Hauß des Menschlichen Fühlens und leidenden Empfindens/ dessen Gemächer durch den gantzen Menschlichen Körper sich strecken“.<sup>172</sup> Dass im selben Gebäude mehrere Haushalte Platz finden mussten, war laut Inken Schmidt-Voges auch in der Frühen Neuzeit schon keine Seltenheit.<sup>173</sup> Über die personelle Organisation unterhalb des gemeinsamen Daches wie über die gewöhnlichen Tätigkeiten der Bewohner bleiben Pistorius und viele seine Kollegen allerdings im Vagen. In dieser Hinsicht ist das Körpergebäude kaum zu vergleichen mit den komplexen Strukturen einer häuslichen „patchwork economy“ unter Direktion von Hausmutter und -vater,<sup>174</sup> obschon Martin Pansa besagte Rollen durchaus anklingen lässt. Dem Magen etwa weist er in seinem Ratgeber gegen die Bergsucht solch einen prominenten Platz zu:

„[Er sei] ein Diener aller andern Glieder/ vnd ein Haußvater deß menschlichen Lebens/ in dem er alle Nahrung empfeket, vnd andern Gliedern auffenthaltung mittheilet/ nicht anders/ als ein Haußvater/ dem gantzen Haußgesind Narung verschaffet.“<sup>175</sup>

---

<sup>169</sup> Vgl. Pansa (1625), fol. a8r.

<sup>170</sup> Ibid., fol. A8v.

<sup>171</sup> Pistorius (1659), S. 36.

<sup>172</sup> Ibid., S. 10; auch der Leibarzt Leonhard Thurneysser wähnt im Körper mehrere „wonungen“, in welchen die „leblichen Geister“ hausen, wie er einem Patienten mitteilt, Thurneysser (1571), S. 25.

<sup>173</sup> Vgl. Schmidt-Voges (2015), S. 3.

<sup>174</sup> Ibid., S. 6.

<sup>175</sup> Pansa (1614b), S. 6.

Meist erst dort, wo das häusliche Zusammenspiel gestört ist, äußern sich die frühneuzeitlichen Ärzte konkreter zu den handelnden Personen, was dem natürlichen Umstand geschuldet sein mag, dass ein Krankheitsratgeber der Pathologie mehr als der Physiologie des Körpers verpflichtet ist. In einer Metapher der Heimsuchung nennt Johann Pistorius etwa den Schmerzen

„ein[en] schnelle[n] Bote[n]/ welche[r] eine traurige Zeitung bringet/ dardurch Hertz und Geister erschrecken/ das Fühlen anfänget zu zagen/ zu zittern/ zu stechen/ zu brennen/ zu wüten/ zu toben (...)“<sup>176</sup>

Durch eine schlechte Nachricht wird hier die häusliche Ordnung in Aufruhr und Bewegung gebracht. Seine Metapher ist dabei ganz im Einklang mit dem holistischen Körperbild der Zeit, denn wie Lobenstein-Reichmann betont, waren emotionale und physische Affektion stets zwei Seiten derselben Medaille.<sup>177</sup> Insgesamt orientiert sich Pistorius' Körpergebäude mit seiner Vielzahl an heterogenen Bewohnern deutlich am belebten Hausstand der frühneuzeitlichen Lebenswelt, zu dem man damals – so Eibach – neben der Familie häufig noch Verwandte, Freunde, Gäste und Gesinde zählte<sup>178</sup> Um einen sehr viel wörtlicheren Bewohner handelt es sich in dem sprachlichen Bild, welches Crisciani in einem Gesundheitsratgeber Michele Savonarolas aufgefunden hat. Hier erläutert der italienische Renaissance-Arzt dem medizinischen Laien die Sinnhaftigkeit von Enthaltbarkeit während der Schwangerschaft, indem er mahnt „nicht ans Tor zu klopfen, damit der Herr des Hauses nicht herauskomme.“<sup>179</sup> Die Gefahr einer Frühgeburt wird durch diese etwas kuriose Metapher, welche die Gebärmutter kurzerhand als Haus im Haus konzeptioniert, nur allzu greifbar. Nicht umsonst spricht die schlesische Hebamme Justine Siegemund im selben Bildfeld einer konventionalisierten Türmetapher von sogenannten Geburts-Schlössern. Gemeint ist damit wohl die Schambeinfuge, von der manche Hebamme glaubte, dass die Geburt nicht eher zu einem glücklichen Ende

---

<sup>176</sup> Pistorius (1659), S.10.

<sup>177</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 52ff.

<sup>178</sup> Vgl. Eibach (2015), S. 29.

<sup>179</sup> Savonarola/Belloni (1952), S. 84f, zitiert nach Crisciani (2005), S. 314: „not to knock on the door lest the lord of the manor should come out“.

kommen könne, als sie sich geöffnet habe.<sup>180</sup> Auch das Deutsche Wörterbuch trägt diesem Bild noch Rechnung, indem es den Begriff des „Schloszbeins“ für den Beckenknochen nennt. Im Mittelalter waren architektonische Metaphern für die Gebärmutter keine Seltenheit, mitunter dachte man sich das ungeborene Kind als Gefangenen in der Festung des mütterlichen Leibes.<sup>181</sup> In diesem Zusammenhang beschreibt Marie-Christine Pouchelle die wechselseitige Analogie zwischen Körperinnerem, Weiblichkeit und häuslichem Raum sogar als Blaupause für architektonische Körpermetaphorik schlechthin.<sup>182</sup> Abgesehen von diesen Beispielen einer häuslichen Gemeinschaft kommen im Bildfeld der Gebäudemetapher allerdings sehr viel häufiger jene Personen zum Tragen, die kein freiwilliges Aufenthaltsrecht genießen: die Krankheiten. So hat Johann Pistorius beispielsweise für den Schmerz gar eine temporäre Wohngemeinschaft konzipiert, welche er mit dem bereits erwähnten menschlichen Fühlen und leidenden Empfinden einzugehen pflegt.<sup>183</sup> Solche Wohnmodelle, die zum Teil den besonderen Umständen der frühneuzeitlichen Gastfreundschaft geschuldet sind, möchte ich allerdings erst im folgenden Kapitel ausführlicher besprechen.

### *Aspekte der Abgrenzung und des Schutzes*

Nachdem Ursprung, Struktur und Protagonisten der Gebäudemetapher hinreichend erörtert wurden, möchte ich mich im Folgenden nun dem Verhältnis des Körpergebäudes zur Welt widmen.

Für den Arzt Johann Hager ist das Gebäude zuvorderst eine Metapher der Abgrenzung, wie man an seinen Ausführungen an die Bürger des Herzogtums Sachsen-Weißenfels ablesen kann, wo es zu einem Ausbruch der Roten Ruhr gekommen ist. Die Krankheiten hätten nämlich eine ganz eigene Heimstatt im Himmel („*locus infirmitatum*“), die dem sechsten Haus nach astrologischer Lehre entspreche. Durch eine ungünstige Konstellation zwischen den personifizierten Planeten Saturn, Mond und Mars sei es schließlich dazu gekommen, dass „den Durchfällen gleichsam

---

<sup>180</sup> Eine Auffassung, welche die Autorin offenbar ablehnt. Vgl. Siegemund et al. (1690), S. 11ff.

<sup>181</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 130.

<sup>182</sup> Ibid., S. 190f.

<sup>183</sup> Vgl. Pistorius (1659), S. 10.

die Thür geöffnet“<sup>184</sup> worden sei, sodass sie Einzug in die Sphäre des Menschen gehalten hätten. Diese metaphorische Tür zwischen Mensch und Krankheit geschlossen zu halten, mahnt daher Johann Stentzel die gemeinen Bürger Rottweils als Vorsorge wider die Pest:

„(...) man solle aber sich nicht zu starck bemühen/ Springen oder Tantzen/ damit man nicht den Mund offen zuhalten/ als wie ein Taubenschlag/ vnd nach dem Athem zu schnappen/ wie ein Fisch nach dem Wasser/ gezwungen werde: wardurch dann der giftige Lufft würcklich in den Leib gezogen/ vnd also von den lebendigen zum Todten Tanz beruffen werde.“<sup>185</sup>

Mit der Schutzlosigkeit eines offenen Taubenschlags vergleicht er hier den Zustand des Tänzers, der offenen Mundes um Atem ringt. Verstärkt wird das Szenario der Bedrohung, indem Stentzel das allegorische Sujet des Totentanzes aufgreift, welcher die über alle Stände und Lebensalter hinausreichende Macht des personifizierten Todes darstellt. Weltliche Lust und ihr Ende im Tod sind nicht nur unmittelbar benachbart, der gar zu wilde Tanz kann ein Ableben sogar noch befördern.

Dass Körperöffnungen krankmachenden Einflüssen als Zutrittsporte dienen können, ist eine Vorstellung, die sich schon damals nicht nur auf sichtbare Krankheitsursachen erstreckte. Dem offenen Mund galten bereits im Volksglauben des Mittelalters entsprechende Ängste, laut Pouchelle fürchtete man ihn vor allem als Eintrittstür der Sünde. So öffneten in der Vorstellung des Menagier de Paris die personifizierten Herren Völlerei und Schandmaul gar dem Teufel selbst das Tor zur Festung des Leibs.<sup>186</sup> Daneben fürchtete man noch viele Jahrhunderte auch das Eindringen ganz buchstäblicher Krankheitserreger wie Würmer oder Schlangen in den Mund von Schlafenden, wobei jene Tiere im Volksglauben nicht weniger dämonisch behaftet waren.<sup>187</sup> Der Aufruf, den Munde bloß nicht offen zu halten, entspringt also gleichermaßen moralischen wie hygienischen Vorstellungen.

---

<sup>184</sup> Hager (1676), S.7f.

<sup>185</sup> Stentzel (1683), S. 68f.

<sup>186</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 148.

<sup>187</sup> Vgl. Ebbing (2008), S. 362.

Zu den weniger prominenten in ihrer Summe allerdings mindestens ebenso bedeutsamen Körperöffnungen zählte man in der Frühen Neuzeit darüber hinaus die Poren der Haut. Umso beunruhigter betrachte man ihre Durchlässigkeit, da man sie nicht der willentlichen Kontrolle unterworfen sah. So sei die Pest nicht einmal darauf angewiesen, ihren Weg in das Körpergebäude über die Tore zu nehmen: „sie spatziret hinein durch die Lufft=Fensterlein des gantzen Leibs“, wie Adam von Lebenwaldt erläutert.<sup>188</sup>

Nicht nur präformierte Öffnungen stellten jedoch eine Bresche dar, durch welche die Krankheiten auf das Grundstück des Körpers gelangen konnten. Gerade bei der Gicht ist es nach gängiger Vorstellung vor allem das geschwächte Körperglied, das den Zudringlichkeiten der Krankheit nicht mehr standhalten kann, was Pistorius anhand eines Sprichworts erläutert: „Wo der Zaun am niedrigsten ist/ da steigt jederman über.“<sup>189</sup>

Aus der Analogie zwischen festen Toren, Säulen und bedachten Wänden des Gebäudes auf der einen Seite und der durch Knochen, Muskeln und Sehnen gestützten und von Haut bespannten Konstruktion des Körpers auf der anderen gewinnt die Gebäudemetapher letztlich nicht nur als Strukturprinzip, sondern auch als Sinnbild des Schutzes an Gültigkeit. Die widrigen Mächte, denen das menschliche Gebäude im Laufe eines langen Lebens standhalten muss, sind dabei ebenso augenscheinlich wie die Notwendigkeit einen Arzt mit der In-standhaltung zu beschäftigen. So verspricht Martin Pansa dem eingangs erwähnten gichtkranken Greis, er werde wohl

„das bawfältige Gebäwde seines Leibs noch eine zeitlang stützen/ erhalten/ vnnd die grawsamen Sturmwinde der *podagrischen* Zufälle/ so darwider anstosse/ ziemlicher massen abwenden können/ daß er noch eine graume Zeit durch Göttliche Verleihung seiner gnädigen Herrschafft dienstlich vnd nützlich seyn möge“.<sup>190</sup>

---

<sup>188</sup> Lebenwaldt (1695), S. 290.

<sup>189</sup> Pistorius (1659), S. 42.

<sup>190</sup> Pansa (1623), S. 171.

Die Gefahr einer Krankheit, die einem metaphorischen Sturmwind gleichkommt, leuchtet jedem Patienten ein, der ein Unwetter schon einmal in einer von Sturmgeheul und Schindelgeklapper erfüllten Zuflucht verbracht und gebangt hat, ob sie den Böen standhalten wird. Umso mehr da Pansa mit deren Baufälligkeit das Bild eines zerbrechlichen alten Körpers heraufbeschwört, welcher der Gicht nur noch wenig entgegensetzen hat. Aus dem Vergleich zwischen Leib und Gebäude, leitet er auch seine Therapie ab. So „wie man ein altes Gebäwde oder Hauß lieber noch eine weil in seiner *dignitet* stehen lest/ dasselbige stützet vnd vorsichtig damit vmbgehet/ als daß man viel daran bawen/ vnd häfftige Bewegung darinnen vben wollte“,<sup>191</sup> behandle man auch den gealterten Körper, indem man nämlich vorwiegend milde Medikamente anwende und solche mit stärkender Eigenschaft. Hier offenbart sich erstmals die ärztliche Argumentationsstrategie, nach einer Forcierung des Gefahrenszenarios die rettende Lösung so greifbar zu präsentieren, dass – so wohl die Berechnung – der Patient in jede Art der Kooperation mit Vergnügen einwilligen möge vor lauter Dankbarkeit, noch einmal so billig davongekommen zu sein. Noch zwei weitere Komponenten lassen sich aus der Analogie zwischen Körper und dem Gebäude in widriger Witterung ableiten. Dass feuchte Kälte dem gichtkranken Menschen auch in wörtlichem Sinne nicht zuträglich sei und gerade die Füße in Mitleidenschaft ziehe, erklärt Pansa einem schlesischen Ratsmitglied, indem er selbige mit den Balken und Schwellen im Hause vergleicht, „welche wegen der stetigen herabfallenden Nässe leichtlich faulen vnd wandelbar werden.“<sup>192</sup> Dass auch im lebendigen Körper Prozesse der Fäulnis und Korruption vonstattengehen, gehört dabei zu den verbreiteten Vorstellungen der Zeit, denen eine moralische Konnotation selten abgeht. In nicht allzu fernem Zusammenhang zu betrachten ist Martin Pansas Rechtfertigung einer diätetischen Therapie mittels der Metapher der widrigen Witterung:

„Denn wz die ArtzneyMittel gut machen/ vnd an dem menschlichen Gebewde verbessern/ dz wird durch die grossen Güsse vnd Platzregen des Weins widerumb abgeschweiffet vnd eingerissen/ vnd ferner ein Glied nach dem andern angegriffen.“

---

<sup>191</sup> Ibid., S. 170.

<sup>192</sup> Ibid., S. 244.

Hier ist es nicht in erster Linie die Krankheit, sondern das Verhalten des Patienten selbst, das dem Körper zusetzt und die Wirksamkeit der Medikamente einschränkt. Zu „gebährliche[r] Messigkeit“<sup>193</sup> möchte er den fränkischen Grafen daher anhalten, um das menschliche Gebäude wiederaufzurichten.

### *Aspekte der Offenheit und Reinheit*

Während die bisherigen Metaphern von der Struktur und Stabilität des Körpergebäudes Aspekte der Abgrenzung betonen, die auf den ersten Blick den Eindruck vermitteln, das Haus beziehungsweise der Körper in der Konzeption der Frühen Neuzeit seien idealerweise geschlossene Systeme, möchte ich nun die Gegenseite beleuchten. Nämlich ist es gerade die frühneuzeitliche Offenheit des Hauses, welche mit damals gängigen Körpervorstellungen korrespondierte. Unser heutiger häuslich-privater Raum ist ein vergleichbar modernes Phänomen, gibt Eibach zu bedenken, da noch bis ins 18. Jahrhundert Haustüren mehrheitlich unverriegelt wenn nicht gar offen gehalten wurden.<sup>194</sup> Sehr verbreitet waren städtische Häuser mit einem für heutige Maßstäbe ungewöhnlich hohem hallenartigen Erdgeschoss von Lippert als Binnenhaus bezeichnet, das sowohl wohnliche als auch Gewerbezwecke erfüllte und gerade letzterer wegen zur Gasse hin geöffnet war.<sup>195</sup> Das Haus war somit ein halb-öffentlicher Raum und rege Fluktuation die Regel. Vergleichbares gilt auch für den Körper in der Konzeption der Frühen Neuzeit. Das Körperinnere sah man einer niemals stockenden Bewegung unterworfen, allerdings kaum vergleichbar mit der unserer modernen Vorstellungswelt, denn was sich unter der lebendigen Haut verbarg, war trotz der Wiederaufnahme der anatomischen Sektionen in der Renaissance ungewiss und einer Vielzahl an traditionellen Deutungen unterworfen. Die wiederum bezogen ihr Selbstverständnis neben den antiken Quellen vor allem aus dem, was der allgemeinen Wahrnehmung zugänglich war: der Haut, dem Puls und vor allen Dingen den Körperrausscheidungen, welche auf ein lebhaftes Innenleben schließen ließen. Neben der physiologischen Bewegung der Lebensgeister, aus der Nahrung gewonnenen Körpersäften zur Ernährung der Glieder und den zur Ausscheidung

---

<sup>193</sup> Ibid., S. 550f.

<sup>194</sup> Vgl. Eibach (2015), S. 27.

<sup>195</sup> Vgl. Lippert (1992), S. 187ff.



bestimmten Säften wurden pathologische Flüsse auch für Erkrankungen verantwortlich gemacht, was sich laut Michael Stolberg ausgehend von dem griechischen Wortstamm *rhoe* für Fließen in medizinischen Termini wie Rheuma oder Katarrh (*kata* = herab) niedergeschlagen hat.<sup>196</sup> Damit die physiologischen Flüsse ebenso wenig ins Stocken gerieten wie die Ableitung krankhafter Flüsse, eine damals weit verbreitete Angst, musste jedoch die Durchlässigkeit des Körpers gewährleistet werden.<sup>197</sup> Entsprechende Empfehlungen zur Prophylaxe oder Therapie beispielsweise mit Brechmitteln, stuhlfördernden, harn- oder schweißtreibenden Mitteln durften also in keinem ärztlichen Ratgeber fehlen. So setzt Johann Hager der geöffneten Tür des Mars wiederum die „Eröffnungs-[...]Kraft“<sup>198</sup> des Rhabarber entgegen, um im Körper versammelte Unreinheiten zu entfernen. Anstatt zu vermitteln, wenn man die Tür nur fest genug zuhalte, sei man vor aller Krankheit gefeit, eröffnen frühneuzeitliche Vorstellungen somit eine andere Perspektive: dort wo etwas hineingelangt, kann man es auch wieder hinaustreiben. So rät Leonhard Thurneysser, Leibarzt am Hofe des Brandenburger Kurfürsten,<sup>199</sup> zu einer Therapie mit gereinigter Schwefelblüte, welche den „alten verbrenten Schwefel“, den er nach Begutachtung seines Harnes im Körper des Patienten wähnt, „mit besen auskeren“<sup>200</sup> werde. Er beschwört damit eine körperliche Ordnung, die in Analogie zur häuslichen Ordnung steht. Um sich vor der Pest zu bewahren, mahnt daher auch Pansa folgendes:

„Nicht allein aber das eussere Gemach/ sondern auch das innerliche Gemach/  
darinn die Seele wohnt/ vnd keinen stanck leiden mag/ nemlich deinen Leib  
soltu auch rein halten/ mit einer guten diaet.“<sup>201</sup>

---

<sup>196</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 130.

<sup>197</sup> Ibid., S. 173.

<sup>198</sup> Hager (1676), S. 11.

<sup>199</sup> Leonhard Thurneisser oder Thurneysser kann wohl als medizinischer Quereinsteiger bezeichnet werden. Ohne akademische Grundlage eignete er sich im Rahmen einer langjährigen Wanderschaft neben Erfahrungen in unterschiedlichsten Professionen auch profunde Kenntnisse der paracelsischen Lehre an. Durch seine publizistische Tätigkeit erregte er schließlich die Aufmerksamkeit des brandenburgischen Fürstenhofs. Vgl. ADB, „Thurneisser zum Thurn, Leonhard“, S. 226-229. Innerhalb meines Quellenkorpus nimmt er somit eine gewisse Außenseiterstellung ein.

<sup>200</sup> Thurneysser (1571), S. 44.

<sup>201</sup> Pansa (1614a), S. 11f.

Ähnlich argumentiert Laurentius Haan in seiner Aufklärungsschrift zur Vorbeugung gegen die rote Ruhr: „Man siehets an Trinckgeschirren/ Schüsseln vnd anderm Zeuge/ das man täglich nützet/ wie vngestalt/ vn sauber vnd vnflätig es wird/ wann mans nicht zum öftern reiniget vnd außspület.“ Daraus schließt er auf den Körper, der „mörb vnd hinfellig“ werde, „wann man denn beyweilen nicht fegete.“<sup>202</sup> Was man bei all diesen Anweisungen zur körperlichen Reinheit jedoch nie aus den Augen verlieren darf, ist, dass es sich um keine Hygiene nach modernem Verständnis handelt: Reinhalten sollte man vor allem Stube und Leibesinneres. Die Haut dagegen steht nicht im Fokus, obwohl sie laut Stolberg im Hygienenediskurs der Frühen Neuzeit immer wichtiger werden soll.<sup>203</sup>

Insgesamt also ergibt sich Gesundheit in der Logik der Körpergebäudemetapher aus einem empfindlichen Gleichgewicht zwischen Abgrenzung und Öffnung, wobei die häusliche Ordnung als Sinnbild körperlicher Ordnung beiden gleichermaßen verpflichtet ist.

### *Die Küchenstube des Körpers*

In besonderer Weise lässt sich diese Ordnung in Analogie zur Sphäre der Küche nachvollziehen. Nicht nur frühneuzeitliche Patienten deuteten etwa die Verdauungsvorgänge mittels einer ausgeprägten Küchenmetaphorik.<sup>204</sup> Gespeist aus alter galenischer Überlieferung wurde noch in der ärztlichen Fachliteratur des Mittelalters die Verdauung als metaphorischer von der inneren Wärme des Körpers unterhaltener Kochprozess verstanden<sup>205</sup> und in der Physiologie des Renaissance-Arztes Jean Fernel zumindest noch durch einen Vergleich in einer Art körperlichen Hofküche verortet, wo die beteiligten Organe wie Köche schufteten.<sup>206</sup> Auch die Kochung unterliegt einem instabilen Gleichgewicht, sah man eine schwache Verdauung doch als Ursache eines kalten und gleichsam rohen Nahrungssaftes, der leicht verdarb,

---

<sup>202</sup> Haan (1622), S. 6.

<sup>203</sup> Vgl. Stolberg (1998), 312.

<sup>204</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 168.

<sup>205</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 158.

<sup>206</sup> Fernel/Forrester (2003), S. 64: „Hic enim locus habetur **veluti regiarum culina**, in qua partes quaedam tanquam **coci** alimenta instruunt, caeterisque praeparant, quarum sunt ministerio destinatae.“

unkontrollierte Hitze verbrannte dagegen den Nahrungssaft. In beiden Fällen konnte es unter anderem zu krankmachendem Dunst oder Rauch kommen, der zu Kopfstieg, die Sinne vernebelte<sup>207</sup> und sich gegebenenfalls kondensiert als Fluss hinunter auf die Glieder legte, wenn der Körper nicht ausreichend geöffnet war. Auf diesem Konzept basierend warnt Balthasar von Guldensee einen gliedersüchtigen Patienten vor kalter Witterung, da sie die Schweißlöcher verschließe, „wordurch die Dünste im Leibe verhalten werden und nicht verrauchen können“<sup>208</sup> Vielleicht weckt auch diese Schilderung, die sich ganz in Einklang mit der medizinischen Lehre der Zeit befindet, vor dem inneren Auge des Patienten Bilder eines finsternen rauchgeschwängerten Hauses, dem aufgrund der Kälte ein geeigneter Abzug fehlt. Denn wo kein geschlossener Kamin vorhanden war – in der Frühen Neuzeit dürften das nur noch sehr ärmliche oder ländliche Haushalte gewesen sein<sup>209</sup> – entwich der Rauch des offenen Feuers noch über die oberen Fensteröffnungen, die man im Winter nur sparsam offenhielt.<sup>210</sup> So viel möchte ich von der Metapher des Herdfeuers vorwegnehmen, welche wegen der vielfältigen Interaktionen mit anderen Bildfeldern noch an späterer Stelle gesammelt betrachtet werden soll, und wende mich nun den mehr oder minder kulinarischen Ausprägungen der Küchenanalogie zu.

Nicht selten nämlich vergleichen frühneuzeitliche Ärzte jene Substanzen, welche sie im Körper des Patienten als krankmachende Materie ausmachen, mit Lebensmitteln. Das kann von einer rein morphologischen Ähnlichkeit ausgehen wie bei Thurneysser, der ausgehend von einer Harnschau auf eine „weiskörnige Materi, denn hirßkörnlein an der substantz vnnd farbe gleich, aber an der grösse, wie die Φαχαί oder Linsen“ schließt, die sich besonders in „schenckeln und armspindelen“ des Patienten abgelagert habe.<sup>211</sup> Aber auch Beobachtungen zu den chemischen Eigenschaften von Lebensmitteln finden Eingang in derlei Beschreibungen. Scharfe, salzige und adstringierende „Geister“ bringen laut Pistorius die Gelenkflüssigkeit bei der Gicht zur Gerinnung und bilden so die charakteristischen *Tophi*, was man sich genauso vorstellen könne, als wenn „Essig in die warme Milch gegossen“ werde, denn wie die

---

<sup>207</sup> Zu Dünsten aus Hitze vgl. Stolberg (2003), S. 191ff; Zu Dünsten aus Kälte vgl. von Guldensee (1691), S. 635.

<sup>208</sup> Guldensee (1691), S. 784.

<sup>209</sup> Vgl. Sarti (2015), S. 183.

<sup>210</sup> Vgl. Lippert (1992), S. 193.

<sup>211</sup> Thurneysser (1571), S. 59.

Milch „seye auch das Gliedt-Wasser ein süsser Safft“.<sup>212</sup> Pistorius stützt sich damit auf eine Küchenchemie, die jedem Patienten zugänglich ist. Besonders wirkmächtig zeigt sich auch das Bild des Teiges oder Sauerteiges, der sich auf vielfältige Weise analog verhielt zu den Krankheitsprozessen in der damaligen Vorstellungswelt. Einem Patienten, der sich besorgt zeigte, dass er seinen Körper nicht mehr von schädlichen Feuchtigkeiten befreien könne, da seine *Fontanelle*<sup>213</sup> versiegt sei, erklärt Martin Pansa diese unerfreuliche Stockung damit, dass „das Geblüet in den Adern, wie ein zehrer Teig vnd hautigtes Wesen vbereinander liegt“.<sup>214</sup> Um die natürlichen Flüsse in Gang zu bringen, müsse der Körper erst davon gereinigt werden. Im Bildfeld häuslicher Ordnung, die nur in einem Zustand der Offenheit aufrechterhalten werden könne, befindet sich folgende Metapher von Johann Pistorius. Dass viele gichtkranke Patienten ausgerechnet im Frühjahr alljährlich von der Krankheit geplagt werden, liege daran, dass

„die gantze Natur sich verneuert und den alten Saur-Teig außfeget/ welcher den Winter über ist eingesamlet/ und durch die von Kälte zugeschlossene *poros* nicht hat können *transpirieren* oder durchdünsten (...).“<sup>215</sup>

Die krankmachende Materie setzt er mit dem Unrat gleich, der sich über den Winter im verschlossenen Haus angesammelt hat und nun beim Frühjahrsputz für Ungemach sorgt. Die Symptome der Erkrankung sind in diesem Fall lediglich Anzeichen eines natürlichen Prozesses der Selbstheilung, eine Perspektive, welche die Patienten sicher hoffnungsvoller stimmen mag. Das Bild des Sauerteigs war außerdem durch dessen übertragbare Eigenschaft, aus sich selbst heraus aufzugehen, und damit gleichsam zu wachsen, tauglich, die abstrakten Vorstellungen von Übertragung und Ausbreitung einer krankhaften Materie im Körper zu illustrieren. So erklärt der Stadtarzt Michael Feige den Bürgern Dresdens im Jahre 1630, die giftige Materie der Pest infiziere den Körper „als wie von ein klein wenig Sawerteig ein grosser Hauffe

---

<sup>212</sup> Pistorius (1659), S. 44.

<sup>213</sup> Eine vom Chirurgen mit dem Glüheisen gesetzte oder durch ein unter die Haut gefädelt Rosshaar künstlich am Schwären gehaltene Wunde zur Ausfuhr krankhafter Materie. Am fortwährenden Eiterfluss zeigte sich in der damaligen Vorstellung ihre Wirkung.

<sup>214</sup> Pansa (1623), S. 523.

<sup>215</sup> Pistorius (1659), S. 43.

anders Teiges pflegt gesäwert zu werden“.<sup>216</sup> In ähnlicher Funktion findet sich dieser Vergleich auch bei Balthasar von Guldensee („wie ein Sauerteig einen gantzen Teig anzusäuren pfleget“) gegenüber einem Patienten mit Beschwerden ausgelöst durch Dämpfe aus dem Unterbauch, wobei er hier auch Aspekte der Verderbnis einflicht, die er nach seinem iatrochemischen Körperbild auf eine Fermentation zurückführt.<sup>217</sup> Unübersehbar in Wortwahl und Syntax sind die Anleihen bei Paulus erstem Brief an die Korinther in der zeitgenössischen Bibelübersetzung, wo es heißt: „Ewr rhum ist nicht feyn/ wisset yhr nicht/ das eyn wenig sawr teyg/ den gantzen teyg versawret? Darumb feget den alten sawrteyg aus/ auff das yhr eyn newer teyg sey/ gleych wie yhr vngesewrt sey.“<sup>218</sup> Ausgehend vom jüdischen Glauben an die symbolische Unreinheit gesäuerten Brotes am Pessachfest lässt sich dieser Appell zu religiöser Umkehr und Buße anscheinend hervorragend auf die Sphäre der Medizin übertragen mit deren Vorstellungen einer physischen Unreinheit. Die betreffenden Ärzte treffen so einen Ton, der sich nicht nur an der häuslichen Alltagswelt der Patienten orientiert, sondern auch ihr am meisten geschätztes Schriftgut imitiert. Wahrscheinlich ist Luthers Beispiel einer theologischen Vernakularisierung, vorbildhaft für viele Ärzte der Frühen Neuzeit. Deutlich abgrenzen von diesen Vergleichen und Metaphern, die eine Krankheitsmaterie beschreiben, möchte ich die vorherrschende Praxis, Dosierungsangaben von Medikamenten in vegetabilen Äquivalenten anzugeben. Zur Vorbeugung wider die Pest im Jahre 1611 empfiehlt der Meissener Stadtarzt Georg Belzar etwa, Kindern zwischen vier und sieben Jahren „einer gemeinen Erbes gros“ von seiner rezeptierten Latwerge zu verabreichen, Schwangere und „hitzige junge Weiber“ sollten dagegen „einer welschen Nuß gros“ Sauerkleezucker („*Conserua Acetosellae*“) einnehmen.<sup>219</sup> Sicherlich handelt es sich dabei ebenfalls um Anweisungen, die sich nach der Patientenwelt richten, indem sie eben das exaktere Apothekermaß zugunsten der wesentlich praktikableren küchenüblichen Mengenangabe aufgeben. So äußert auch Grauchen in seiner Pestschrift Verständnis für die Leser, welche „wenig vnsere wort vnd Gewicht verstehen“, und schließt sich

---

<sup>216</sup> Feige (1630), S. 13.

<sup>217</sup> Guldensee (1691), S. 628.

<sup>218</sup> Luther (1522), 1. Kor 5, 6+7. Vgl. auch Dietersberger (1534), *ibid.*: „Ewer rhum ist nit gutt / Wisset jr nit / das ein wenig sawrdeig den gantzen deyg versewret? Darumb feget den alten sawrdeig auß / auff das jr ein newer deig seit / gleich wie jr vngesewrt sey.“

<sup>219</sup> Belzar (1611), S. 5f.

entsprechend der oben genannten Praxis an.<sup>220</sup> Eine metaphorische Dimension liegt diesen Angaben jedoch fern. Daher finden sie sich auch gleichermaßen bei solchen Ärzten, die mit ihrer ansonsten nüchternen Sprache kaum Wert auf Bildhaftigkeit zu legen scheinen: Georg Belzar ist hierfür ein Beispiel.

### *Zusammenfassung*

Mit seiner Verwurzelung sowohl im Laiendiskurs als auch in der medizinischen Lehre scheint das Gebäude als Körpermodell eine attraktive Grundlage zu bieten für eine ganze Reihe von Vergleichen und Metaphern, welche die Sphäre von Arzt und Patient zusammenführen.

Einige Ratgeberautoren beschreiben die Anatomie und Physiologie des Körpers daher in loser Analogie zum frühneuzeitlichen Haushalt: separiert in mehrere Etagen und Wohnungen hausen dort unterschiedliche Protagonisten und leisten ihren jeweiligen Beitrag zu einem funktionierenden Zusammenleben. Gemäß ihrer überragenden Bedeutung in der zeitgenössischen Körperphysiologie werden die Verdauungsorgane etwa der Küche zugeordnet, die innerhalb des Körpergebäudes als zentraler Raum fungiert und daher auch bei allen pathologischen Vorgängen involviert ist: diesbezügliche Ausführungen der Ratgeber kreisen entsprechend nicht nur um den heiklen Kochungsprozess, sondern nutzen zur Konzeptualisierung des Krankhaften gerade auch solche Lebensmittel, die aus der natürlichen Ordnung gefallen zu sein scheinen wie Sauerteig und geronnene Milch. Daneben fungiert der Körper in den Ratgebern als Zufluchtsort des Lebens. Gerade indem sie seine Schwelle als schützende Grenze zur wilden Außenwelt stilisieren, rechtfertigen sie ihre medizinische Praxis. Denn die drohende Gefahr eines Krankheitseinfalls durch Mauerdurchbrüche oder Schwachstellen in der Statik fordert nicht nur stete Handlungsbereitschaft, sondern auch die Kooperation des Patienten. Um den Bestand des Körpergebäudes auf Dauer zu gewährleisten, darf die Integrität seiner Grenzen jedoch nicht auf Kosten seiner Durchlässigkeit gehen, die in Analogie steht zur Offenheit des frühneuzeitlichen Haushalts. Sie ist nicht nur Voraussetzung für den stofflichen Austausch, sondern auch alle Maßnahmen zur Reinigung des Leibesinneren.

---

<sup>220</sup> Grauchen (1607), fol. A3r.

Letztlich fungiert die Ordnung des gut geführten Haushaltes in den Ratgebern als Metapher für Gesundheit schlechthin und unterfüttert die ärztliche Argumentation mit zwingender Beweiskraft. Die Reflexionsbeschränkungen („hiding“), die jenem Bild innewohnen, stärken die Position des Arztes zusätzlich: Ein Körper, der als Gebäude gedacht wird, mag zwar bewohnt, aber nicht belebt sein: Wachstum und Regeneration finden in dieser Metapher somit keine Entsprechung. Nachlässigkeiten in Bezug auf die „häuslichen“ Gesundheitspflichten erfordern somit per se einen heilenden Handwerker.

## 2.2. Der ungebetene Gast

Während die dominierenden Krankheitskonzepte von Laien wie Ärzten bis über das Mittelalter hinaus von Vorstellungen eines gestörten Gleichgewichts der Körpersäfte geprägt waren, wird die Humoralpathologie im Verlauf der Frühen Neuzeit um eine bedeutende Facette erweitert: Laut Stolberg ist es nun immer häufiger eine konkrete Krankheitsmaterie, die als ursächlich angesehen wird.<sup>221</sup> Wie Jütte feststellt, wird Krankheit in der Sprache zeitgenössischer Patienten immer weniger als autochthon wahrgenommen, sondern im Gegenteil als „etwas Hinzugekommenes“ angesehen.<sup>222</sup> Sie wird - um mit Walter Pagel zu sprechen - eine verortbare Entität im Sinne des ontologischen Krankheitsbegriffes, der nicht nur zentral war für das Werk des Paracelsus sowie des flämischen Arztes Johan Baptista van Helmont,<sup>223</sup> sondern auch im ärztlichen Mainstream immer größere Verbreitung fand. Wie ich im Rahmen meiner methodischen Erwägungen vor dem Hintergrund der Lakoff'schen Metaphertheorie erläutert hatte, lässt sich ein ontologisches Konzept sprachlich besonders gut durch eine Personifikation ausdrücken.<sup>224</sup> Um nun zu meiner Fragestellung zurückzukehren, auf welche Weise die Ratgeberliteratur sprachbildliche Brücken zwischen Laien- und Gelehrtenkultur schlägt, möchte ich an das vorhergehende Unterkapitel anknüpfen. Beschreibt man den Körper nämlich im

---

<sup>221</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 129f.

<sup>222</sup> Jütte (1991), S. 124.

<sup>223</sup> Vgl. Pagel (1974), S. 183.

<sup>224</sup> Vgl. Lakoff/Johnson (2007), S. 44.

Bildfeld des Gebäudes und die Krankheit als personifizierte Entität, die sich in diese geordnete Idylle Zutritt verschafft, so bietet sich die Metapher des Besuchers an. Je nachdem welche Eigenschaften der Erkrankung die Ärzte im jeweiligen Kontext betonen möchten, kann hierbei die Rede sein von einem Gast oder einem feindlich gesinnten Eindringling. Ersterem möchte ich das folgende Unterkapitel widmen. Es sollen dabei Bedingungen der Aufnahme, des Aufenthaltes und der Abreise des Krankheitsgastes erläutert und in Bezug zu den frühneuzeitlichen Konzepten der Seuchenerkrankungen sowie der Gicht gebracht werden.

### *Die ansteckende Seuche als egalitärer Gast*

In Knittelversen wendet sich der Villingener Stadtarzt Johann Stentzel im Jahre 1683 an Bürger und Landbewohner. Auf welche Weise es der Pest und anderen „Fieberseuchen“ gelingt, sich im Körper einzunisten, erklärt er wie folgt:

„Offtmahl durch Vollerley man spührt/  
Der gantze Leib zerstört wird.  
Alsdann kommen gemeinglich glauffen/  
Die Kranckheiten mit gantzen hauffen.  
Dar wans Schloß brochen merck drauff  
So geht Thür selbstenn auff:  
Da schleicht hinein ein böser Gast/  
Den du wohl niemahls gladen hast.  
Vnd thut sich in deinem Leib einflicken/  
Ob ihm schon thust kein Botten schicken.  
Entlich macht er in deinem Hauß/  
Dein Leib vnd Leben den garauß.  
Dann tausent trincken eh den Todt/  
Ob einer stirbt auß Durstes-Noth.“<sup>225</sup>

Mehrere Elemente der zuvor dargelegten Gebäudemetapher vereint Stentzel hier auf überzeugende Weise: Nachdem die Grenzen des Körpergebäudes („Schloß“) durch

---

<sup>225</sup> Stentzel (1683), S. 64.



ausschweifende Lebensweise aufgeschwemmt worden sind, gelingt es den personifizierten Krankheiten unbemerkt in den Körper einzudringen, um ihn vollends zu ruinieren.

Dass in diesem desaströsen Zusammenhang noch von einem - wenn auch ungeladenen - Gast gesprochen wird, widerspricht unseren modernen Vorstellungen von Hospitalität. In der Frühen Neuzeit allerdings stand Gastfreundschaft mitunter in einem anderen Kontext. Gabriele Jancke identifiziert sie in der normgebenden Ökonomikliteratur als „notwendige Investition in soziale Beziehungen“,<sup>226</sup> die jedoch nur mit Bedacht zu gewähren sei. Entsprechend unterscheidet sie reziproke Gastfreundschaft zwischen Nachbarn und Verwandten, bei welcher die für den Haushalt überlebensnotwendige Ökonomie des Gebens und Nehmens im Vordergrund stand,<sup>227</sup> von der einseitigeren Gastfreundschaft gegenüber Fremden und Armen.<sup>228</sup> Innerhalb der damaligen juristischen Literatur – hier kommen wir Stentzels Schilderung näher – wird sogar die erzwungene oder erkaufte Gastlichkeit noch unter dem Begriff der Gastfreundschaft subsumiert, wie sie etwa im Rahmen einer militärischen Einquartierung durchaus zum Alltag der Frühen Neuzeit gehört hat.<sup>229</sup> Wie wir später feststellen werden, bringt Stentzel die Seuchen an anderer Stelle seines Ratgebers in einen vergleichbaren Zusammenhang, indem er sie nämlich in kriegerische Metaphern hüllt. Dass eine solche Beherbergung auch für wohlhabende Gastgeber ruinös sein konnte, erweist sich für den zeitgenössischen Patienten als offensichtlich. Ralf Pröve beschreibt die private Einquartierung als „empfindliche fiskalische Belastung, die Beziehung zwischen Soldaten und bürgerlichem Wirt gleichfalls als konfliktreich und meist von gegenseitiger Abneigung bestimmt.“<sup>230</sup>

In das Bildfeld der Bewirtung fügt sich außerdem eine damals aufkommende Vorstellung, die laut French in den Erfahrungen mit der Pest ihren Ursprung hat: die Seuche als reisende Entität, die sich entlang von Handelswegen ausbreitet und einmal

---

<sup>226</sup> Vgl. Jancke (2013), S. 29.

<sup>227</sup> Vgl. Jancke (2015), S. 454.

<sup>228</sup> Letztere konnte über die Hoffnung auf göttliche Gnade im Jenseits indirekt natürlich eine ebenso reziproke Komponente enthalten und wurde im Rahmen der ökonomischen Möglichkeiten des Haushaltes durchaus als sinnvoll erachtet: Vgl. *ibid.*, S. 457.

<sup>229</sup> Vgl., *ibid.*, S. 449.

<sup>230</sup> Pröve (1996), S. 207f, 215.

in dieser, einmal in jener Stadt niederlässt.<sup>231</sup> Ein verbreitetes Erklärungskonzept der Epidemien war in diesem Zusammenhang die Idee der Kontagien, einer unsichtbaren Krankheitsmaterie, die über physischen Kontakt – etwa durch einen Besucher – den ganzen Hausstand anstecken konnte, wie Stolberg erläutert.<sup>232</sup> Entsprechend nennt der Münsteraner Stadtarzt Bernhard Rottendorff als Voraussetzung für die Ansteckung mit dem ungarischen Hauptfieber die „lange beywohnung vnnd gar geheime gemeinschaft“<sup>233</sup> mit der krankmachenden Substanz. Es ist, wie Roger French betont, allerdings eine andere Seuche, deren Konzeption als ungebetener Gast sogar den Fachdiskurs bestimmte und für die Entwicklung einer ontologischen Krankheitslehre sowie die frühneuzeitliche Kontagienlehre wegweisend war: die Syphilis oder Franzosenkrankheit, wie sie außerhalb des frankophonen Raumes genannt wurde.<sup>234</sup> Sie sei „auß Indien erstmahls in Portugal zwar mit angesegelt/ [habe] im Königreich Neapolis aber erst bey andern vns benachbarten Völckern sich recht zu Gast geladen“, wie der Arzt Ludwig Hörnigk im Vorwort eines einschlägigen Lehrbuchs für Wundärzte erläutert.<sup>235</sup> Vor diesem weltbildlichen Hintergrund erscheint die aus heutiger Sicht zunächst irritierende Konzeption einer häufig tödlichen Erkrankung als metaphorischer Gast weitaus stimmiger.

Wollen wir uns nun der Frage zuwenden, welche Haushalte es sind, denen sich die Seuche als Gast anzuvertrauen beliebt. Bei Stentzel sahen wir in dieser Frage zunächst Aspekte der Ausschweifung vorherrschen. Von einer gewissen Doppeldeutigkeit scheinen die Worte des Stadtarztes von Reußen, Thomas Reinesius, geprägt, wenn er 1625 verkündet, im Krankheitsfalle „hauset“<sup>236</sup> das Gift der Pest im menschlichen Geblüte, wobei es der *Überfluss* sei, in welchem sich das Gift der Pest vorzüglich „auffhalten“ möge.<sup>237</sup> Dieser personifizierenden Metapher einer Bewirtung im Überfluss, lassen sich sowohl eine wörtlich-physiologische als auch eine moralische Komponente zuordnen. Erstere äußert sich in seiner prophylaktischen Anweisung zum

---

<sup>231</sup> Vgl. French (2003), S. 130.

<sup>232</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 158.

<sup>233</sup> Rottendorff (1665), S. 16.

<sup>234</sup> French (2003), S. 158.

<sup>235</sup> Rostinio (1626), fol. )(2r-v.

<sup>236</sup> Reinesius (1625), S. 39.

<sup>237</sup> Ibid., S. 8.

Aderlass, die er besonders solchen Patienten anrät, die jung und „[b]lutreich“<sup>238</sup> sind, sowie der Empfehlung von abführenden Maßnahmen „zu Außführung des vberflusses“,<sup>239</sup> da diese Säftefülle dazu neige, durch das Gift der Pest korrumpiert und verdorben zu werden.<sup>240</sup> Zweitere bezieht sich auf eine Art der Lebensführung, die wohl eher einer reichen Klientel zum Verhängnis werden kann: Man solle sich beim Speisen „nicht vberfüllen“ und nur etwas essen, wenn „ein adpetit vorhanden“ sei.<sup>241</sup> In Gefahr sieht Johann Stentzel allerdings genauso den prekären Haushalt: „Gleich wie in vnsauberen/ stinckenden Häuser die Pest geren ihren Einköhr zu nemmen pflegt“ verhalte es sich auch mit entsprechenden Leibern, deren Unreinheit „den faulen vnnd pestilentzischen Fieberen die Thür noch mehr eröffnen/ vnnd zum Eingang in solche Leiber mehrer Anlaß geben.“<sup>242</sup> Wer „eine solche Cloackkammer in seinem Leibe“ habe, warnt auch Martin Pansa in seiner Pestschrift von 1614, müsse damit rechnen, dass „die Seuche [dort] gar bald einzeucht/ vnd sich hefftig einlagert“.<sup>243</sup> Augenscheinlich ist dabei der Sympathiegedanke, der eine gegenseitige Attraktion des Ähnlichen propagiert: die schmutzige Wohnstätte respektive der innerlich schmutzige Leib, ziehen eine unsaubere Krankheitsmaterie an.

Letztlich handelt es sich bei der Seuche um einen Gast, der keinen Unterschied zu machen scheint. Ob der Gastgeber in Überfluss lebt oder in seinem eigenen Unrat dahinvegetiert, ob er alt ist oder jung, mächtig oder unbedeutend, die Folgen des Sündenfalls vereinen sie alle. So beginnt der Hildesheimer Stadtarzt Laurentius Haan seine Ausführungen darüber, was die rote Ruhr „für ein Gast seyn (...) müge“ mit einer Klage über die gleichmachende Unbarmherzigkeit der Seuche:

„Dieses *coniecturire* ich daher/ das es Leute *mediae sive constantis aetatis*, von irem besten/ das ist zwischen dreyssig vnd viertzig Jahren/ etwas drunter/ oder drüber (so sonst die stärckesten Naturen zu seyn pflegen) auch bey guter ordnung/ im Essen vnd Trincken, darnieder wirfft/ in wenig tagen außmergelt

---

<sup>238</sup> Ibid., S. 6.

<sup>239</sup> Ibid., S. 8.

<sup>240</sup> Ibid., S. 39.

<sup>241</sup> Ibid., S. 17.

<sup>242</sup> Stentzel (1683), S. 90f.

<sup>243</sup> Pansa (1614a), S. 2.

vnd hinrichtet. Von gar alten vnd jungen Leuten/ ist nicht zu reden/ dann *quos non Fata servant*, müssen alle fort/ keiner vermag ihr den Stutz außzuhalten.“<sup>244</sup>

### *Die Gicht als distinguirter Gast*

Damit möchte ich mich nun den gastmetaphorischen Präsentationen der Gicht zuwenden. Deren Konzeption als Besucher des Körpers gründet sich weniger auf der sinnlichen Erfahrung einer *räumlichen* Wanderschaft von Stadt zu Stadt und Patient zu Patient, wie es bei den Seuchen der Fall ist, sondern betont eher die zeitliche Dimension ihres Kommens und Gehens:<sup>245</sup> Wohin sie wandern mag in den beschwerdefreien Perioden, lässt sich nur schwer nachvollziehen, doch gewiss ist ihre Wiederkehr. Schließlich handelt es sich um eine chronische Erkrankung, welche den einmal befallenen Patienten mit ihren *Paroxysmen* (Anfällen) über viele Jahre hinweg immer wieder heimsucht. Entsprechend nennt sie Johann Pistorius einen „zu gewisser Zeit wiederkehrenden bösen Gast.“<sup>246</sup> Diese periodischen Besuche konnten sowohl von einer gewissen Unvorhersehbarkeit gekennzeichnet sein, wie in dem von Porter und Rousseau beschriebenen Konzept der „*wandering gout*“,<sup>247</sup> als auch von Verlässlichkeit.<sup>248</sup> Letztere Eigenschaft betont Pistorius, wenn er behauptet, die Gliederschmerzen würden sich stets gegen Februar und August „in ihren Wohn-Städten erweisen“<sup>249</sup> und dort wo sie „einmahl beständig Quartier genommen/ selten gar wegbleib[en].“<sup>250</sup>

Möchte man die Herkunft personifizierender Krankheitsvorstellung bei der Gicht betrachten, lassen sich genau genommen zwei große Traditionslinien verfolgen: eine volkssprachliche und eine akademische, wobei letztere für die Ratgeber sicherlich ausschlaggebender ist. Vorneuzeitliche Quellen verbanden mit dem deutschen Namen

---

<sup>244</sup> Haan (1622), fol. A2r+v; Nichts anderes gilt auch für die gnadenloseste der Seuchen, die Pest, wie sich aus den Klagen des Arztes Bernhard Rottendorf entnehmen lässt: „alle vnd jede ohne vnderscheidt der Persohnen“ raffte sie darnieder, Rottendorff (1665), S. 15.

<sup>245</sup> Obwohl man von räumlicher Seite sicherlich auch den Wechsel des betroffenen Gelenks als eine Art von Migration begreifen könnte.

<sup>246</sup> Pistorius (1659), S. 69.

<sup>247</sup> Porter/Rousseau (1998), S. 237.

<sup>248</sup> Ibid., S. 239.

<sup>249</sup> Pistorius (1659), S. 26.

<sup>250</sup> Ibid., S. 27.

„Gicht“ zunächst ein dämonisches Krankheitsgeschehen, welches durch schmerzhaftes Krämpfe und Zuckungen gekennzeichnet war, die sich überall im Körper manifestieren konnten. Häufig sprach man im Volksglauben von den verursachenden Plagegeistern im Plural als den sogenannten „Gichtern“.<sup>251</sup> Während sich die Bezeichnung in der neuen medizinischen Literatur ab dem 16. Jahrhundert zunehmend auf das Gliederleiden verengte,<sup>252</sup> blieb ihr dämonischer Charakter in der Volksmedizin bis zum 19. Jahrhundert erhalten, wie Stolberg feststellt.<sup>253</sup> Anklänge an eine geisterhafte Heimsuchung ergaben sich gattungsübergreifend vom Segensspruch bis zum Gesundheitsbuch durch die Vielzahl an tierischen oder menschlichen Attributen, die man ihrem Treiben anheftete: So unterschied man etwa eine laufende, reitende, fallende, fliegende, wütende, brennende oder fressende Gicht, um nur einige zu nennen.<sup>254</sup>

Als Podagra (griech.: pod ‚Fuß‘, ágra ‚Fessel‘) war die Gicht dagegen in der Fachliteratur bekannt und gemäß ihrer Etymologie schon primär ein Gliederleiden. Vor allem galt sie als Heimsuchung der Mächtigen und Maßlosen,<sup>255</sup> eine Vorstellung, die sich laut Thomas Benedek bis in die griechische Antike zurückverfolgen lässt, wo die personifizierte Podagra etwa in den satirischen Dramen des Aristophanes und des Lukian von Samosata auftritt und von spöttisch-beißender Kritik an der mutmaßlich allzu ausschweifenden Lebensführung erkrankter Zeitgenossen begleitet wird.<sup>256</sup> In Nachahmung des Lukian versuchten sich Autoren bis in die Frühe Neuzeit am Topos der satirischen Lobrede auf die Gicht, dem sogenannten Enkomium. Bald übernahmen

---

<sup>251</sup> Vgl. DWB, „gicht“, Sp. 7276.

<sup>252</sup> Ibid., Sp. 7283.

<sup>253</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 137.

<sup>254</sup> Vgl. DWB, „gicht“, Sp. 7285, 7286.

<sup>255</sup> Es fällt in diesem Zusammenhang trügerisch leicht, die historische Krankheitsentität der Gicht mit unserer modernen Zivilisationskrankheit gleichzusetzen, die sich bei genetischer Prädisposition vor allem nach dem Genuss purinreicher Nahrung oder Alkoholkonsum einstellt. Eine solche anachronistische Sichtweise täuscht allerdings über viele Unterschiede hinweg. Vgl. Stolberg (2003), S. 130. Zum einen versteht es sich von selbst, dass damals viele Gelenkerkrankungen, die wir heute eigens kategorisieren würden, unter dem Namen Gicht subsumiert wurden. Zum anderen war die Krankheitskonzeption stark von der damaligen Vorstellung durchdrungen, dass es bewegliche Flüsse sind, welche die Beschwerden auslösen. So war der hartnäckige Gliederschmerz noch die geringste Sorge des Arztes, der stets befürchten musste, dass mit fatalem Ausgang auch das Herz und die „innersten Glieder“ befallen wurden. Vgl. Pansa, (1625), S. 141. Bei der Therapie gab man daher vor allem darauf acht, die krankhaften Flüsse von der Peripherie nicht nach innen zu treiben. Vgl. Pistorius (1625), S. 67.

<sup>256</sup> Vgl. Benedek (2012), S. 235f.

darin sogar trostspendende Aspekte eine tragende Rolle, was die Texte für lateinkundige Patienten sicher attraktiv machte. Prominente Beispiele hierfür sind die Enkomien „Apologia seu podagrae laus“ des Humanisten Willibald Pirckheimer und „De podagrae laudibus oratio“ des Medizinprofessors Johannes Carnarius, in welchen die Gicht als Gast in die Häuser der Wohlhabenden einkehrt, um sie durch Schmerzen zu bessern. Ihr Einfluss auf die frühneuhochdeutsche Gichttratgeberliteratur ist offensichtlich. So enthält schon Elias Anharts „Consilium Podagricum“ im Epilog eine Übersetzung von Carnarius' Werk,<sup>257</sup> Martin Pansa übernimmt im vierten Band seines „Consilium antipodagricum“ ohne Angabe der Autorschaft sogar beide Werke<sup>258</sup> in einer modernisierten Übertragung, welche an die des Renaissancedichters Johann Fischart<sup>259</sup> angelehnt zu sein scheint,<sup>260</sup> während Johann Pistorius innerhalb seines Gichtkonsiliums mit „Warum das Podagra lieber in grossen Palatij, als geringen mapalij wohne“ eine eigene Version beisteuert.<sup>261</sup> Die Enkomien konzipieren die Gicht als edles Fräulein von göttlichem Geschlecht, wobei seine Herkunft auf die Genese der Erkrankung hinweisen soll. Anhand antiker Quellen belegt Carnarius in der Übersetzung durch Anhart, dass „gemelte krankheit Podagra/ des Bacchi vnd der Venus/ leibliche Tochter sey/ das ist/ auß vbrigem essen/ trincken vnd vnkeuschheit entsprungen/ oder geborn.“<sup>262</sup> Wie schon bei den Seuchenerkrankungen kommen auch hier die Gesetze der Sympathie zum Tragen, nach denen sich Hohes zu Hohem gesellt:

„Doch/ wie dem allen/ so veracht sie letztlich der armen leut heußlein/ oder schlechte geringschätzige wonungen/ vnd erhebt ier haubt höher/ rayset also viel lieber zu der reichen großmechtigen Fürsten vnn Herrn Höff/ alda sie aufs

---

<sup>257</sup> Vgl. Anhart (1560); Anhart (1560), fol. G1r-K1v.

<sup>258</sup> Vgl. Pansa (1625), S. 174-205, 205-232.

<sup>259</sup> Vgl. Fischart (1577), fol. C3v-H1r, H1v-M8v.

<sup>260</sup> Als Beleg für diese Behauptung möchte ich beispielhaft auf die Übernahme einer besonders idiosynkratischen Formulierungen hinweisen: Fischart (1577), fol. C8v: „Polyphagia, von Frashausen vnd Schleckspitzen/ die mit jren aufgeblasenen pfeifferbacken/ vnnd dem faißten grosen wanst/ wie das Vngarisch viech daher äntenmäsig wackelt vnd grattelt.“; Pansa (1625), S. 187f: „Polyphagie von Frashausen/ vnd Schleckspitzen/ die mit ihren auffgeblasenen Pfeifferbacken/ vnd ausgefüllten Polster/ als ein Mastschwein auff Weinachten/ einherwatschelt vnnd grattelt“; dagegen Anhart (1560), fol. G3v: „Polyphagia, das ist/ gfrayssigkeit/ eins sehr faisten grossen leibs“; dagegen Carnarius (1553), S. 8: „obeso corpe Polyphagia“.

<sup>261</sup> Vgl. Pistorius (1659), S. 79.

<sup>262</sup> Anhart (1560), fol. G3r.

allerfreundlichist vnn guetwilligist empfangen/ auch auf das aller guetigist vnd beste gehalten oder beherbergt wiert.“<sup>263</sup>

Was Rang und kulinarisches Interesse belangt, ist die Gicht dem wohlhabenden Patienten somit ein ebenbürtiger und nur allzu würdiger Besucher. Seine luxuriöse Lebensführung gleicht dabei einer metaphorischen Einladung in sein Haus.<sup>264</sup> Die Gastfreundschaft gewährt er ihr, indem er besagte Gewohnheiten fortführt: Die Völlerei, der er sich körperlich hingibt, ist das metaphorische Gastmahl, mit welchem er sie bewirtet. Seine Trägheit und Wollust, bieten ihr ein Nachtlager. Somit verdichtet sich die Metapher vom Gast zur Allegorie.

Indem die Autoren der Gichtkonsilien nun das Enkomium in der Funktion als Pro- oder Epilog für ihr Werk vereinnahmen, liefern sie den Lesern zugleich ein Instrument zur Exegese ihrer medizinischen Theorien, deren Anwendung den Hauptteil der Ratgeber beansprucht. Daher überrascht es wenig, dass sie sich bei Auslegung derselben zu wesentlichen Teilen des gleichen Metaphernschatzes bedienen.

---

<sup>263</sup> Ibid., fol. G4r.

<sup>264</sup> Weiter fasst dagegen der Ingolstädter Arzt Johann van den Bosch, durch welche Lebensführung es der Gicht im Leib „bequem gemacht“ werde: neben dem „Venusspiel“ nennt er auch harte Arbeit, langes Stehen und Kälte: Vgl. van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 9f.



Abb. 3: Bacchus und Venus stehen dem Gichtkranken mit Trunk und Kissen zur Seite. Eine graphische Darstellung der personifizierten Krankheit selbst war zur damaligen Zeit dagegen unüblich.<sup>265</sup>

### Wie man dem „Fräulein Podagra“ die Tür weist

Betrachten wir nun, wie frühneuzeitliche Ärzte die Symptome der Gicht gegenüber ihren Patienten verbildlichen und ihr therapeutisches Vorgehen erläutern. Hier herrscht das Bild eines hochrangigen aber unmanierlichen Gastes vor, eines Störenfrieds, der wie alle großen Herren „seine sonderbare Suite und Liberey hat/ *politice* also zu reden/ oder *medice* seine gewisse Zufälle und *symptomata* mit sich bringet.“<sup>266</sup> Die Beschwerden erklären sich also durch sein hoheitliches Gefolge („Suite“), dessen gewaltsames Treiben im Gichttraktat Michele Savonarolas bezeichnenderweise in militärische Metaphern gekleidet wird, wie Crisciani feststellt.<sup>267</sup> Denn der Schmerz spielt in Savonarolas Schilderungen wie auch in der Erfahrung der Patienten eine tragende Rolle. Pistorius liefert eine ganze Reihe von Unterarten und Definitionen des

<sup>265</sup> Fischart (1577), fol. A1r.

<sup>266</sup> Pistorius (1659), S. 29.

<sup>267</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 315.



Gichtschmerzes, vergleicht ihn etwa mit „Schmeheworten/ welche die empfindliche Seele durch ihre empfindliche Krafft sich annimbt/ dieselbe mit Verdruß und höchstem schmerzlichen Widerwillen betrachtet/ und deswegen nicht ruhen kann/ noch will.“<sup>268</sup>

Der Aufenthalt der Gicht geht also nicht ohne physische und verbale Konflikte vonstatten, was wenig verwundert bei einem Gast, der – so Martin Pansa – „oft die gantze Nacht schwermet/ vnd dem Wirth wenig ruhe gönnet.“<sup>269</sup>

Um diesen unliebsamen Gast fortzujagen und einem erneuten Besuch vorzubeugen, propagieren die Ärzte nun verschiedene Strategien. Pistorius empfiehlt beispielsweise ein Mittel, das die „geschwächte Glieder wiederumb stärcke/ daß sie ihres Leides vergessen/ und den zu gewisser Zeit wiederkehrenden bösen Gast so leicht nicht wieder einlasse“,<sup>270</sup> als genüge schon die bloße Erinnerung an die schmerzreichen Stunden, um alle Widerstände zu brechen. Martin Pansa dagegen schlägt einem Augsburger Bürger vor, der Gicht den Aufenthalt mit olfaktorischen Repellentien zu verleiden, indem er sagt: „Wenn nu gleich der vorige Gast sich wiederumb einstellen wollte/ sol man mit dem Balsamwasser hinter ihn her seyn/ so wird er dessen starcken Geruch bald mercken vnd vbel leiden können.“<sup>271</sup> Neben diesen eher unterstützenden Maßnahmen gilt es jedoch in erster Linie ein Therapieprinzip zu beachten, welchem in der Frühen Neuzeit und darüber hinaus krankheitsübergreifende Gültigkeit zugeschrieben wird: die Mäßigung des Lebensstils. Dieses Prinzip hat angesichts der eingangs erwähnten Krankheitskonzeption bei der Gicht einen besonders hohen Stellenwert: kein Gichtratgeber verzichtet auf entsprechende diätetische Hinweise. Aus dieser Vorstellung bezieht die Metapher von der Gicht als Gast ihre Berechtigung, mithilfe der Metapher wiederum gewinnen unbequeme Anweisungen zur gesunden Lebensführung an Überzeugungskraft. So erklärt Martin Pansa sein strenges Therapieregiment folgendermaßen: Wird der schmerzbringende Gast „in seinem *hospitio* ziemlich vbel tractiret [...] mit wenig essen vnd trincken/ so lest er sich doch an einem sanffteren Lager wol genügen.“<sup>272</sup>

---

<sup>268</sup> Pistorius (1659), S. 20.

<sup>269</sup> Pansa (1625), S. 12.

<sup>270</sup> Pistorius (1659), S. 69.

<sup>271</sup> Pansa (1625), S. 70f.

<sup>272</sup> Pansa (1623), S. 290.

## Die sozialen Vorteile des Gichtbesuchs

Schließlich möchte ich auf eine Besonderheit der gastmetaphorischen Präsentation der Gicht hinweisen, die ich als zentral ansehe. Betrachtet man den Ton der Enkomien innerhalb der Ratgeber wundert man sich mitunter über deren spöttischen Witz und die Schärfe ihrer Kritik. Sicherlich haben sie sich als Vertreter der medizinischen Erbauungsliteratur neben der Bildung auch der Unterhaltung verschrieben. Doch kann dies ein angemessener Ton sein im Umgang mit einem – nicht selten sozial höher gestellten – Patienten? Ich möchte deshalb auf eine Strategie hinweisen, wie die Autoren der Gichtratgeber ihre unbequeme Botschaft verpacken und der Krankheitserfahrung mittels der Gastmetapher eine tröstende Komponente hinzufügen, die ihre Kritik dennoch nicht entkräftet.

Dass Völlerei die Krankheit befördern soll, haben wir bereits gehört. In einem brieflichen Kontakt formuliert Martin Pansa diesen Sachverhalt nun gänzlich anders. So erklärt er einem Leipziger Bürger das Auftreten seiner Gicht damit, „daß diese Kranckheit gerne einzeucht/ da sie eine gute Küche findet“ und neben seinem Haushalt nun einmal „sonderzweiffel kein vornehmer *Diversorium* in derselbigen Stadt zu finden [sei].“<sup>273</sup> Ebenso begründet er auch das Gichtrezidiv eines gräflichen Amtmanns, der unzweifelhaft von außerhalb Leipzigs stammen muss: „[S]o ist nicht wunder/ daß er [der Gast] in vorige Behausung widerumb einkehret: Denn wo die beste *Traction* ist/ da lassen sich die Gäste am liebsten vnd zum öfftern finden.“<sup>274</sup> Auch in der Frühen Neuzeit schon ist die erwähnte Üppigkeit des Gastmahls selbstverständlich Ausdruck des sozialen Ranges, wie Jancke bestätigt.<sup>275</sup> In diesem Zusammenhang ist auch die hochwohlgeborene Konzeption des Podagra nur folgerichtig, verkehrt es – so Pistorius – „als ein grosser Herr selbst“ eben nur „bey grossen Herren.“<sup>276</sup> Als Beleg dafür, dass sich der privilegierte Gichtpatient in bester Gesellschaft wähen kann, führen Pansa und Anhart eine ganze Reihe prominenter „Podagristen“ an, welche sie Lukians *Tragopodagra* entliehen haben, darunter so illustre Namen wie Priamus, Oedipus, Ulysses und Achilles.<sup>277</sup> Diese schmeichelhaften Ausführungen, denen man

---

<sup>273</sup> Pansa (1625), S. 12.

<sup>274</sup> Pansa (1623), S. 421.

<sup>275</sup> Vgl. Jancke (2013), S. 345.

<sup>276</sup> Pistorius (1659), S. 29.

<sup>277</sup> Vgl. Anhart (1560), fol. H1r-v.

beinahe die Kragenweite eines anerkennenden Schulterklopfens attestieren möchte, mögen dem Patienten von Stand eher zusagen, als die üblichen Ermahnungen, die doch ein moralisches Gefälle zwischen Arzt und Patient insinuieren.

So ist es auch ein ambivalenter Spott, mit welchem Pirckheimer in seiner „Apologia seu podagrae laus“ die Eigenschaften der Krankheit preist. Indem sie den Gastwirt vor Schmerzen an Bett oder Stuhl fesselt, Sorge die Gicht nicht nur für dessen Sicherheit,<sup>278</sup> sondern fördere unter anderem auch Reichtum, Gelehrsamkeit,<sup>279</sup> Tugend<sup>280</sup> und Frömmigkeit.<sup>281</sup> Ihre Patienten würden in Sänften getragen und dürften selbst vor Königen sitzen bleiben.<sup>282</sup>

Als ambivalent zu betrachten sind seine ironischen Ausführungen daher, dass sie nicht eines wahren und durchaus tröstenden Kerns entbehren. Auch sollten sie stets vor dem Hintergrund beurteilt werden, dass Pirckheimer – selbst Gichtpatient – sein Los mit eitler Genugtuung zu tragen wusste, schrieb er es doch seinen harten Studien zu, wie Porter und Rousseau berichten.<sup>283</sup> Die Gicht unter solchen Umständen in seinem Haus willkommen zu heißen, erscheint letztlich beinahe als Privileg. Für viele gelehrte Zeitgenossen gehörte die literarische Auseinandersetzung mit der eigenen Erkrankung durch Aufgreifen des Podagra-Motivs tatsächlich zum elitären Selbstverständnis, wie Strochová zeigt.<sup>284</sup> Was muss es dann erst für einen einfachen Bürger bedeutet haben, sich diese Anstecknadel sozialer Distinktion ans Revers heften zu dürfen? Elias Anhart beobachtet, dass die Gicht

„bey vilen menschen/ in disen vnsern letzten zeiten sehr eingewurtz/ vnd vberhandt genommen/ also/ das schier kein Stat/ Marck oder Schos ꝛc. [= etc.] Funden wirdt/ darin gemelte Kranckheit nicht herberg het.“<sup>285</sup>

---

<sup>278</sup> Vgl. Pirckheimer/Mayer (1884), S. 28.

<sup>279</sup> Ibid., S. 29.

<sup>280</sup> Ibid., S. 36.

<sup>281</sup> Ibid., S. 40.

<sup>282</sup> Ibid., S. 25.

<sup>283</sup> Vgl. Porter/Rousseau (1998), S. 32.

<sup>284</sup> Vgl. Storchova (2016), S. 511-530.

<sup>285</sup> Anhart (1560), fol. A2r.

Dies gehe so weit, dass sie inzwischen „nicht allein ein Herr/ Sonder auch ein Knecht krankheit genent wirdt“, wofür er vor allem die allenthalben um sich greifenden Unsitten der „füllerey“ und „gefessigkeit“ verantwortlich macht.<sup>286</sup> Betrachtet man diese gefühlten epidemiologischen Entwicklungen in Zusammenschau mit der zuletzt erwähnten kulturellen Überhöhung der Erkrankung, bleibt es jedoch fraglich, welchen Anteil veränderte Ernährungsgewohnheiten und welchen nicht vielleicht auch modische Erwägungen beigetragen haben mögen.

Das Enkomium in der Tradition Pirckheimers und Carnarius' und mit ihm auch die darauf zurückgreifende Ratgeberliteratur konstruieren letztlich eine oft erst auf den zweiten Blick ersichtliche Reziprozität der podagrischen Gastfreundschaft: die Krankheit bittet um Aufnahme und Bewirtung. Im Gegenzug dafür bestätigt oder veredelt sie sogar den sozialen Rang des Patienten und ermöglicht ihm, seine mutmaßlich verlorene Tugend durch zugegebenermaßen erzwungene Einschränkungen im Lebenswandel zurückzuerlangen und zu vertiefen. Ein Stück weit ist das Konzept dieses fatalistischen Arrangements im verbreiteten Glauben begründet, dass die Gicht kaum heilbar sei.<sup>287</sup> Wenn sich der Patient schon dauerhaft mit der Krankheit einrichten müsse, so solle sie ihn zumindest bessern. Diese Vorstellungen gibt die Gicht Ratgeberliteratur aus medizinischen und natürlich auch ökonomischen Erwägungen einerseits vor zu bekämpfen. So differenziert etwa Anhart, die Gicht sei anfänglich sehr wohl heilbar, erst wenn sie fortgeschritten sei, könne man allenfalls eine Linderung erwarten.<sup>288</sup> Gleichzeitig verzichten die Ärzte auch nicht auf das Narrativ der bessernden Krankheit, wohlweislich dass es jenen Trost spendet, bei denen die ärztlichen Bemühungen keinen einschlagenden Erfolg zeigen. So betrachtet es Pansa als wesentliche Aufgabe des Arztes, dass die Patienten durch „klugen Trost der *Philosophiae*, durch kluges bereden/ vnd ermahnen (...) an Leib/ Seel vnd Tugenden/ vnd ferner an der Gesundheit gebessert werden.“<sup>289</sup> Tröstenden Worten spricht er sogar eine buchstäblich heilungsfördernde Wirkung zu, „[d]enn eine starcke *melancholia* machet das Geblüt noch vnreiner.“<sup>290</sup>

---

<sup>286</sup> Ibid., fol. B3r.

<sup>287</sup> Vgl. Anhart (1560), fol. A2r; Pistorius (1659), S. 52.

<sup>288</sup> Vgl. Anhart (1560), fol. A2v-A3r.

<sup>289</sup> Pansa (1623), S. 30.

<sup>290</sup> Ibid., S. 31.

### *Die Bacchantin im Haus des Geistlichen*

Heikel bleibt in diesem Zusammenhang der Umgang mit einem geistlichen Patienten, schließlich sind die Kennzeichen einer gichtgefälligen Lebensweise wenig vereinbar mit moralethischen Grundsätzen. So begründet ein mährischer Pastor seine Neigung zur Gicht in einem Sendbrief an Martin Pansa mit seinem harten Studium an den Universitäten Wittenberg und Frankfurt a.d.O. insbesondere wegen der erlittenen Kälte bei der nächtlichen Lektüre.<sup>291</sup> Seinen ersten Gichtanfall beschreibt er wie folgt:

„[V]or vier Jahren/ kehrete bey mir das podagra ein/ kam gelind anfänglich/ daß ich es nicht vor das podagra gehalten hette/ wenn mir nicht solche gemeine Mährische Kranckheit were bekandt gewesen: Satzte sich nur vnten an den Knöchel bey der Zee des rechten Fusses/ vergieng in zweyen Tagen wieder.“<sup>292</sup>

Daraufhin seien die Anfälle immer öfter und heftiger wiedergekehrt. Pansa bestätigt diesen Erfahrungsbericht als typischen Krankheitsverlauf: Nicht selten beobachte er, dass das Podagra

„erstlich mit einer Schalck[-]Larven aufgezogen kompt/ daß man [es] nicht kennen sol/ in dem mancher g[e]dencket/ er habe ihm nur sonsten we[he] gethan/ eine Ader verrucket/ vnnd vb[el] getreten. Wenn aber der Gast zum andern vnd mehrmahlen einkehret/ so muß man ihn wol kennen/ vnnd aufnehmen/ wenn man gleich nicht gern will.“<sup>293</sup>

Von der Maske der Harmlosigkeit verhüllt täuscht die Gicht den Gastgeber und erschleicht sich Einlass in sein Haus. Wenn sie nach etlichen immer ausschweifenderen Besuchen schließlich ihr wahres Gesicht offenbart, ist jeder Widerstand bereits zwecklos. Interessant ist diese metaphorische Schilderung einer Krankheit als Gast gegenüber einem Geistlichen vor dem Hintergrund der damaligen Diskussion, welche besondere Gastpflicht vom Kleriker als Repräsentanten der

---

<sup>291</sup> Ibid., S. 278.

<sup>292</sup> Ibid., S. 279.

<sup>293</sup> Ibid., S. 290.

christlichen Lehre einzufordern sei. Zwar stellt Gabriele Jancke nicht in Abrede, dass sich Geistliche in besonderem Maße zur Gastfreundschaft verpflichtet sahen, schränkt allerdings ein, dass sie nicht ohne weiteres auch für Gruppenkulturfremde galt und im Rahmen der Armenfürsorgen zwischen „würdigen“ und „unwürdigen“ Bedürftigen unterschieden wurde.<sup>294</sup> Auch fühlten sich etwa einige städtische Benediktinerklöster unter Verweis auf die kommerziellen Gasthäuser von der Pflicht zur Gastfreundschaft entbunden.<sup>295</sup> Indem Pansas Metapher aus der Lebenswelt des Geistlichen eben dieses Dilemma aufgreift, wie zwischen Misstrauen und christlicher Offenheit zu vermitteln sei, und es in seine medizinische Sphäre überträgt, verleiht er seiner Mahnung, im Krankheitsfall möglichst frühzeitig ärztlichen Rat hinzuzuziehen, zusätzliches Gewicht und vermeidet nebenbei peinliche Assoziationen, welche dieser Metapher in der traditionellen Überlieferung anhaften: In frommer Gutgläubigkeit hat der Wirt lediglich seiner christlichen Pflicht zur Gastfreundschaft genüge getan. Johann Pistorius hat dieses Motiv unter dem Titel „Warum das Podagra ein Ordens=Mann worden/ und ins Kloster gegangen“ in einer von drei Fabeln untergebracht, welche den Epilog seines Gichtkonsiliums bilden. Nachdem sich der schlechte Ruf der Gicht herumgesprochen hat, bittet es an allen Haustüren vergeblich um Einlass.

„[D]eßwegen erdachte das Podagra diese List/ ich will mir meinen langen Bart abscheren lassen/ mich auff die heutige *mode habiliren*, und meinen Nahmen verendern/ gieng also fürs nechste Capuciner=Kloster und klopfte an; der Pfortner war bey der hand/ thate ihm auff/ und fragte/ wer er were: das Podagra antwortete und sagte: Ich bin S. Cyprrianus. Als der Pfortner das hörete/ daß er ein so grosser Heiliger were/ liesse er ihn alsobald willig ein (...).“<sup>296</sup>

Als heiliger Cyprianus<sup>297</sup> getarnt also, verschafft es sich Einlass. Die Motive des Schleichens, der Heimlichkeit und Täuschung, wie wir sie zuvor auch schon in der Pestschrift Stentzels kennengelernt haben, werden uns später auch innerhalb militärischer Bildfelder wiederbegegnen. Im Rahmen der Gastmetapher scheint das

---

<sup>294</sup> Vgl. Jancke (2013), S. 178.

<sup>295</sup> Ibid., S. 171.

<sup>296</sup> Pistorius (1659), S. 86.

<sup>297</sup> Wohl als Anspielung auf die volkssprachlichen Begriffe „Zipperlein“ oder „Cyperl“ für die Gicht zu verstehen. Vgl. DWB „zipperlein, Sp. 1566.

Motiv der Täuschung jedoch vor allem auf den geistlichen Patienten zugeschnitten zu sein.

## Zusammenfassung

Wir haben also festgestellt, dass sich das in der Frühen Neuzeit etablierende Konzept einer ontologischen Krankheitsentität innerhalb der ärztlichen Ratgeberliteratur insbesondere als personifizierende Gastmetapher ausdrücken kann.

Dabei scheint das Bild des Gastmahls mit seiner bis in die Antike zurückreichenden literarischen Tradition der Podagra-Enkomien die Metapher der Gichterkrankung schlechthin zu sein. Diese Werke vereinnahmten die Autoren der Ratgeber und bedienen sich ihres Metaphernschatzes zur volkssprachlichen Ausdeutung ihrer medizinischen Theorien. So konstruieren sie die Allegorie einer edlen wenn auch liederlichen Erkrankung von göttlichem Geschlecht, die nur in den ausgewähltesten Haushalten einzukehren pflegt, um an ihrer Tafel den weltlichen Genüssen zu frönen. Diese lasterhaften Freuden werden dem Gastwirt jedoch bald verleidet, denn empfangene Freundlichkeiten zahlt sie mit Schmerzen zurück. Jene Unglücklichen können dem unliebsamen Gast nur die Tür weisen, wenn sie ihrer ausschweifenden Lebensweise mit Fasten und Keuschheit entsagen und den übrigen Anweisungen ihres Arztes Folge leisten. Mittels der Gastmetapher rechtfertigen die Ärzte gegenüber ihren Patienten nicht nur ihre rigorosen Therapieanordnungen, sondern schenken auch jenen Trost, die trotz ernsthaftester Bemühungen keine Besserung erwarten können, denn die Gicht zeichnen sie auch als eine Erkrankung, die den Menschen adelt. Selbst den Geistlichen wissen sie zu entschuldigen und sprechen ihn unter Nutzung derselben Metapher von allen unsittlichen Implikationen der Erkrankung frei, indem sie die Aufnahme des Gastes auf eine Täuschung zurückführen.

Das Konzept der Krankheit als Gast zeigt sich hiermit als eine äußerst flexible Metapher, die sich überdies selbst für so gefürchtete Seuchenerkrankungen wie die Pest zu eignen scheint. Diese und andere ansteckende Seuchen imaginieren frühneuzeitliche Ärzte in ihren Ratgebern als einen bösen und schmutzigen Gast, der sich vorzüglich in solchen Haushalten ankündigt, die seine Unreinheit in entweder physischer oder metaphysischer Weise teilen. Dabei kennt seine Grausamkeit keinen Unterschied zwischen Ansehen, Alter und Stand: Die Umstände seines

Krankheitsbesuchs strapazieren selbst damalige Vorstellungen von Gastfreundschaft und kommen eher einer Zwangsbewirtung oder Plünderung gleich. Es verwundert daher wenig, dass die militärische Metapher, die wir im Folgenden ausbreiten möchten, in den Seuchenschriften überwiegt. Typische Assoziationen der Gastmetapher wie die Wanderschaft und der persönliche Kontakt gehören zu den wenigen Anknüpfungspunkten mit damaligen Krankheitsvorstellungen wie der Lehre vom Kontagion und sind bei weitem nicht so eindrucksvoll wie die sprachlichen Bilder des Krieges. Betrachtet man die Metapher vom Seuchengast gleichwohl im Lichte der Kontroverstheorie, könnte man auch argumentieren, dass sie gerade durch ihre erhebliche Störung der Kontexterwartung ein unverhofftes Irritationspotential bergen muss: Den empörten Widerstand des Lesers gilt es dann nur noch in konstruktive Bahnen zu lenken.

### 2.3. Der Feind vor den Toren – Bilder der Gewalt

Man schreibt das Jahr 1546. Im Schmalkaldischen Krieg eskaliert der Konflikt zwischen dem gleichnamigen Bund protestantischer Fürstentümer und dem Kaiser, der das Reich wieder unter katholische Hoheit zu stellen drängt. Im August besetzt eine Garnison des bayerischen Herzogs Wilhelm IV. das strategisch wichtige Ingolstadt. Man hat dem Kaiser Neutralität zugesichert für seinen Krieg und fürchtet nun das Herannahen der schmalkaldischen Truppen. Nicht zu Unrecht: Schon während der Unterhandlungen mit den Protestanten fallen jenseits der Stadtbefestigung gelegene Gebäude den Flammen zum Opfer.<sup>298</sup> „Diser grausam feind ruckt auch yetz gar zu der Stattmaur herzü/ es brennet schon vnserer Nachbauren heüser“, soll sich später ein Ingolstädter Bürger äußern.<sup>299</sup> Weit schlimmer noch könnten die Schilderungen der Stadtchroniken ausgesehen haben, wäre die Belagerung nicht bereits binnen weniger Tage abgebrochen worden. Tatsächlich handelt es sich bei diesem Zitat allerdings um keinen Zeitzeugenbericht, vielmehr stammt die Äußerung vom Ingolstädter Arzt Johann Bosch und tangiert besagten Krieg nur in indirekter Weise. Wohl unter Bezugnahme auf diese 16 Jahre

---

<sup>298</sup> Vgl. Hofmann (2006), S. 1003-1004.

<sup>299</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol. A3v.



zurückliegende kollektive Erinnerung sollen die Bürger nämlich auf einen ganz anderen Feind vorbereitet werden: die zur damaligen Zeit im Umland grassierende Pest.

Nun hat das Sprechen von Krankheit und Schmerz in militärischen Metaphern eine lange Tradition, die sich laut Montgomery zwar mindestens bis ins Mittelalter zurückverfolgen lässt, aber erst mit der Mikrobiologie unter Pasteur in der Entwicklung eines regelrechten Biomilitarismus kulminieren soll: Der Konzeption des Krankheitserregers als eines aktiven Angreifers, dem man mit harten Bandagen entgegentreten müsse.<sup>300</sup> Diese Perspektive prägte im vergangenen Jahrhundert auch den sogenannten „War against Cancer“,<sup>301</sup> den Sontag so kritisch beurteilte.<sup>302</sup> Die Logik des Krieges in analoger Weise auf die Logik von Krankheit und Heilung anzuwenden, scheint seine Tücken zu bergen.

Nichtsdestotrotz erfreute sich die militärische Krankheitskonzeption auch in frühneuzeitlichen Patientenzeugnissen großer Beliebtheit, wie Stolberg feststellt.<sup>303</sup> Dementsprechend findet man bei den Autoren der Ratgeber reichlich Nachweise einer kommunikativen Praxis, die sich bemüht, ärztliche und patienteneigene Erfahrungen von Krankheit und Heilung mittels kriegerischer Sprachbilder in Einklang zu bringen und selbige Bilder zur Unterstützung ihrer Rhetorik anzuwenden. Wie auch bei der Gastmetapher verwenden sie hierbei das Mittel der metaphorischen Personifikation, setzen also auf das ontologische Konzept einer eigenständigen Krankheitsentität. Im Vergleich zur Konzeption vom Krankheitsgast sind die Implikationen jedoch ungleich radikaler: Die Vorstellung einer Krankheit als feindlicher Schinder des Körpers, spiegelt nicht nur die düstersten Facetten der Krankheitserfahrung wider, sie fordert auch Konsequenzen, die der Vehemenz jener Erfahrung Genüge tun. Im Folgenden möchte ich mich daher der Frage widmen, in welchen Bildern der metaphorische Feldzug der Krankheit gegen den Körper gezeichnet wird, insbesondere welche Strategien die unterschiedlichen Kriegsparteien dabei anwenden und wie die Ärzte dabei den krankheits- und patientenspezifischen Leidenserfahrungen Rechnung tragen.

---

<sup>300</sup> Vgl. Montgomery (1991), 341-391.

<sup>301</sup> Vgl. Reisfeld/Wilson (2004), S. 4024-4027.

<sup>302</sup> Vgl. Sontag (1978), S. 64f.

<sup>303</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 38-39.

### *Vom Angriff der Seuche zur Krankheitsschlacht*

Wenn von der Krankheit in personifizierender Weise gesprochen wird, dann fehlt zumindest in den untersuchten Ratgebern selten die Redensart von der Seuche, die den Patienten „angreift“. Diese Formulierung scheint zunächst wenig metaphorisch (und nur bedingt kriegerisch) konnotiert, ist sie in der Partizip-Form doch bis heute noch in umgangssprachlichem Gebrauch, etwa wenn von einer „angegriffenen“ Gesundheit die Rede ist. Um eine konventionalisierte Metapher und damit ein Element der Umgangssprache handelte es sich wohl in der Frühen Neuzeit schon, dennoch sehe ich dieses Verb bei der Entwicklung der elaborierten Feindmetapher an zentraler Stelle, da seine Mehrdeutigkeit eine Vielzahl metaphorischer Ableitungsmöglichkeiten bietet. Entsprechend möchte ich es als Ausgangspunkt für meine Darstellung nutzen, die sich schrittweise von der Ebene der Umgangssprache zur jener der expliziten Kriegsmetaphorik hinauswagen soll.

Unter dem Verb „angreifen“ versteht das Deutsche Wörterbuch als Grundbedeutung zunächst im buchstäblichen Sinne „mit der hand, dem fusz, der klaue, dem schnabel an etwas greifen“,<sup>304</sup> das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch belegt für den Untersuchungszeitraum jedoch auch schon gewaltsam konnotierte Wortbedeutungen wie das Zupacken oder den militärischen Angriff.<sup>305</sup> Gerade im Kontext von Schmerz und Krankheit liegen diese Assoziation wohl nie fern. Dabei verwenden die Autoren der Ratgeberliteratur nicht nur die passive Form, wenn sie berichten, unter welchen Umständen ihre Zeitgenossen von oder mit der Pest „angegriffen“<sup>306</sup> werden, sondern schildern das Agens der Krankheit auch als Subjekt im Sinne einer unabhängigen und aktiv handelnden Entität. So schreibt Friderich Lohr von der magdeburgischen Pest, dass sie „vns jtz durch vorhengnisse des Almechtigen angreiff“. <sup>307</sup> Indem er sich selbst in jenes „vns“ miteinschließt, markiert er nicht nur die Erfahrung der Pestkatastrophe als Kollektivschicksal, er grenzt sich rhetorisch auch von jenen scharf

---

<sup>304</sup> DWB, „angreifen“.

<sup>305</sup> Vgl. FWB, „angreifen“.

<sup>306</sup> Meurer (1607), S. 2: „von derselben [...] unversehens befallen und angegriffen“; vgl. auch Stentzel (1683), S. 3: „mit der Pest angegriffen“; vgl. auch Grauchen (1607), fol. A2r: „damit angrieffen vnd heimgesucht“.

<sup>307</sup> Lohr (1548), fol. A2r.

kritisierten Stadtärzten ab, die laut French das Seuchengeschehen aus Eigenschutz fliehen und ihre Patienten sich selbst überlassen.<sup>308</sup> Der Stadtarzt Michael Feige spezifiziert den bevorzugten Angriffspunkt der Pestseuche nicht nur topologisch, sondern verortet den Kontext auch deutlicher in der Sphäre des Konflikts, indem er sagt, dass „die Hertzenskräfte allzeit am ersten vnd am meisten angegriffen werden und gewalt leiden müssen.“<sup>309</sup> Die Macht der Pest führt er demnach auf ihre „dem Herten vnd Leben des Menschen wiederwertigen vnd feindseligen *Materia*“ zurück.<sup>310</sup> Hiermit ergibt sich das Bild der Krankheit als grausamer Feind des Körpers. Zu ihrem Tätigkeitsfeld zählen die Ärzte entsprechend teils martialisch anmutende Unternehmungen, bei denen sie durch verschiedene *Zufälle* Unterstützung erhalten. So tritt die Pest laut Feige selten alleine auf, sondern es geschehe meistens, dass noch „ein Fieber darbey zuschlägt“.<sup>311</sup> Auch die Rote Ruhr gewinnt in den Augen des Freiburger Wundarztes Johannes Federer ihren Impetus erst dadurch, dass auch noch „andere mehr Ohnerträgliche *symptomata* zuschlagen vnd erwachsen/ welche alle bald ärger gefährlicher/ vnd böser/ alß der *principalis Affectus* nie gewesen.“<sup>312</sup> Wiegt bei diesen Beispielen einer zuschlagenden Krankheit eher noch die Wortbedeutung eines vehementen „Hinzutretens“ gegenüber anderen Konnotationen vor, kennzeichnet Balthasar von Güldenkleee die destruktiv-metaphorische Bedeutung in einem Brief an den Adligen Henning von Borcke durch einen Vergleich: Der Mensch werde durch das ungarische Fieber „matt und gleichsam zerschlagen in seinen Gliedern“.<sup>313</sup> Auf diesem metaphorischen Nährboden physischer Gewalt gedeihen die elaborierten Bilder eines kriegerischen Konfliktes zwischen Krankheit und Körper. Wenden wir uns nun den Metaphern zu, die zwischen gewaltsamem und schon explizit militärischem Gehalt changieren. So beschreiben ärztliche Zeitgenossen den unerwarteten Zugriff der Krankheit als „Überfall“. Den einen „überfällt“ die Seuche laut Christian Crocius „mit grossem Frost und Schaudern/ den andern aber mit grosser

---

<sup>308</sup> Vgl. French (2003), S. 196.

<sup>309</sup> Feige (1630), fol. A3v.

<sup>310</sup> Ibid., fol. A4r.

<sup>311</sup> Ibid., fol. A2v.

<sup>312</sup> Federer (1607), S. 21.

<sup>313</sup> Güldenkleee (1691), S. 750.

Hitze“<sup>314</sup> Damit einen die rote Ruhr nicht „überfalle“, rät Johannes Zapff zu körperlicher Schonung,<sup>315</sup> gleich als müsse man gewährleisten, dass die leibliche Garnison wachsam und wehrfähig bleibe. Gelingt es der Seuche dennoch in den Leib einzudringen, folgt nach der Anschauung des Mattaeus Martini, dass deren „Feulung/ vnnd giftige Vnart mit dem Herten zu kempffen haben“.<sup>316</sup> Dieses kurze Ringen endet laut Victor Gregorii oft unvermittelt, indem „der Giff [der Seuche] die Oberhandt erhelte“.<sup>317</sup> Einem erfolgreichen Eroberungsfeldzug gleich, beschreiben so manche Ärzte den Verlauf dieser „gar geschwinden *invasion*“<sup>318</sup> in Bildern von Besetzung und Zerstörung. Bernhard Rottendorff, der das Vorgehen der Seuche als „Tyranisch vnnd Mörderisch“<sup>319</sup> bezeichnet, berichtet vom ungarischen Fieber etwa, dass es „vermittelst des Giffes das Hertz vnd die lebhaftte Geister/ ja der Seelen eygen Sitzstatt/ nemblich die angeborne naturliche Warme gantz vnd gar einnimbt/ inficirt vnd zerstöret“.<sup>320</sup> Mehr wie ein Militärstrategie denn ein Arzt klingt auch Matthäus Martini, wenn er mahnt, man müsse sich vor dem Seuchengift und „der zuschlagenden Feulung/ in fleissige acht nehme/ vnnd dann seinen *impetum observire*, auch zusehe nach welchem Ort des Leibes er sich wenden/ oder welche glieder er vor andern einnehmen wollt.“<sup>321</sup> Es versteht sich von selbst, dass eine solche Konzeption auch für die Therapiestrategie handlungsleitend sein muss, wie wir später sehen werden. Implizit deutet sich in diesen Darstellungen bereits an, dass der Körper im Zuge der Kriegsmetapher meist weniger als Gebäude begriffen wird, sondern vielmehr als Land oder Stadt, in dessen Peripherie sich die Glieder, in dessen regierendem Zentrum sich aber die Festung des Herzens befindet. Denn die metaphorischen Kämpfe finden in

---

<sup>314</sup> Crocius (1666), fol. B2r-v; vgl. auch Ludwig (1685), S. 136: „ungewöhnliche Hitze“, die den Leib „überfället“ und „nicht ablässet“; vgl. Stolberg (1998), S. 195: Während beide kalorischen Sensationen gut zu dem passen mögen, was man heute bei an- oder absteigendem Fieber beobachtet, sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass ein Fieber zur damaligen Zeit weniger über eine Anomalie der Temperatur definiert wurde, denn über eine des Pulsschlages.

<sup>315</sup> Zapf (1666) fol. B4v; vgl. auch Schiller (1606), S. 3: „die Pestilentz [...] vns Menschen vberfalle“.

<sup>316</sup> Martini (1616), fol. B4v.

<sup>317</sup> Gregorii (1636), S. 18.

<sup>318</sup> Feige (1630), fol. A4r.

<sup>319</sup> Rottendorff (1665), S. 1.

<sup>320</sup> Ibid., S. 66.

<sup>321</sup> Martini (1616), fol. G2r; vgl. auch Crocius (1666), fol. A3r: „das Gift nicht allein durch den Mund/ sondern auch durch andere wege in den Leib gehet/ und das Hertz einnimt“; vgl. auch Grauchen (1607), fol. B3v: „das Geblüt vnd Gliedmassen allbereit vom Giff gäntzlich eingenommen“; vgl. auch Schiller (1606), S. 14: das Herz „eynnehmen/ (...) oder vberwältigen“.

den oben genannten Fällen nicht vor der Tür statt und neigen sich mit dem Eindringen ihrem Ende zu, sondern spielen sich innerhalb eines Körpers ab, der als weiträumig beschrieben wird und dessen Vielzahl an Örtlichkeiten in ihrer Wichtigkeit für das große Ganze hierarchisch organisiert sind. Damit geben sie für die Krankheit strategisch unterschiedlich interessante Ziele ab.

Auf der anderen Seite wird die metaphorische Krankheitsschlacht aber auch außerhalb des Körpers verortet und damit epidemiologisch begriffen: Im Krieg mit der Seuche fallen die Menschen nicht anders als die Soldaten in den zahlreichen zeitgenössischen Kriegen. Wie bereits erwähnt beschreibt Laurentius Haan die rote Ruhr als eine Krankheit, die binnen Tagen „darnieder wirfft“ und tötet<sup>322</sup>. Schon viele Leute, kann Letzterer bezeugen, wurden von der Seuche „aufgerieben“<sup>323</sup>. Das Aufreiben der Kräfte, Truppen oder Menschenleben, lässt sich zwar auch als ein Aufbrauchen oder Verzehren verstehen, im Deutschen und Frühneuhochdeutschen Wörterbuch scheinen jedoch gewalttätige Konnotationen vorherrschend.<sup>324</sup> Die Übertragung auf den Kontext der Krankheit gelingt neben leiblichen Erfahrungen nicht zuletzt durch zahlreiche bekannte Textstellen des Alten Testaments, wo Seuche und Krieg meist in einem Atemzug genannt werden.<sup>325</sup> So heißt es etwa auch im Buch Jeremia „Ich wil sie mit dem Schwert/ Hunger vnd Pestilentz auffreiben“.<sup>326</sup> Auf diese Verbindungen zwischen Seuche, Krieg und Glauben soll an späterer Stelle näher eingegangen werden.

### *Die Waffen der Krankheit*

Wenn in den ärztlichen Ratgebern die Waffen der Krankheit explizit genannt werden, dann handelt es sich in den meisten Fällen um Pfeile. Bei der Seuche dienen als Grundlage dieser Metapher antike Vorbilder sowohl griechisch-römischer als auch christlich-jüdischer Tradition, die sich stets auf eine himmlische Instanz berufen. Die Krankheit erscheint in diesen Fällen nicht als eigenständiger Aggressor, sondern nur

---

<sup>322</sup> Haan (1622), fol. A2v.

<sup>323</sup> Ibid., fol. A2r; vgl. auch Zapf (1666), fol. B4v: „auffreibe“.

<sup>324</sup> Vgl. DWB, „aufreiben“; FWB, „aufreiben“.

<sup>325</sup> Vgl. WiBiLex, „Krankheit und Heilung (AT)“.

<sup>326</sup> Luther (1545), Jeremia 14, 62.

als Werkzeug des göttlichen Willens.

So präsentiert der Halberstädter Arzt Victor Gregorii in seiner Pestschrift als alternatives pathogenetisches Modell ein indirektes homerisches Zitat, nach dem die Sonne „durch ihre hitzige stralen gleich als mit vergiftten Pfeilen die Pest vnter die Leut schiesse“.<sup>327</sup> Von einer lyrischen Abwandlung dieses Erklärungsmodells im berühmten Syphilis-Lehrgedicht des italienischen Arztes Girolamo Fracastoro (1530) berichtet auch Ernst Bäumler.<sup>328</sup> Abgesehen vom allgemein anerkannten Einfluss der „bösen Strahlen der Gestirne[...]“<sup>329</sup> bietet dieser Ansatz allerdings wenig Anknüpfungspunkte an zeitgenössische Lehren. Häufiger als die Sonne werden laut Klaus Bergdolt und Johann Werfring Mars, Jupiter und Saturn für die Pest verantwortlich gemacht.<sup>330</sup> Damit handelt es sich wohl in erster Linie um die Variation eines antiken Motivs,<sup>331</sup> das die klassische Bildung des Arztes herausstellen soll.

Verbreiteter ist in den Ratgebern dagegen die christlich-theologische Deutung. Auch jene greift Gregorii auf, indem er die Seuchen als „Pfeile/ die des Tages fliegen“ bezeichnet.<sup>332</sup> Etwas unpassend wirkt dieser Auszug aus dem 91. Psalm daher, weil der biblische Gott hier als „Schirm vnd Schild“ wider besagte Pfeile angerufen wird,<sup>333</sup> deren Ursprung selbst aber im Dunkeln bleibt. Jener offenbart sich erst unter Zuhilfenahme anderer Bibelstellen – spätestens aus dem Kontext des Werks und steht fast in paradoxem Gegensatz zum Psalmenvers: Ob bei Henrich Schiller, der sie schlicht „Pestilenzische (...) Pfeile“<sup>334</sup> und die schlechte Lebensführung einen dazugehörigen „Bogen“ nennt,<sup>335</sup> oder Thomas Reinesius, der etwas präziser von

---

<sup>327</sup> Gregorii (1636), S. 11. Als Initiator dieser Pfeile gilt bei Homer der Gott Apollon, der sich einmal für den Raub einer Priestertochter durch Agamemnon, ein anderes Mal für die Freveltaten des Ödipus rächt. Vgl. Temkin (1977) S. 458.

<sup>328</sup> Vgl. Bäumler (1997), S. 19.

<sup>329</sup> Schiller (1606), S. 4.

<sup>330</sup> Vgl. Bergdolt (2011), S. 24: Nach dem Pesthauchmodell des Gentile da Foligno aus dem 14. Jhd. würden aufgrund dieser Planetenkonstellation „krankmachende Ausdünstungen von Meer und Land in die Luft gesogen, erhitzt und als ‚verdorbene Winde‘ (aer corruptus) wieder auf die Erde zurückgeschleudert“; zur Bedeutung dieser Planetenkonstellation in ärztlichen Pestschriften vgl. auch Werfring (1999), S. 84-85.

<sup>331</sup> So ist es laut Peter Dinzelbacher häufig der mit der Sonne assoziierte Gott Apollon, der in der antiken Mythologie Pestpfeile unter die Menschen schießt. Dinzelbacher (1996), S. 214.

<sup>332</sup> Gregorii (1636), S. 7.

<sup>333</sup> Vgl. Luther (1545), Ps., 91, 4.

<sup>334</sup> Schiller (1606), S. 4.

<sup>335</sup> Ibid., S. 22.

„himlischen Schüsse[n]“<sup>336</sup> spricht: Sie alle wollen die Seuche in den Worten Adam von Lebenwaldts als einen „Pfeil (...) Gottes“<sup>337</sup> verstanden wissen, eine göttliche Strafe also, auf deren Implikationen ich noch zu sprechen kommen werde.

Letztendlich bildet die Pfeilmetapher eine ganz wesentliche Wahrnehmung nachvollziehbar ab: die Krankheit trifft ihr Opfer unvermittelt und schmerzhaft – selbst aus der Ferne. Diesen Umstand macht der Historiker Peter Dinzelbacher mit dafür verantwortlich, dass Wurfspeer und Pfeil von der Antike bis zur Frühen Neuzeit als die dominierenden Waffen der Krankheit konzeptualisiert wurden.<sup>338</sup>

Tatsächlich strukturiert das Konzept des Pfeiles nicht nur die Wahrnehmung von Epidemien, sondern auch ganz allgemeine Krankheitserfahrungen. Nicht umsonst spricht man bis in die Gegenwart von der besonderen Qualität des „einschießenden“ Schmerzes insbesondere bei der Neuropathie. Wenn es nun um den figurativen Ausdruck einer Leidenserfahrung geht, sind gerade die Gichttragebeurteiler selten um einen Beitrag verlegen. Auch Johann Pistorius etwa visualisiert den Gichtschmerz an einer Stelle ähnlich wie Pfeile, die in die „die Häutlein und membranen“ der Glieder „häufig und unvermuthet mit Gewalt einfallen/ einschiessen/ und gleichsam verwunden“<sup>339</sup> und grenzt ihn damit ab vom „dolor acutus“ [lat.: spitz], der unter anderem beim Nierenstein auftritt und durch ein Stechen charakterisiert sei, „als wenn es von einem spitzigen Gewehr/ Messer/ Nadel oder dergleichen geschehe“.<sup>340</sup>

Die ärztliche Praxis, der Krankheit eine metaphorische Waffe in die Hand zu geben, scheint somit nicht nur verschiedenen tradierten Konzepten Rechnung zu tragen, sondern auch manche Aspekte der Leidenserfahrung überzeugend abzubilden.

---

<sup>336</sup> Reinesius (1625), S. 34.

<sup>337</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1.

<sup>338</sup> Vgl. Dinzelbacher (1996), S. 211f.

<sup>339</sup> Pistorius (1659), S. 9f.

<sup>340</sup> Ibid., S. 16.



## A Looking-glasse for City and Countrey:

Wherein is to be seene many fearfull examples in the time of this grieuous Visitation, with an admonition to our Londoners flying from the City, and a perswasior Country to be more pitifull to such as come for succor amongst them.



Abb. 4: Der personifizierte Tod verfolgt die Pestflüchtlinge Londons mit Wurfspieß und Stundenglass. Die Bezeichnung der Epidemie als „grieuous Visitation“ erinnert überdies an gastmetaphorische Aspekte des letzten Kapitels.<sup>341</sup>

### Die listige Seuche

Doch Eintritt verschafft sich die Krankheit in den Körper der Frühen Neuzeit selten über einen brachialen Frontalangriff. Die Ärzte zeichnen vor allem in ihren Seuchenschriften eher das Bild einer Krankheit, die sich im Zwielficht an ihre Opfer pirscht, um ihre Körper im Handstreich einzunehmen.

So ist einer der verbreitetsten Topoi jener der schleichenden Seuche.<sup>342</sup> Er erstreckt sich gewissermaßen über die gesamte Bandbreite kontagiöser Krankheiten, denen einen Ratgeber zu widmen sich ein Arzt beflissen hat. Während sich Christoph Meurer zu „der eingeschlichenen seuche der Pestilentz“<sup>343</sup> äußert, berichtet Laurentius Haan von „jetzo ein schleichender Rothenruhr“,<sup>344</sup> Daniel Ludwig davon, wie sich „in diesen Landen zwo gefährliche Kranckheiten/ nemlich/ ein hitziges Fieber/ und starckes Seitenstechen eingeschlichen“ haben,<sup>345</sup> und Bernhard Rottendorf vom ungarischen Fieber, welches sich „verborgentlich durch die Schweißlöcher/ zu den innerlichen

<sup>341</sup> Anonymous (1630), o. S.

<sup>342</sup> Sicher ist die Zuordnung zu den kriegerischen Metaphern ein Stück weit willkürlich: Auch eine Subsumtion unter den animalischen Metaphern oder einer ganz neuen Kategorie erscheint legitim.

<sup>343</sup> Meurer (1607), S. 2.

<sup>344</sup> Haan (1622), fol. A1r.

<sup>345</sup> Ludwig (1685), S. 132.



Gliedern hineinschleicht“.<sup>346</sup> Jene unsichtbaren Körperöffnungen haben wir im Rahmen der Hausmetapher bisher eher als lebensnotwendige Einrichtungen zu Austausch und Reinigung kennengelernt, im Bildfeld der einschleichenden Seuche fungieren sie nun als gefährliche Eintrittspforte.<sup>347</sup> Zu den Bedingungen eines heimlichen Eindringens der Krankheit äußert sich Christian Crocius wie folgt: „Starcke bewegungen des Leibs und Gemühts seyn schädlich/ sonderlich Furcht/ Schrecken/ Betrübniß/ dadurch das Giffit leicht einschlechet“.<sup>348</sup> Obwohl er hier einen gängigen Krankheitsfaktor aus dem galenischen Repertoire der *sex res non naturales* nennt, verzichtet er auf eine weiterführende Deutung. In den Augen eines Laien könnte sich dementsprechend folgende Interpretation aufdrängen: der von starken Emotionen abgelenkte Leib bemerkt das leise Eintreten der Seuche zu spät. Georg Grauchen bietet seinen Lesern für die Ansteckung mit der Pest eine Erklärung, die sich auf die widrigen Eigenschaften der Krankheit selbst bezieht, nämlich ihre Schnelligkeit und Tücke. So handle es sich um eine „geschwinde Seuche“,<sup>349</sup> deren Gift „*listig* bey einem Menschen eingeschlechet“.<sup>350</sup> Diese Konzeption mag einerseits der damaligen Krankheitserfahrung geschuldet sein, welche sie sicherlich befriedigend abbildet: Von der Dramatik des Krankheitsgeschehens mit seinem fulminanten Verlauf sowie der Angst, von einem unsichtbaren Krankheitsstoff quasi aus dem Nichts überfallen zu werden, sprechen viele einschlägige Patientenzugnisse, wie sie etwa Stolberg vergleichend betrachtet hat.<sup>351</sup> Dass gerade das Schleichen ein Stück weit zu ihrem Alleinstellungsmerkmal erhoben wird, könnte man andererseits aber auch noch auf einen weiteren Sachverhalt zurückführen: Während der Arzt Victor Gregorii seinen Lesern „Namen/ Natur vnd Differentz“ der Pest auseinandersetzt, bezieht er sich ganz ausdrücklich auf den 91. Psalm in der lutherischen Fassung, wie wir uns erinnern:

---

<sup>346</sup> Rottendorff (1665), S. 7.

<sup>347</sup> Vgl. Stentzel (1683), S. 2: Verantwortlich für die Ansteckung mit der Pest zeichnet er ihren giftigen Dunst, der "durch die Schweiß-Löcher in den menschlichen Leib hinein schleiche".

<sup>348</sup> Crocius (1666), fol. B1r.

<sup>349</sup> Grauchen (1607), fol. A3v.

<sup>350</sup> Ibid., fol. B4r.

<sup>351</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 161.

„In heiliger Schrifft wird sie genennet Die Hand des HERRN/ Stricke des Jägers/  
Grawen des Nachts/ Pfeile/ die des Tages fliegen/ Pestilentz/ so im Finstern  
schleicht/ vnd eine Seuche die den mittag verderbt/ Item, eine Plage“<sup>352</sup>

Dass auch viele seiner Kollegen ihre Inspiration maßgeblich aus besagter Quelle bezogen haben könnten, bleibt zu erwägen. Der Psalm dürfte dann mit seiner martialischen Metaphorik wohl insgesamt zum Einfluss der Konzeption der Krankheit als eines unsichtbaren Feindes beigetragen haben: Sie ist – wie es Adam von Lebenwaldts ausdrückt – die „Meuchel-Mörderin“ unter den Krankheiten.<sup>353</sup>

Nicht unerwähnt soll in diesem Zusammenhang die Tatsache bleiben, dass auch Johann Pistorius die Gicht einmalig eine Krankheit nennt, die sich in den Körper „einschleicht“<sup>354</sup> und Elias Anhart den Weg der Gicht in die Füße als „verstolen oder heimlich“ bezeichnet.<sup>355</sup> Es handelt sich dabei um ein metaphorisches Konzept, das dem eindrücklicheren und häufiger zitierten Bild der herrschaftlichen Bewirtung, die bei der Gicht ja beinahe schon auf Einladung des Patienten geschieht, zunächst widerspricht. Insgesamt trägt dieses Nebeneinander verschiedener Konzepte jedoch bloß der Variabilität der Krankheitserfahrungen Rechnung: verschiedene Krankheitsentitäten können gleich, gleiche wiederum verschieden wahrgenommen werden. Gerade das flexible System der Humoralpathologie erleichtert es ungemein, sowohl innerhalb einer Krankheitsentität zu differenzieren als auch zwischen verschiedenen Entitäten Gemeinsamkeiten zu betonen. Dem passt sich auch die Metapher an: Sie überwindet nicht nur die Grenzen zwischen verschiedenen Wissenskulturen, sondern auch definitorische Gräben zwischen den einzelnen Krankheitsentitäten. Folgen wir nun den weiteren metaphorischen Ausprägungen der Krankheitstücke.

Manchmal, so schildern die Ärzte, lauere die Seuche auch längere Zeit im Dunkeln, um den Menschen dann umso unvorhergesehener zu überfallen. „[G]elind vnd sanfft“

---

<sup>352</sup> Gregorii (1636), S. 7. Vgl. Luther (1545), Ps. 91, 3-6. Die führende gegenreformatorische Bibelübersetzung der Frühen Neuzeit weicht von dieser Bildtradition dagegen entscheidend ab. Vgl. Dietenberger (1534), Ps. 91, 5+6: „Das du dich nit fürchtest für den grawen des nachts/ für dem pfeil der des tages fleuget. Für dem geschafft das im finstern wandlet/ für dem anlauffen/ vnnnd dem mitttagem teuffel“.

<sup>353</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1.

<sup>354</sup> Pistorius (1659), S. 71.

<sup>355</sup> Anhart (1560), fol. B4r.

verhält sich laut Bernhard Rottendorff etwa das ungarische Fieber anfänglich im Leib des Patienten, „beharret bey selbigen vnd verweilet auch offtermals eine geraume zeit/ tergiuersando [lat.: mit Zaudern], verborgener vnd listiger weiß“, bis es seinen Moment gekommen sieht und dann umso fester zuschlägt.<sup>356</sup> Eine tragende Rolle spielen bei dieser Täuschung der Seuche nicht selten Textilien. So warnt Martin Pansa als Stadtarzt Annabergs die Bürger davor, dass sich das Gift der Pest „in der Verstorbenen Kleidung [...] verborgen“ halte, wo es über den Winter ausharre, bis es sich im Frühjahr zu erwärmen und „als ein Feind auff's new zu stercken“ beginne.<sup>357</sup> Johann Stentzel trägt zu diesem Aspekt eine Anekdote bei, nach der die Pest in den Mantel eines Dieners „darein geflogen“ sei, worauf ihn jener aus Furcht auf der Straße zurückgelassen habe. Ein Vorübergehender, der den herrenlosen Mantel ahnungslos vom Boden geklaut habe, sei damit nicht lange glücklich gewesen: er habe nun „den Mantel vnd die Pest am Halß gehabt“.<sup>358</sup> Viele dieser bevorzugten Aufenthaltsorte der Seuche werden wir später als den Zunder der Pest kennenlernen. Jenen zu verbannen, stellte für die Zeitgenossen ein ernstes Problem dar, denn einer Krankheit, die sich im Schatten verborgen hält, alle Versteckmöglichkeiten zu entziehen, muss für den pragmatisch denkenden Menschen eine Vorstellung gewesen sein, die sich auf herkömmliche Weise kaum verwirklichen lässt. Diesem Problem glaubt Crocius mit folgendem Rat beizukommen: „Man setze in der Patienten Gemächer Gefäße mit laulichem Wasser gefüllet/ alsdann gibt sich die giftige Lufft auff das Wasser und verstecket sich nicht in der Losamenter [=Wohnung] Ritzen“.<sup>359</sup> Ablenkung und Bindung der Seuche hält er also ihrer Tücke entgegen.

Die Metapher von der schleichenden oder verborgenen Seuche stellt schließlich den Versuch dar, das unsichtbare Grauen mit einer Sprache zu visualisieren, die eben dieser flüchtigen Eigenschaft der Krankheit Rechnung trägt. Nicht umsonst beschreibt sie der Arzt Victor Gregorii als eine Krankheit, deren Ursachen, „mehrentils aus verborgener art herrühren/ vnd vns gänzlich zu wissen nicht gegeben“ seien.<sup>360</sup> Das Narrativ der Seuche, die in Kleidern und Ritzen verborgen auf ihren Moment wartet,

---

<sup>356</sup> Rottendorff (1665), S. 5.

<sup>357</sup> Pansa (1614a), S. 7.

<sup>358</sup> Stentzel (1683), S. 4.

<sup>359</sup> Crocius (1666), fol. C4r.

<sup>360</sup> Gregorii (1636), S. 10.

stellt darüber hinaus eine dramatisierte Variante der Transmissionlehre dar, die den Ausbruch jener Krankheitsfälle erklärt, bei denen kein direkter Kontakt zwischen den Patienten bestand: die Krankheit wird als Kontagion zusammen mit dem Hemd eines Verstorbenen „ererbte“ oder infiziert den Nachmieter als Miasma oder „giftige Luft“, die aus den Fugen eines Zimmers aufsteigt, in dem zuvor ein Kranker gelegen hat.

Um das Eindringen der Seuche zu verhindern, müsse man sie jedoch zunächst einmal erkennen. Dies wird dadurch erschwert, dass sich jede Epidemie mit mehr oder weniger geringfügig abweichenden Symptomen und Verläufen darstellt: keine Epidemie gleicht der anderen. Wie Roger French feststellt, habe man unter der Ärzteschaft bis in die Frühe Neuzeit das Versagen der gelehrten Medizin gegenüber den großen Pestwellen vorwiegend darauf zurückgeführt, dass es nicht gelungen sei, ihre wahre Identität, soll heißen ihren richtigen Namen in den antiken Quellen, zu entdecken, um daraus die korrekten Maßnahmen abzuleiten.<sup>361</sup> Gegenüber einem Patienten würde natürlich kein Arzt ein solches Ausmaß an Unwissen je einräumen, doch schon die Abgrenzung der Pest zu anderen Seuchen birgt ihre Tücken. Verschiedene Autoren der Pestratgeber schildern die Problematik der Diagnose mittels der Metapher der täuschenden Krankheit, wie wir sie in abgewandelter Form bei der Gicht schon kennenlernen durften. So erklärt Michael Feige Fehldiagnosen bei der Pest mit der recht ähnlichen Erscheinungsform vieler anderer Fiebererkrankungen: Durch ihre verwechselbaren Züge pflege die Pest manchmal „*vermāntelt* zu werden“. Diese Verkleidung führe dazu, dass einerseits, „wenn die Pest an einen Orth graßiret, alßdenn alle andere Kranckheiten/ so in etwas der Pest ehlich sehen/ auffzuhören/ vnd in die Pest selber sich zuverwandeln pflegen“, dass sie andererseits an Orten eines frischen Ausbruchs „bey den ersten/ so daran allda Kranck wird/ (...) auch von den erfahrnsten *Medicis* offft schwehr zu erkennen“.<sup>362</sup> Ein anderer äußert sich dazu selbstbewusster: Obwohl man die derzeit grassierende Seuche „allemahl habe sehen mit andern Zufällen vffziehen/ vnd also gleichsamb eine andere *Larven* [= Maske] an sich nemmen“, könne er, Johannes Christophorus Eysenmenger, „statuiren vnnd sagen/ daß sie nichts anders seye/ als die genannte Vngarische Krankckheit“.<sup>363</sup> Indem die gelehrten Ärzte die Seuche als trügerische Krankheit darstellen, die sie

---

<sup>361</sup> Vgl. French (2003), S. 130.

<sup>362</sup> Feige (1630), fol. C2r-v.

<sup>363</sup> Eysenmenger (1632), A2r-v.

allein zu erkennen vermögen, kultivieren sie innerhalb ihrer Leserschaft die Hochachtung vor ihrer Profession und entschuldigen überdies noch eigene Unzulänglichkeiten angesichts der geradezu übermenschlichen Herausforderung.

### *Die Krankheit als herrschende und richtende Instanz*

Wie Susan Sontag feststellt, haben Krankheitsmetaphern in der politischen Rhetorik schon seit Jahrhunderten Konjunktur.<sup>364</sup> Der umgekehrte Fall zeigt sich in den ärztlichen Ratgebern. Denn hier sind es vor allem die gewaltsamen Seiten weltlicher Macht, die den Feldzug der Krankheit gegen den Körper begleiten: Die uneingeschränkte Herrschaft über selbigen ist es, wonach die Krankheit trachtet.

Die obrigkeitliche Kontrolle über den Körper reißt die Seuche beispielsweise in der Pestschrift des Victor Gregorii an sich: Mit List und Tücke verschafft sich „der [...] Giff“ nach und nach freie Hand „biß er genungsamb Lufft bekömpft/ vnd seines gefallens darnach *dominiret* vnd handelt.“<sup>365</sup> Das Machtstreben der Seuche reicht jedoch noch darüber hinaus: Städte, Dörfer und Gemeinden, ja das ganze Land geraten in ihren Blick. So wie Jacob Tabernaemontanus, der in seinem Fall wider „dise jetzige regierende pestilentz zu Sarbrücken“<sup>366</sup> anschreibt, tun es ihm viele seiner Kollegen gleich und tragen zur Verbreitung der Metapher einer regierenden Seuche bei.<sup>367</sup> So redensartlich diese Metapher auch sein mag, denn sicherlich entfernt sie sich nicht weit von der Umgangssprache, so treffend muss sie doch den Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung im Seuchenfall beschreiben. In der Vorstellung so mancher Laien scheint die Pest den Platz der herrschenden Obrigkeit zu usurpieren, geltendes Recht außer Kraft zu setzen und ihre eigenen Gesetze zu etablieren. Nicht umsonst wird sie vom Leibarzt Adam von Lebenwaldt als „Königin“ aller Krankheiten bezeichnet.<sup>368</sup> Auch der personifizierte Tod, mit dem die Pest in den Augen der Zeitgenossen beinahe

---

<sup>364</sup> Vgl. Sontag (1978), S. 72ff.

<sup>365</sup> Gregorii (1636), S. 12.

<sup>366</sup> Tabernaemontanus (1564), A4r.

<sup>367</sup> Vgl. Federer (1607), S.11: „dieser *morbis*, zu vnderschiedliche zeiten vnnd Jahren Regiert“; vgl. Feige (1630), fol. C2r: „wenn die Pest (...) regieret“; vgl. Grauchen (1607), fol. B2v: „Wo fern aber die Seuche hefftig regieret oder grassiret“; vgl. Ludwig (1685), S. 33: „wenn die Seuchen gemein regieren“.

<sup>368</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1: Dabei beruft er sich auf das Pesttraktat des päpstlichen Juristen Joannis Franciscus de Ripa.

gleichzusetzen war, wurde bisweilen allegorisch mit den Insignien weltlicher Herrschaft dargestellt.



Abb. 5: „Siegreich‘ Tod trägt Hermelein / Würmer zieh‘n um blankes Bein / zeigt an, dass ein jedermann / seiner Macht sei Untertan.“ Eine graphische Darstellung der Krankheit wird in diesem Pesttraktat über den Umweg einer etablierteren Allegorie erreicht: die des personifizierten Todes als König über die Sterblichen.<sup>369</sup>

Zu Fatalismus jedoch wollen die Ärzte sicherlich keinen Anlass geben. So geißelt Johann Bosch die Auffassung, dass „in regierung der Pestilentz alle ordnung der Obrigkeit/ raht vnnd hülff des Arzts/ zu verhüttung diser tödtlichen berührung vmb sunst sey vnnd vergebens“, als Ausdruck einer von vielen derzeit grassierenden „Ketzeren“. <sup>370</sup> Nicht zuletzt um die Pflege eines Feindbildes mag es ihnen dabei gehen, dessen metaphorische Ausgestaltung den Autoren durchaus Kreativität

<sup>369</sup> Winstanley (1665), Titelbild.

<sup>370</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol. A2r.

abverlangt. Der kaiserliche Leibarzt Johann von Mannagetta etwa stellt dieser „Tyrannin“ einen ganzen Hofstaat zur Seite: Demnach führe sie „Fieber/ Hauptwehe (...) vnd andere neben zueschleichende Gebrechen mehr/ als ihre Hofdiener/ vnd Auffwarterin mit sich“.<sup>371</sup> Ihrer Fremdherrschaft mit allen Mitteln entgegenzutreten, erweist sich somit als hehre Pflicht im Dienste der legitimen Ordnung.

Die Letalität ist derweil nicht das ausschließliche Maß, mit dem die metaphorische Macht der Krankheit gemessen wird. Auch die mildere Gicht haben wir in den Enkomien als fürstliche Krankheit kennengelernt, die laut Elias Anhart von einem „prächtigen Hoffgesind“<sup>372</sup> begleitet wird. Noch in den 1755 erschienenen Abhandlungen des Gichtarztes Robert Drake machen Porter und Rousseau Metaphern einer monarchischen Krankheitsherrschaft aus.<sup>373</sup> Das gefällige Narrativ von der Bewirtung auf Augenhöhe, wie wir es im letzten Kapitel kennengelernt haben, ist dabei allerdings nur die Sonnenseite dieser Metapher, denn ihre Patienten werden von Johann Fischart gerne auch einmal als „genötigte Leibeigne des Podagrams“<sup>374</sup> bezeichnet. Selbstverständlich umfasst die weltliche Herrschaft der Krankheit auch Aufgaben der Rechtsprechung und deren Vollzugs. So bezeichnet es Martin Pansa als erklärtes Ziel der Gicht, den Körper Glied für Glied zu vereinnahmen, nicht anders als ein Land „von einem mächtigen Feinde (...) in desselbigen *urisdiction* [= *Jurisdiktion*]“ gebracht wird.<sup>375</sup> Die Machtlosigkeit des immobilisierten Patienten wird dabei zum Leitsymptom respektive zur Leitmetapher: „Arrestirung/ Fußfesselung vnd Handverstrickung“ nennt Pansa in seinem Vorwort als die bewährten Mittel, mit denen die Krankheit sich den Körper gefügig macht.<sup>376</sup> Darauf greift auch Johann Pistorius zurück, wenn er seinen Patienten erklärt, weshalb ihnen die rechte Kontrolle über ihre Glieder abhandenkommt. Nämlich ergehe es ihnen, „gleich einem/ dem die Hände und Füsse angebunden/ oder in Fesseln eingeschlossen sind.“ Im Grunde ist dieses Bild ein altes, wird es doch in beiden Fällen abgeleitet vom sprechenden Terminus „*Podagra*“, dem griechischen Namen der Gicht, „denn *άγρα* (...) heisset ein Anfeßlung“, wie

---

<sup>371</sup> Mannagetta (1679), S. 3.

<sup>372</sup> Anhart (1560), fol. G3v.

<sup>373</sup> Vgl. Porter/Rousseau (1998), S. 232.

<sup>374</sup> Fischart (1577), fol. B7v; vgl. Pansa (1625), S. 177: „es sind aber etliche des Podagrams Leibeigene“.

<sup>375</sup> Pansa (1623), S. 79.

<sup>376</sup> Ibid., fol. B1v.

Pistorius erläutert.<sup>377</sup> Somit reizt schon der Name der Erkrankung gewissermaßen zu Assoziationen physischer Herrschaftsausübung.

Der weithin gefürchtete Gichtschmerz tut sein Übriges, um die weltliche Macht der Krankheit auf metaphorische Weise zu begründen. So fühlt sich derselbe in den Worten Johann Pistorius' an, „als wann einer auff der Folter- oder Pein-Banck von einem grausamen und tyrannischen Richter und Peiniger gepeinigt wird“.<sup>378</sup> In Anlehnung an Michel Foucaults Werk „Überwachen und Strafen“ zählt Peter Blickle die Folter in der Frühen Neuzeit „zu den großen Ritualen der Souveränität“, die „wie Krönung oder der Einzug des Königs in eine eroberte Stadt“ der herrschaftlichen Machtdemonstration dienen.<sup>379</sup> Auch die metaphorische Herrschaft der Krankheit legitimiert sich also über die Disziplinierung der Körper ihrer Untertanen. Somit wird das Bild der podagrischen Krankheitserfahrung, welches Patienten im Rahmen der Gastmetapher eher von seiner spielerisch-tröstenden Seite betrachten konnten, vervollständigt.

Bei den Seuchen orientiert sich der richtende Aspekt der Krankheit dagegen weniger an weltlichen Bezügen. Zwar beschwören die Ärzte auch hier Bilder eines strengen Richters oder Henkers herauf, der seine Delinquenten sogar zu Tode martert. Laut Victor Gregorii zieht das Gift der Pest etwa bis zum Herzen, von wo es „den Menschen quelet vnd also hinrichtet“<sup>380</sup> und auch die rote Ruhr wurde von Haan als eine Krankheit beschrieben, die den Patienten „hinrichtet“.<sup>381</sup> Verantwortlich zeichnet Gregorii dafür jedoch das „strenge Gericht Gottes“,<sup>382</sup> welches er als das wahre Wesen der Pest bezeichnet. Dass die metaphorische Konzeption von Krankheit als strafende Instanz gerade bei den Seuchen selten auf Anklänge an eine göttliche Gerichtsbarkeit verzichtet, soll an späterer Stelle weiterverfolgt werden.

---

<sup>377</sup> Pistorius (1659), S. 24.

<sup>378</sup> Ibid., S. 10.

<sup>379</sup> Vgl. Blickle (2008), S. 219.

<sup>380</sup> Gregorii (1636), S. 13.

<sup>381</sup> Haan (1622), fol. A2v.

<sup>382</sup> Gregorii (1636), S. 8.



## *Der Dreißigjährige Krieg und die Gicht*

Wir haben den Barockarzt Martin Pansa bisher als einen Autor kennengelernt, der sein Wissen in besonders greifbaren Sprachbildern an seine Leser vermittelt. Welche Rolle dabei die Tradition der Weltenanalogie für das ganze Werk einnimmt, haben wir ebenso angedeutet wie die Rolle der Enkomienliteratur für die Gastmetapher. Als weitere wichtige Quelle wären im Zusammenhang mit seinen ausführlichen Vergleichen und Metaphern von einer feindlichen Krankheit nicht zuletzt die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges zu nennen. Joanna Bourke, die den immensen Einfluss der unmittelbaren Alltagserfahrungen auf das metaphorische Schmerzsprechen betont, stellte bereits fest, dass die Konjunktur militärischer Metaphern in Zeiten des bewaffneten Konflikts ihren Höhepunkt erreicht.<sup>383</sup> Nun handelt es sich beim Dreißigjährigen Krieg nach Einschätzung einschlägiger Historiker um einen der zerstörerischsten Konflikte der Weltgeschichte.<sup>384</sup> Sein Einfluss auf die literarische Welt mag sich exemplarisch zeigen an der Allgegenwart militärischer Metaphern in der deutschen Barockdichtung, wo sie laut Irmgard Weithase selbst in der Andachts- und Liebeslyrik zu finden sind.<sup>385</sup> Sollte ausgerechnet die medizinische Prosa hierin eine Ausnahme sein?

Martin Pansa zumindest macht die zeitgenössische Kriegserfahrung im Vorwort zum dritten Band seines Gichtratgebers gerade dadurch zum beherrschenden Thema, dass er sie nicht zum Thema macht:

„Wir wollen andere lassen schreiben/ reden vnd *discurriren* vom scharmützeln/  
brennen vnd morden/ einnehmung vnd verwüstung der Städte vnd Länder/  
welches sie schwerlich dermaleins zuverantworten auff beyden teilen. Wir aber  
wollen mit den *podagricis discurriren*, von dem grewlichen vnd abschewlichen  
Feind der Gesundheit/ welcher ist die leidige Gicht.“<sup>386</sup>

---

<sup>383</sup> Vgl. Bourke (2014), S. 491.

<sup>384</sup> Vgl. Gotthard (2016), S. 213; Wilson (2009), S. 787.

<sup>385</sup> Vgl. Weithase (1953), S. 53f.

<sup>386</sup> Pansa (1623), fol. A8r-v.

Erschienen ist das Werk im Jahre 1625 und fällt damit in seine Zeit als Stadtarzt in Breslau, die von 1621 bis zu seinem Tod im Jahre 1626 andauerte.<sup>387</sup> Zwar gehörte Schlesien bei Weitem nicht zu den am stärksten betroffenen Regionen des Reichs mit einem Bevölkerungsrückgang von „nur“ rund 22% über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts gemäß dem von Thomas Winkelbauer ausgewerteten Zensus,<sup>388</sup> gerade für das Jahr 1622 sind laut Peter Wilson allerdings Kampfhandlungen in Teilen Schlesiens verbürgt, deren Auswirkungen durch Missernten im Vorjahr sicher noch verschärft wurden.<sup>389</sup>

Auf dieser Leidenserfahrung, die das Leben der Patienten noch auf Jahrzehnte prägen sollte, baut Pansa seine metaphorische Krankheits- und Körperkonzeption auf. In etlichen Arzt- und Patientenbriefen, die er im Rahmen des dritten Ratgeberbandes als Kasuistiken präsentiert, gewährt er Einblick in sein praktisches Schaffen. Dabei lassen sich die leiblichen Topologien, die sich im Zuge der Überfälle und Eroberungen der Seuchenschriften bereits implizit gezeigt haben, anhand der Vergleiche und Metaphern Pansas nun in aller Offenheit nachvollziehen. Einem mährischen Freiherrn beschreibt der Arzt den ungebremsten Krankheitsverlauf der Gicht wie folgt: „Also wird ein Glied nach dem andern angegriffen/ nicht anders als ein Dorff vnd eine Stadt nach der andern von einem mächtigen Feinde/ vnd endlich ein gantzes Land eingenommen [...] wird“.<sup>390</sup> Einem fürstlichen Ratsmann erklärt er dagegen, die Podagra sei „ein solcher mächtiger Feind/ der nicht allein die Vorstädte des Leibs/ das ist die eusserlichen Gliedmassen/ sondern auch die Stadt vnd Vestung selbst einzunehmen begehret/ wenn man ihn zu nahe heran lest kommen“<sup>391</sup> Während er den Körper in ersterem Falle mit einem Land vergleicht, dessen Dörfer und Städte sich zum Ganzen wie Glieder verhalten, bezeichnet er den Körper in zweitem Falle als eine metaphorische Stadt, deren Konturen, die äußeren Glieder, schon mit den Vorstädten enden. In jedem Falle ist es auf augenscheinliche Weise die Peripherie, die als erstes unter dem Gichtkrieg zu leiden hat, der umso heftiger tobt, je näher er sich dem Zentrum nähert. In der Logik der Leibesstadt ist der stabile Brustkorb „die fürnehmste

---

<sup>387</sup> Vgl. Teuber (1991), S. 20.

<sup>388</sup> Vgl. Winkelbauer (2003), S. 14.

<sup>389</sup> Vgl. Wilson (2009), S. 781-782.

<sup>390</sup> Pansa (1623), S. 79.

<sup>391</sup> Ibid., S. 119.

Festung“, in welcher „das Hertz/ als *princeps vitae* residiret“, wie Pansa einem höfischen Sekretär auseinandersetzt.<sup>392</sup> Die Konzeption des Herzens als Lebensfürst, konnten wir indirekt bereits in all jenen Seuchenschriften nachvollziehen, welche das Herz – nach gängiger Lehre Sitz der inneren Wärme und Ausgangspunkt der Lebensgeister – durch das Pestgift gefährdet sehen und in diesem Zusammenhang gar von einem alles entscheidenden metaphorischen Kampf zwischen Gift und Herz sprechen: Fällt seine regierende Instanz, kommt auch das Reich des Leibes zu Fall. Als maßgeblich für dieses bis weit in die Neuzeit den Ton angegebende Konzept eines kardiozentrischen Körperbildes hält Ole Martin Høystad vor allem die Schriften des Aristoteles.<sup>393</sup> Letztendlich führen Pansas Schilderungen den Leser auf greifbarem Wege zur Erkenntnis, dass auch die Gicht den Menschen vollkommen in ihre Gewalt bringen und im schlimmsten Falle sogar töten kann.

Interessanterweise verwendet Pansa auch inmitten dieser Schilderungen eines Gichtkrieges bisweilen Metaphern aus anderen Bildfeldern, etwa wenn er einem Patienten sein Bedauern darüber äußert, dass „der vnnütze Gast das Podagra beym Herrn sein Quartier (= Heereslager) aufgeschlagen“ habe und jetzt „die Festung des Lebens zu stürmen“ drohe, indem er „an vnterschiedene domicilia vnd partes des menschlichen Gebäwdes, vnd Vorstädten des Leibs, welches sind die extremitates oder eusserliche Glieder“ heranrücke.<sup>394</sup> Solche Übergänge sind nicht die Regel, drücken allerdings entscheidendes aus. Zum einen kennzeichnen sie die Unvorhersehbarkeit der Erkrankung: Im einen Moment Gast, kann sie im nächsten Moment schon Lebensfeind sein. Zum anderen sind sie Ausdruck der Flexibilität des zeitgenössischen Denkens: Der Mensch kann je nach Kontext als Körpergebäude, Leibesstadt oder beliebiges anderes Organisationsprinzip begriffen werden. Denn das Haus weist in Manier der Metonymie als *pars pro toto* auf die Stadt, die Stadt auf das Reich, das Reich auf die Welt: sie bilden eine beliebig erweiterbare Kette der *Convenientia*. In umgekehrter Weise deutet die Stadt auf das Haus und damit auf den Menschen. Der gedankliche Wechsel zwischen den hierarchisch strukturierten Organisationsebenen gelingt dem Zeitgenossen spielend.

---

<sup>392</sup> Ibid., S. 381.

<sup>393</sup> Vgl. Høystad (2006), S. 54f.

<sup>394</sup> Pansa (1623), S. 415f.

Die bisher vielgenannte Macht des Feindes figuriert Pansa seinen Patienten folgendermaßen: Die Gicht komme in Begleitung von „Soldaten“, deren kriegerisches Treiben als Metapher für die Symptome der Erkrankung stehen. Unter „geschwinder vnd listiger fortrückung vnd streiffung des Feindes“ komme es etwa zu „einem starcken hinderhalt des schmerzens, brennens, tobens“, „machtlosigkeit der Schenckel“ sowie „angreiffung des Marcks“.<sup>395</sup> Martin Pansas Schilderungen der feindlichen Krankheit erinnern nicht wenig an die noch ausgefeilteren Allegorien im italienischen Gichtratgeber Michele Savonarolas. Laut Chiara Crisciani konzipiert Savonarola die Gicht in Begleitung einer ganzen Armee von Rittern und Infanteristen und kommt dabei nicht nur auf deren militärische Organisation, Ausbildung und Kriegsführung zu sprechen, sondern erwähnt sogar die Feierlichkeiten nach einer siegreichen Schlacht, wobei er jedes dieser Bilder einem jeweiligen Krankheitsstadium zuordnet.<sup>396</sup> Diese Parallelen erscheinen in keiner Weise zufällig. Die sehr komplexe und für einen Zivilisten nur bedingt verständliche Metaphorik des Italieners, erklärt sie vor allem damit, dass der Ratgeber an den elitären Zirkel des Hofes adressiert ist, für dessen Angehörige das Kriegshandwerk zum ständischen Selbstverständnis gehört. Ähnlich verhält es sich bei Martin Pansa, der eben jene Arztbriefe, die eine ausgeprägte Kriegsmetaphorik aufweisen, gerade an Patienten aus dem Umfeld des Adels adressiert. Auch mit dem Vorwort spricht er weniger den kriegsgebeutelten Bürger an, sondern möchte vor allem zahlungskräftige Patienten aus gehobenen Kreisen rekrutieren, deren Streben nach irdischem Ruhm Bernd Roeck selbst in diesem Krieg aller Kriege als gänzlich ungebrochen beschreibt.<sup>397</sup> Zu diesem Zweck geht dann durchaus einmal ein Scherz auf Kosten des gemeinen Stadt- und Landvolks, das man laut Michael Kaiser als Hochgeborener zwar gerne unter Zwang zum Schanzbau oder niederen Kriegsdienst heranzog, als militärischen Faktor insgesamt allerdings geringschätzte.<sup>398</sup> Von diesen Dilettanten grenzt Pansa nämlich den Gichtfeind dezidiert ab, da jener keineswegs „vnerfarne Pflugschätzen/ oder schlechte Drossen [= Knechte] vnd Hünerfenger [Hühnerdiebe] mit sich bringet/ nit etwa ein verlornen

---

<sup>395</sup> Ibid., S. 446f.

<sup>396</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 315.

<sup>397</sup> Vgl. Roeck (1996), S. 274.

<sup>398</sup> Vgl. Kaiser (1996), S. 281-303

Hauffen/ damit man die Gräben mit ausfüllet“,<sup>399</sup> sondern hartgesottene Soldaten. Für den Adeligen gibt es auf dem Feld des Gichtkrieges also mannigfaltige Möglichkeiten, sich als seines Standes würdig zu erweisen, wie ich an späterer Stelle vertiefen möchte.

### *Kriegswirksame Vorbeugung und Therapie*

Damit möchte ich mich der Frage zuwenden, wie Therapie und Prophylaxe gegen eine Krankheit auszusehen haben, die den Körper aus Sicht der Ratgeber in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Weder eine Kapitulation noch Friedensverhandlungen – so viel sei vorweggenommen – scheinen dabei erwägbarere Optionen darzustellen. So stellt Laurentius Haan fest, mit der Kur der roten Ruhr habe es „ein andere beschaffenheit/ dann mit der Leiptziger Messe“, wo man „lange deliberire[n]“ könne. Sie sei vielmehr ein beherzter „Kampff“.<sup>400</sup> Wer sind nun die Beteiligten in diesem therapeutischen Szenario?

Eine dezidierte Rollenverteilung benennt beispielsweise die Enkomienliteratur bei der Gicht: An unterster Stufe seiner Heeresordnung sah der Dichter Johann Fischart die neuen Patienten, welche er als „angehende Podagriscche Tyrones [lat.: tiro, -onis = der Rekrut] vnd krigsneuling“<sup>401</sup> bezeichnet. Johann Pistorius spinnt diese Metapher weiter, indem er behauptet, Paracelsus sei „unter den Chymicis der Heer-Führer“ gewesen.<sup>402</sup> In logischer Folge ordnet er somit das gesamte Kollektiv der iatrochemisch tätigen Ärzte der militärischen Befehlskette des Hohenheimers unter. Die Waffen, mit denen dieser metaphorische Kampf ausgefochten wird, sind freilich die Medikamente und ärztlichen Verordnungen, daran lässt weder der Leibarzt Leonhard Thurneysser einen Zweifel, der bei Arzneien im Allgemeinen zwischen „leiblichen“ und „geistlichen waffen“ unterscheidet,<sup>403</sup> noch der gräfliche Rat, der sich bei Martin Pansa für seine bisherigen Hinweise bedankt, „mit was Waffen“ seine Gicht

---

<sup>399</sup> Pansa (1623), fol. B1r.

<sup>400</sup> Haan (1622), fol. B1r.

<sup>401</sup> Fischart (1577), fol. B3v-B4r.

<sup>402</sup> Pistorius (1659), S. 44.

<sup>403</sup> Thurneysser (1571), S. 82.

„zu schlagen“ sei.<sup>404</sup> Mit der Bezeichnung der Arznei als „Munition“, die dem Menschen im Kampf gegen die Krankheit „von Gott verliehen“ ist, stimmt mit Heinrich Schiller schließlich auch ein Arzt in diesen Kanon mit ein, allerdings von Seiten der Seuchenratgeber.<sup>405</sup>

Wie wir sehen werden, kommen je nach Stand der Gefechte drei wesentliche Strategien zum Tragen: wehrende Vorsorge, unterstützende Stärkung und angreifende Therapie. Zur Primärprophylaxe, deren Ziel es ist, ein Eindringen der feindlichen Krankheit von vorneherein zu verhindern, werden in erster Linie Wachsamkeit und Vorbereitung genannt, gleich als gelte es, eine Stadt auf den Belagerungsfall vorzubereiten. Die Parallelen sind dem Zeitgenossen offensichtlich, schließlich ist weithin bekannt, dass „auff Thewrung vnd Hungersnoht/ auch langwirige Belägerungen/ (...) gemeinlich die Pest zu folgen pflaget“, wie Michael Feige betont.<sup>406</sup> Um sich gegen die Pest „zu rüsten“, warnt etwa Georg Grauchen, sei es zwingend notwendig, sich in den Apotheken rechtzeitig mit vorbeugenden Mitteln einzudecken.<sup>407</sup> Balthasar von Güldenkleee empfiehlt reichen Bürgern etwa ein „Gifft-Schildlein an den Halß [zu] hengen/ daß es recht auf der Hertzgrube liege“,<sup>408</sup> um selbige vor Pestangriffen zu schützen. Unvermittelte Überfälle der Gicht wiederum verhindere man nur, wenn man „gute Hut und Wacht seiner selbst trage[...],“<sup>409</sup> mahnt Johann Pistorius und meint damit die gewissenhafte Lebensführung nach galenischer Lehre. Manche Autoren greifen dabei auf die Metapher der bedrohten Leibesstadt zurück: „[D]rumb lasset vns nu gute SchiltWache halten/ gute praeservativa gebrauchen/ damit der Feind gantz vnd gar nicht eingelassen werde“, ruft etwa Martin Pansa in der Vorrede seines Gichtratgebers von 1623 auf.<sup>410</sup> Mit einem militärischen Sprichwort rechtfertigt Pistorius seine besondere Wertschätzung der Prophylaxe: So gelte im Kampf gegen die Gicht stets die Maxime

---

<sup>404</sup> Pansa (1623), S. 410.

<sup>405</sup> Schiller (1606), S. 25.

<sup>406</sup> Feige (1630), fol. B2v.

<sup>407</sup> Grauchen (1607), fol. A3v.

<sup>408</sup> Güldenkleee (1691), S. 775.

<sup>409</sup> Pistorius (1659), S. 72.

<sup>410</sup> Pansa (1623), fol. B1r.

„Zwing den Feind noch vor dem Thor/  
So schreibt er kein Müssen vor“.<sup>411</sup>

Denselben Vergleich nutzt auch der Arzt Johannes Magirus in seinem astrologischen Kalender für das Jahr 1665, der für unkundige Laien aus dem Lauf des Gestirns prognostizieren soll, wie man

„dem Ubel [der Krankheiten] bey Zeiten fürkommen [solle]/ denn es [ist] besser einen Feind vor einer Vestung abhalten/ daß er nicht hinein komme/ als ihn hinein lassen/ und hernach widerumb herausschlagen wollen/ welches nicht allzeit angehen will“<sup>412</sup>

Zum therapeutischen Zugzwang kommt es spätestens, wenn die Krankheit die körperlichen Barrieren zu überwinden droht: Nun gilt es verteidigende Maßnahmen der Sekundärprophylaxe einzuleiten, um ein Fortschreiten zu verhindern. Mit den richtigen Arzneien im Vorrat ließe sich dem Angriff der Pest wohl gelassener entgegensetzen, könne man doch, „da man von selbiger überfallen würde/ unverzüglichen Widerstand und Gegenwehr thun“, meint etwa Balthasar von Güldenkee.<sup>413</sup> Christian Crocius empfiehlt im drohenden Krankheitsfall beispielsweise den Pflanzensaft des Ehrenpreis, da er „das Giff vom Herten wendet und abwehret.“<sup>414</sup>

Um ihre zweite Strategien, die der unterstützenden Stärkung, zu erläutern, führen die Ärzte eine bisher nicht genannte Kriegspartei ein: jene der Natur, die für den Patienten vor allem in wehrender, wie wir später sehen werden aber auch in angreifender Weise eintritt: gemeint sind die eingeborene Wärme, die Lebensgeister sowie die spezifischen Eigenschaften der Organe. Sie gelte es mit mehr oder weniger spezifischen Roboranzen in ihrer Schlagkraft zu fördern. So schreibt Johannes Zapff, es gehe bei der roten Ruhr „üm den 7. 9. 14. Tag oft ein Streit mit der Natur und dieser Kranckheit vor“, daher solle man ihr rechtzeitig „mit einem guten Bezoar- und

---

<sup>411</sup> Pistorius (1659), S. 71.

<sup>412</sup> Magirus (1664), fol. B1v.

<sup>413</sup> Güldenkee (1691), S. 773.

<sup>414</sup> Crocius (1666), fol. B3v; vgl. auch Hager (1676), fol. B4v: „denen hereindringenden Zufällen gewehret“; vgl. auch Stentzel (1683), S. 75: „wehrender Cur“.

Stärckpülverlein zu hülffe kommen.“<sup>415</sup> Grauchen empfiehlt im selben Sinne die Anwendung eines Krafftwassers wider die Pest, „damit die gifftigen Dämpfe vom Herten getrieben/ vnd dasselbe erquicket würde/ daß es dem Gifft desto bessern widerstandt thun könne.“<sup>416</sup> Ein probates Mittel ist auch der damals als *Panazee* geltende Theriak, zu dessen zahlreichen Wirkungen Thomas Reinesius unter anderem zählt, dass er „dem Leibe eine allem Giffte zu widerstehen heimliche stercke einplantz“.<sup>417</sup> Indem die frühneuzeitlichen Ärzte eine Therapie propagieren, die der inneren Streitmacht der Natur zu Hilfe eilt und sie dabei unterstützt, den Körper wider äußere Feinde zu verteidigen, folgen sie einem therapeutischen Narrativ, das bis in die Gegenwart viele Patienten zu überzeugen weiß: jenem der natürlichen Selbstheilungskräfte, die man angeblich nur zu stärken brauche, um ganz sanft und ohne Nebenwirkungen zur Heilung zu gelangen.

Die dritte Strategie, der ich mich an dieser Stelle widmen möchte, ist dagegen ungleich radikaler: es ist der therapeutische Angriff, der entweder in frontaler Weise erfolgen kann oder indirekt über die Wege der Natur. Ohne vermittelnde Instanz greifen die Medikamente in ersterem Falle mit gleichsam wehenden Fahnen die schädliche Krankheitsmaterie an und nehmen dabei keine Gefangenen. Was letztere Vorstellung betrifft, macht der Wundarzt Johann Federer dem potentiellen Patienten keine Illusionen:

„Will man den Vylgemelt bösen peccierenden/ *Humorem*, im Leib verstellen/ verschliessen/ verstricken/ vnd gleichsam gefangen nemmen? Da wirdt mehr schaden alß Nutz bey sein/ dann dieser *Humor* Feyhret vnd Rhuet nicht/ nach seiner perniciosischen Arth zu peccieren/ vnnd zuwüthen/ den nechst gelegenen *Membris vitalibus* alß Fürnemblich der Lebern (deren er sonderlich auffsetzig) zu zusetzen“<sup>418</sup>

Die personifizierte Krankheitsmaterie der roten Ruhr, die hier wie ein boshafter Marodeur dargestellt wird, nur im Körper festzusetzen, beschreibt Federer in

---

<sup>415</sup> Zapf (1666), fol. A4r.

<sup>416</sup> Grauchen (1607), fol. B4r.

<sup>417</sup> Reinesius (1625), S. 40.

<sup>418</sup> Federer (1607), S. 20f.



vorbildhaft figurativer Manier als kaum zu kalkulierendes Risiko und stimmt mit seinen akademisch gebildeten Kollegen darin überein, dass sie unter allen Umständen zu eliminieren sei. Dazu könne vor allem bei der Pest wiederum der Theriak dienen, der nach Ansicht des Thomas Reinesius nicht nur die wehrende Natur unterstützt, sondern „den Gifft selber angreiffet/ alterirt vnnd zerstört“,<sup>419</sup> seine „Boßheit“ sogar „tödtet“, wie Christian Crocius behauptet.<sup>420</sup>

Allein damit lässt sich die Seuche in den meisten Fällen allerdings nicht loswerden. So muss die „geschärfte materie“ der roten Ruhr laut Joachim Hager nicht nur „angegriffen“, sondern auch „ausgeföhret werden“.<sup>421</sup> Dies erfolgt vorzüglich auf indirektem Weg: Höchsten Stellenwert hat dabei nach wie vor die purgierende Therapie, die den kathartischen Kräften des Körpers unter die Arme greift. Unter den vielen galenischen Purganzen, die man gegen die Pest einsetzt, hebt Thomas Reinesius ein weiteres Mal die universalen Wirkungen des Theriak hervor, da jener wie kein anderes Mittel „die außtreibende Krafft der Natur aus verborgener Eigenschafft wieder den Gifft aufzustehen/ vnnd denselben von sich zutreiben reizet“.<sup>422</sup> Wie die inspirierende Rede eines charismatischen Heerführers gegenüber seinen in Auflösung begriffenen Truppen beschreibt er damit die Macht des Theriak, der seinem Ruf als medizinische Wunderwaffe in den Augen der Patienten gerade durch seine strategische Vielseitigkeit gerecht werden muss. Die Vertreibung erfolgt nun auf denselben Wegen, die der Feind als Eintrittspforte genutzt hat, erklärt Christian Crocius: „so öffnet der Theriac innerlich gebraucht (...) die Schweißlöcher/ und treibet/ *totam substantiam*, auß“.<sup>423</sup>

Nicht wesentlich anders verhält es sich mit der Gicht, wenn auch Hinweise auf eine gewaltsame Austreibung in den Ratgebern wesentlich rarer sind. Porter und Rousseau beschreiben zwar ein ganzes literarisches Subgenre, welches in der Tradition der menippeanischen Satire den gewaltsamen Sturz der Gicht durch den Patienten zum

---

<sup>419</sup> Reinesius (1625), S. 40.

<sup>420</sup> Crocius (1666), fol. C2r.

<sup>421</sup> Hager (1676), fol. B4v.

<sup>422</sup> Reinesius (1625), S. 40.

<sup>423</sup> Crocius (1666), fol. C2r; vgl. auch Güldenkle (1691), S. 750: Dabei helfe der durch Sudifera angeregte Schweiß, da er die giftige Krankheitsmaterie „durch die poros oder Schweißlöcher gar heraus treibet“.

Inhalt hat und vor kriegerischen Metaphern nur so strotzt.<sup>424</sup> Nur ein Einzelfall ist allerdings Johann van den Boschs Bericht, wie „ein alter Podagrischer Herr“ mit den richtigen Mitteln „sein gesundheit erobert hab“.<sup>425</sup> Auch Martin Pansa nimmt nur in wenigen brieflichen Ratschlägen ausdrücklich auf die Metapher der militärischen Austreibung Bezug, die er im Bildfeld der Leibesstadt verortet. Denn als Zweck seiner Therapie betrachtet er vor allen Dingen, dass man den „mächtigen Feind (...) aus dem Lager schlegt“, noch bevor er durch Einnahme der „Stadt und Vestung“ des Leibs immer mehr „schaden thut“.<sup>426</sup> Die Kriegsmetapher scheint bei der Gicht vor allen Dingen dafür Verwendung zu finden, das Drohbild einer Invasion auszugestalten, um Ressourcen für vorbeugende Maßnahmen zu mobilisieren. Die häufig palliative Gichttherapie dagegen schöpft ihre Überzeugungskraft offensichtlich eher aus der Konzeption, sich einen unerwünschten Gast durch schlechte Bewirtung etwas seltener ins Haus zu laden. Mit jeder Metapher beleuchten die Ärzte also unterschiedliche Aspekte der Krankheitserfahrung.

### *Zusammenfassung*

Die Sprache der ärztlichen Ratgeber ist angefüllt von einer konventionalisierten bis literarischen Metaphorik der Gewalt. In personifizierender Weise schildern sie die Krankheit als eine Entität, die den Körper rücksichtslos unter ihre Herrschaft zwingt. Die sprachlichen Mittel beziehen die Ärzte dabei vielfach aus dem militärischen Kontext: Überfälle, Pfeilhagel und offene Kämpfe begleiten den Eroberungsfeldzug der Krankheit und unterstreichen das epidemische Ausmaß der Seuchen. Gleichzeitig wird die Krankheit als listiger Stratege inszeniert, der den frontalen Konflikt, wo nur möglich, umgeht: Indem sie bevorzugt im Verborgenen agiert, täuscht sie nicht nur Patienten, sondern auch Ärzte. Umso größer erscheint damit deren Verdienst, diesen unsichtbaren Feind zu stellen. Von dieser militärischen Krankheitskonzeption bleibt freilich auch die Therapie nicht unberührt: vielmehr gebärdet sich ihre Logik als handlungsleitend. So avanciert der Patient unter ärztlichem Kommando zum Soldaten auf dem Schlachtfeld seines eigenen Körpers: Mit Arzneien bewaffnet übt er sich in

---

<sup>424</sup> Vgl. Porter/Rousseau (1998), S. 215.

<sup>425</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 4.

<sup>426</sup> Pansa (1623), S. 119.

wachsamer Vorbeugung oder vertreibt den eingedrungenen Feind mit Unterstützung der Natur.

Die Ursprünge dieser ärztlichen Praxis schöpfen sich aus einer langen Tradition, die sich auf Einflüsse aus der Patientensprache ebenso wie antike Konventionen beruft. Als willkommener Motivfundus wenn nicht sogar wegweisende Inspirationsquelle nimmt die biblische Überlieferung dabei sicher eine zentrale Rolle ein: Die Motive des Seuchenpfeils sowie der schleichenden Pestilenz gehören zu den am weitesten verbreiteten Bildern der Seuchenratgeber. Traumatische Lebenserfahrungen, wie sie nicht nur die Konfessionskriege des 16. Jahrhunderts, sondern vor allem der Dreißigjährige Krieg dargestellt haben mögen, machen ihren Einfluss jedoch ebenso geltend, was sich an Martin Pansas Gichtratgeber von 1623 exemplarisch zeigt. All diese Bilder basieren nicht zuletzt auf der offensichtlichen Analogie zwischen den alltäglichen Erfahrungen von Gewalt und Krankheit, die beide gleichermaßen die herrschende Ordnung stören. Die politische Dimension eines für die Krankheit erfolgreichen Feldzugs wird in den Ratgebern gerade bei den Seuchen nicht nur auf metaphorischer Ebene greifbar: Wo die Krankheit ganze Landstriche unter ihre Kontrolle zu bringen vermag, usurpiert sie die weltliche Gewalt und gründet ein Königreich von Schmerz und Tod.

Die frühneuzeitlichen Ärzte vermögen es mit Hilfe der Metapher aber nicht nur die grausamen und unvorhersehbaren Seiten menschlichen Leidens auszudrücken, sondern auch die Sinnhaftigkeit ihrer Anweisungen zu untermauern und dabei Anreize zu setzen für eine zielführende Kooperation zwischen Arzt und Patient.

#### 2.4. Die Macht der Elemente

Eine Vielzahl der bildlichen Ausdrücke in den Ratgebern bezieht ihre Überzeugungskraft aus Analogien zwischen Körper, Krankheit und der Sphäre der Natur. Schon die medizinischen Theorien sind von derlei Modellen regelrecht durchdrungen. Eine Sonderstellung nehmen dabei die kosmischen Elemente ein. Ihr tetradisches System, welches Aristoteles an seine Qualitätenlehre, Galen wiederum an das hippokratische Vier-Säfte-System koppelte, blieb laut Gernot und Hartmut

Böhme in vielen Bereichen grundlegend für die Medizin der Frühen Neuzeit.<sup>427</sup> Martin Pansa drückt diese Anschauung in seinem Ratgeber für Bergleute etwa folgendermaßen aus:

„Vnd gleich wie vier Elementen sind/ also werden viererley feuchten im Leibe gesetzt: die Gall ist dem Element deß Fewers gleich: das reine Blut der Luftt: das wässerigte theil dem Wasser: das truckene theil dem schwartzen melancholischen Blut“.<sup>428</sup>

Den Menschen versteht die alte Medizin somit „als einen die natürliche Umwelt höchst empfindlich konzentrierenden Organismus“, wie Böhme betonen: in Krankheit wie in Gesundheit sei er „ein lebendiger Indikator der Natur“.<sup>429</sup> Ihrem vielfältigen Wirken, das weit über ihren Einfluss auf die Säfte hinausgeht, wird sowohl eine konstruktive als auch eine destruktive Seite zugeschrieben: das harmonische Zusammenspiel der Organe gehorcht ihren Gesetzen genauso wie jene krankhaften Einflüsse, die jederzeit einzudringen und die natürliche Ordnung außer Kraft zu setzen drohen. Beispielhaft ist dies am Element der Luft zu beobachten: In ihrer reinen und temperierten Form leistet sie einen lebensnotwendigen Beitrag zur Körperphysiologie, durch natürliche Prozesse unter Mitwirkung der anderen Elemente korrumpiert kann sie sich laut Werfring jedoch jederzeit in einen todbringenden Pesthauch verwandeln.<sup>430</sup> Die Autoren der Ratgeber können aus dem Fundus der traditionellen Medizin also auf ein immenses Repertoire bildlicher Konzepte zurückgreifen, die sich je nach Bedarf auch zu ausufernden Metaphern weiterspinnen lassen. Von den Elementen spannen die Ärzte dabei vor allem jene mit besonderer Präferenz für ihre Zwecke ein, die eine intensive sinnliche Komponente aufweisen, allen voran also das Feuer, mit dem ich meine Ausführungen beginnen möchte. Während Wasser und Erde die Reihe fortführen, soll die Rolle der Luft als bildliches Konzept nur im Rahmen der anderen Elemente abgehandelt werden. Denn auch wenn ihr Wirken überall mitbeteiligt ist, erscheint sie als eigenständiges Konzept nur selten.

---

<sup>427</sup> Vgl. Böhme/Böhme (2004), S. 165-166.

<sup>428</sup> Pansa (1614b), S. 3.

<sup>429</sup> Böhme/Böhme (2004), S. 171.

<sup>430</sup> Vgl. Werfring (1999), S. 100-116.

## *Das innere Herdfeuer*

Wenn man die sprachlichen Bilder des Feuers betrachten möchte, das man innerhalb des Körpers verortete, kommt man nicht umhin, zwischen dem zu unterscheiden, was man als physiologisches Feuer bezeichnen könnte und den pathologischen Abweichungen von seiner natürlichen Intensität.

Das physiologische Feuer schöpft sich aus der sensuellen Erfahrung menschlicher Körperwärme, für die man nach heutiger Ansicht biochemische Stoffwechselprozesse verantwortlich macht. Deren Konzeptualisierung ist durch die Industrialisierung geprägt: Um seinen Betrieb aufrechtzuerhalten, muss der Körper seine zellulären Kraftwerke Tag und Nacht mit Sauerstoff und adäquaten Energieträgern versorgen. Noch immer spricht man vom Kohlenhydratabbau in Metaphern eines Verbrennungsvorgangs und bemisst den ernährungsphysiologischen Energiegehalt des „Treibstoffs“ in Wärmeäquivalenten wie der Kalorie [lat.: calor = Hitze].

Möchte man sich der frühneuzeitlichen Sicht auf diese Körpervorgänge annähern, beziehungsweise dem, was einer herrschenden Lehrmeinung am nächsten kommt, lohnt sich ein Blick in das Werk des Wittenberger Medizinprofessors und kurfürstlichen Leibarztes Daniel Sennert.

Das Phänomen der Körperwärme begreift er wie die meisten seiner Zeitgenossen über das antike medizinische Konzept der „eingeborenen Wärme“ (*calidum innatum*). Dieses innere Feuer vermittelt drei wesentliche Kochungsprozesse: Zuerst werden die Speisen im Magen zu Nahrungsbrei (*chylus*) verkocht, den Sennert mit Gerstengrütze vergleicht.<sup>431</sup> Über die mesenterischen Venen (*venae mesaraicae*) gelangt dieser zur Leber, die ihn durch ihre innere Wärme ein zweites Mal verkocht: Daraus geht das Blut hervor.<sup>432</sup> Jenes strömt schließlich zur Peripherie, wo es nach einer dritten Kochung die Glieder mit eben den Substanzen versorgt, die für Unterhalt und Wachstum

---

<sup>431</sup> Sennert (1611). S. 50: „proprioque naturali calore, adjuvante tamen nonnihil calore partium adjacentium, concoctus, elaboratus, & in unam formam ac massam, ptisanae cremori non absimilem, quae Chylus appellatur, mutatus“.

<sup>432</sup> Ibid., S. 53: „Quamprimum à venis mesaraicis recipitur Chylus, alteratur & mutatur nonnihil: ita alteratus, per mesaraicis primùm ad venarum portae radices & epar defertur, à quo porrò coquitur, & in eo solum veri sanguinis formam accipit.“

notwendig sind.<sup>433</sup> Während aus den Restbestandteilen der Kochung die drei übrigen Körpersäfte geschieden werden – in der Gallenblase die gelbe Galle, in der Milz die schwarze Galle und in der Niere der Urin<sup>434</sup> – bilden Herz und Hirn aus den feinsten Teilen des Blutes die feurigen Lebensgeister (*spiritus vitalis et animalis*),<sup>435</sup> welche die eingeborene Wärme der Glieder anfachen, sowie Bewegung und Sinneseindrücke vermitteln.<sup>436</sup>

Aus deren vitaler Rolle in der traditionellen Körperphysiologie erschließt sich, warum das Herz in den ärztlichen Ratgebern als strategischer Zielpunkt der Krankheitsschlacht inszeniert wird. So sind es laut dem Hanauer Stadtarzt Henrich Schiller die „Feuerfuncken[...] vnnnd Geister vnsers Lebens/ welche im Herten gewurtzelt“, denen das Pestgift „also feindtlich entgegen [stehe]/ daß im Streit die stärckeste Proports die ander verschlinget“.<sup>437</sup> Die Bedeutung des leiblichen Feuers betont auch der nach galenischer Lehre praktizierende Handwerkschirurg Wilhelm Fabry, indem er die „eingepflanzte Wärme/ welche alles zeitiget vnd kochet“ dem Berner Stadtrat Johann Rudolph Huber gegenüber den „Zunder vnsers Lebens“ nennt, weshalb sie durch dessen Gicht besonders gefährdet sei.<sup>438</sup> Medizinisches Konzept und sprachliche Feuermetaphorik bedingen sich bei beiden Ärzten gegenseitig und lassen sich nur schwer voneinander getrennt begreifen. Bedenkt man die enorme Bedeutung des Herdfeuers, welche sich vom römischen Vesta-Kult bis zu den

---

<sup>433</sup> Ibid., S. 66: „Is enim ita elaboratus & defecatus per venas in omnes corporis partes mittitur, ubi demum fit tertia concoctio, sanguisque adhuc in singulis partibus, pro earum Nutritione, ulterius elaboratur“.

<sup>434</sup> Ibid., S. 54: „Cum procul dubio in Epate in sanguinis generatione triplex excrementum generetur; aqueum & serosum, quod per renes expurgatur; aereum & tenue, quod vesicula fellis excipit; terreumque feculentem: huic etiam receptaculum peculiare dicatum sit oportet, quod nulla alia pars esse potest, quàm lien.“

<sup>435</sup> Ibid S. 38: „Spiritus verò nomen etsi & in aliis disciplinis, & in Medicina varias habeat significationes: hoc loco tamen dicitur corpus tenuissimum, calidum & mobile, ex tenuissima & maximè sincera sanguinis parte genitum (...)“, S. 49: „spirituum vitalium generatio in corde, ac spirituum animalium in cerebro“.

<sup>436</sup> Ibid., S. 43: „Hic spiritus maximum ad vitam usum habet & non solùm in ipso corde cum calido ejusdem insito actionum cordis praecipuum instrumentum est: sed & per arterias in universum corpus distribuitur, innatumque singulis partibus calorem, qui per se imbecillior est, nec ad omnes actiones solus sufficit, excitat, auget, instaurat, eique quasi actum & perfectionem tribuit. Unde & calidum influens a nonnullis appellatur. Praeter hoc animali quoque spiritui hic spiritus materiam, e qua generetur, suppeditat. Praeter hunc vitalem spiritum plerique Medici adhuc alium spiritum constituunt, quem animale appellat, quod ad animales actiones Medicis appellatas, sensum & motum nimirum, sit necessarius.“

<sup>437</sup> Schiller (1606), S. 5.

<sup>438</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 1301.

frühneuzeitlichen Hausgesellschaften verfolgen lässt, wo jenes um mit Julia Schmidt-Funke zu sprechen als der „Nukleus des Hauses“ betrachtet wurde,<sup>439</sup> erscheint die gerade gegenüber Patienten kaum schwindende Überzeugungskraft eines Körpersystems, das sich maßgeblich auf die Metaphorik eines häuslichen Feuers gründet und dessen Wärme mit dem Leben selbst gleichsetzt, nur verständlich. Seit der Antike versinnbildlicht die Strahlkraft aber auch die Vergänglichkeit des Feuers unser Dasein in der aristotelischen Metapher des flackernden und bald schwindenden Lebenslichtes.<sup>440</sup> Alles in allem handelt es sich beim inneren Feuer um ein domestiziertes Element: aus der Sphäre der Natur entlehnt, wird seine zerstörerische Kraft eingehegt und in konstruktive Bahnen gelenkt.

Damit möchte ich mich nun den pathologischen Abweichungen von der natürlichen Qualität des inneren Feuers widmen, wie sie durch innere oder äußere Ursachen zustandekommen. Im „Canon medicinae“ des arabischen Arztes Avicenna, das durch seine akribische Systematisierung des galenischen Wissens bis in die Frühe Neuzeit seinen Status als medizinisches Standardwerk behaupten konnte, wird laut Stolberg zwar bestritten, dass der „*calor innatus*“ von sich aus ein ungesundes Maß erreichen kann.<sup>441</sup> Dafür wird die Bedeutung äußerer Einflüsse wie der allgegenwärtigen fremden Wärme (*calor extraneus*) betont, welche die Herrschaft des „*calor innatus*“ über die Körpersäfte infrage stelle, wodurch beispielsweise eine Fieberkrankheit hervorgerufen werden könne.<sup>442</sup>

In jedem Fall befindet sich der komplexe Verdauungsprozess in einem labilen Gleichgewicht. Als mäßigende Instanz tritt in der frühneuzeitlichen Fachprosa die Lunge auf, welche das Feuer der Lebensgeister nicht nur mit nährender Luft unterhält, sondern auch herunterkühlt und den rauchigen Dampf, der bei der Kochung entstehen kann, ausstößt, wie Ingo Müller festhält.<sup>443</sup> Die Schweißlöcher, die wir bereits als lebenswichtige Körperöffnungen genannt hatten, tun dabei ihr übriges. Fehlen diese Möglichkeiten des Austauschs folgen krankhafte Zustände bis hin zum Tod. So erklärt

---

<sup>439</sup> Vgl. Schmidt-Funke (2015), S. 223.

<sup>440</sup> Vgl. Schäfer (2012), S. 245.

<sup>441</sup> Vgl. Stolberg (1993), S. 43.

<sup>442</sup> Vgl. *ibid.*, S. 36, 42f.

<sup>443</sup> Vgl. Müller (1991), S. 79.

der Arzt Thomas Reinesius den schädlichen Einfluss körperlicher Trägheit mit einem treffenden Gleichnis, das der Alltagserfahrung eines jeden Patienten zugänglich ist: Indem sie die ausführende Wirkung des Schwitzens unterbindet,

„vberheuffet [sie] den Leib mit Vnreinigkeiten vnd allerley Vberfluß/ erstecket damit die natürliche Wärme/ gleich wie wir sehen daß ein Feuer außleschen muß/ wenns seinen Dampff nicht kan von sich treiben vnd keine Lufft hat: verstopfft alle innere zu außtheilung der Nahrung von Geblüt vnd Geistern verordneten Gänge“<sup>444</sup>

Ganz selbstverständlich greift auch Wilhelm Fabry auf diese Analogie zurück, um den Gemeindevorsteher von Lausanne vor den Gefahren der Völlerei zu warnen: „[G]leich wie ein helleuchtende Flamm/ wann sie mit einem gantzen hauffen Holtz zu mal belegt wird/ so löscht sie gar auß also ist es auch nit weniger mit vnser von der Natur eingepflanzten Wärme beschaffen“.<sup>445</sup> Für jeden Patienten ist ersichtlich, dass ein Herdfeuer, das auf diese Weise unterhalten wird, zu verlöschen droht. Statt lebensspendende Wärme abzugeben, stößt es nur beißenden Rauch aus. Ein schwaches Feuer prozessiert die Nahrung nach frühneuzeitlicher Vorstellung überdies nur unvollständig: Neben nahrhaftem Blut entsteht auch ein Überfluss an zähem und rohem Schleim. Solches entnimmt Michael Stolberg den Praxisnotizen des böhmischen Arztes Georg Handsch, der einer jungen Patientin aus Rott eine schwere Verdauungsschwäche attestiert und dies mit einem traditionellen häuslichen Vergleich erläutert: die Hitze der Leber, die unter dem Magen normalerweise wie ein Kohlenfeuer unter einem Topf fungiere, sei erschöpft, so dass eine regelrechte Kochung nicht möglich sei.<sup>446</sup> Alleine wenn das Feuer wohltemperiert ist, kann der Körper nach galenischer Auffassung ein wunderbarer Ort der stofflichen Metamorphosen sein, wie Marie-Christine Pouchelle unterstreicht.<sup>447</sup>

Nicht nur in den mittelalterlichen Fachabhandlungen Mondevilles kann daher auch ein zu heftig aufloderndes Körperfeuer unangenehme Folgen haben. Die

---

<sup>444</sup> Reinesius (1625), S. 18.

<sup>445</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 702.

<sup>446</sup> Vgl. Stolberg (2015a), S. 69.

<sup>447</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 157.



frühneuzeitlichen Ratgeber vermitteln ihren Patienten die Gefahren übermäßiger Wärme noch vielfach über die gleichen Bilder. Um seinen Lesern zu erklären, weshalb Gichtanfalle häufig aus einem Fieber hervorgehen, zitiert Johann Pistorius diverse ärztliche Kollegen, die das Fieber als Zeichen einer übermäßigen Hitze der blutbildenden Glieder deuten: „Franciscus Valesius sagt/ daß eine hitzige trockene Leber und Miltz das Blut mehr brate/ als koche; und dannenhero scharffe und hitzige Feuchtigkeiten im Blute verursache.“ Andere Autoren äußern Pistorius zufolge sogar die Befürchtung, dass die Säfte davon „verbrenten“.<sup>448</sup> Diese überhitzten „Feuchtigkeiten“ brächten ihre sengende Glut in die Peripherie, sie sind die Krankheitsmaterie, die in den podagrischen Gliedern eine Entzündung entfacht. Ein verbranntes Blut kann daneben seiner nährenden Funktion ebenso wenig nachkommen wie ein unzureichend gekochtes. Dabei ist die Qualität der Nahrung für die Kochung nicht unerheblich. Trüber Wein etwa ist Martin Pansa zufolge derart unrein, dass sich eine grobe Materie am Rand des Magens absondert, dort anbrennt und das Blut verdirbt, wie er einem schlesischen Adeligen in einem Gleichnis auseinandersetzt: „Denn gleich wie ein Speiß nach dem angebrandten dinge im Topff schmecket/ also schmecket auch die Nahrung den Gliedern nach dem angebrandten oder angelegten Schleim in dem Magen“.<sup>449</sup> Jeder Patient kennt den bitteren und wenig bekömmlichen Geschmack verbrannter Speisen und kann somit aus der Überzeugungskraft jener Metaphern und Vergleiche schöpfen. Auch das bereits angesprochene Konzept der Dünste (*vapores*) verdeutlicht Pansa demselben Patienten mit dem häuslichen Vergleich des Topfes auf einer überfeuerten Wärmequelle: „Die hitzige Leber aber treibet viel Brodem in die Höhe/ welche sich als in einem siedenden Topff oben an der Stürtzen anlegen/ zusamm setzen/ vnd wieder hierunter fallen.“ Die Dünste steigen also zum Kopf des Patienten, kondensieren unterhalb der kühlen Schädelkalotte gleichwie an einem Topfdeckel und rinnen als Flüsse wieder herab, wo sie „nit einerley Vngelegenheit“ verursachen. Um die vielen Symptome des Patienten miteinzubeziehen, schafft Pansa eine paradoxe Synthese aus beiden Konzepten: Überhitzung und Kälte. Denn trotz seiner hitzigen Leber „samlet der Magen aus Vnordnung vnnd Schwachheit viel zeher Feuchtigkeit/ davon er vielmehr erkältet wird.“ Weil Nahrung, die mangels Kochung roh bleiben muss, leicht

---

<sup>448</sup> Pistorius (1659), S. 36f.

<sup>449</sup> Pansa (1623), S. 126.

verdirbt, folgt unter Gasbildung eine Fermentation oder „Blehung“. Sowohl vom „starcken Auffrauchen“ der Leber als auch durch die Blähung des Magen steigen also Dünste zum Kopf und vernebeln die Sinne und das Gedächtnis.<sup>450</sup> Dass auch Patienten solche komplizierten und scheinbar widersprüchlichen Vorstellungen teilen, beschreibt Michael Stolberg am Beispiel eines kranken Kanzlers, den dasselbe Leiden plagt.<sup>451</sup> Insgesamt war die Überzeugung, dass eine unkontrollierte Hitze die Körpersäfte zum Kochen wenn nicht gar zum Verdampfen bringen konnte, vielen frühneuzeitlichen Patienten präsent,<sup>452</sup> so dass man die auf medizinischen Theorien beruhenden Schilderungen ebenso wie die darauf aufbauende Küchenmetaphorik durchaus als praxisnah beschreiben könnte. Dass die genannten Ausführungen im Wesentlichen immer um die Bemühung kreisen, Verdauung und innere Wärme durch eine Orientierung am Mittelmaß (*temperies*) unter Kontrolle zu halten, könnte man mit Stolberg als späten Ausläufer des antiken Strebens nach einer ausgeglichenen *Complexio* heißer und trockener Säfte begreifen.<sup>453</sup>

### *Die Entzündung des Leibes*

Besonders schwierig ist es, frühneuzeitliche Krankheitslehre und intentionelle Metapher beim Konzept der Entzündung zu unterscheiden, was nicht zuletzt daran liegt, dass es sich bis in die Medizin der Gegenwart erhalten hat und noch heute ganz erheblich von sprachlichen Bildern des Feuers konstituiert wird. Gerade das volkssprachliche Vokabular der Entzündung greift zum Großteil auf die traditionelle Bildlichkeit zurück: ist man einmal angesteckt, stellt sich die Entzündung oft hochakut mit brennenden Schmerzen ein. Manchmal schwelt sie aber auch fast unbemerkt, nur um gerade, wenn man sich fast genesen wähnt, noch einmal aufzuflammen. Viel Zeit wird aufgewendet, um den sogenannten Entzündungsherd ausfindig zu machen, der sich bisweilen als eingeschmolzener Prozess herausstellt. Gefürchtet ist bis heute der Gasbrand, das Sodbrennen dagegen ist den meisten kaum mehr als lästig: Wir sehen, die Liste bildlicher Formulierungen ist lang.

---

<sup>450</sup> Ibid., S. 131-133.

<sup>451</sup> Stolberg (2015a), S 69: So klagt der Patient über einen kalten Magen und eine hitzige Leber.

<sup>452</sup> Stolberg (2003), S. 191.

<sup>453</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 190.

Begrifflich geht die Entzündung laut Maria Wolman auf das griechische Wort *Phlegma* (Brand) zurück, eine Ableitung des Verbs *phlego* (brennen).<sup>454</sup> Versteht das Corpus Hippocraticum sie noch relativ lapidar als einen pathologischen Zustand, der mit einer Überwärmung einhergeht,<sup>455</sup> erfährt die Entzündung im Werk des Galen eine ausführliche säftespezifische Differenzierung.<sup>456</sup> Bis in die Frühe Neuzeit folgten etliche Anpassungen an den Zeitgeist der jeweiligen Epoche, ohne jedoch im Zuge der Abstrahierung die ursprüngliche Bildlichkeit aufzugeben: Noch Sydenham und Zeitgenossen begriffen die Entzündung so, dass „sie mit ihrem Namen zugleich etwas von ihrem Wesen verbanden“, wie Wolman bemerkt.<sup>457</sup>

Was das Konzept bis heute maßgeblich am Leben hält, sind seine sinnlichen Komponenten, die in direkter Analogie zum Feuer stehen. Der römische Gelehrte Aulus Cornelius Celsus definierte die Entzündung (*inflammatio*) beispielsweise anhand vierer von fünf bis heute gebräuchlichen Kardinalsymptomen: Rötung (*rubor*), Schwellung (*tumor*), Überwärmung (*calor*) und Schmerz (*dolor*).<sup>458</sup> Nicht allein Rötung und Überwärmung wecken dabei Assoziationen an ein inneres Glühen. Gerade in Bezug auf die Schmerzwahrnehmung verhält sich die Entzündung in Analogie zu einem buchstäblichen Feuer.

Auch und vor allem unter frühneuzeitlichen Patienten waren feuerbesetzte Krankheitsvorstellungen äußerst beliebt. Laut Michael Stolberg gehörten unnatürliche Hitzeempfindungen in zeitgenössischen Patientenzeugnissen des 18. Jahrhunderts zu den häufigsten Beschwerden überhaupt, wobei sie sich im Einzelnen sogar bis hin zur Wahrnehmung einer innerlichen Verbrennung versteigen konnten. Von derartigen Gedankenausschweifungen hielt man sich als Arzt freilich fern, machte aber gleichwohl eine Ansammlung hitziger Krankheitsmaterie verantwortlich.<sup>459</sup>

Zwei wegen ihrer Letalität besonders gefürchtete Formen von Entzündung fielen derweil eher in die Domäne der handwerklichen Wundärzte, deren volkssprachliche

---

<sup>454</sup> Vgl. Wolman (1960), S. 13. In der medizinischen Fachsprache wird sich der Begriff *Phlegma* allerdings ausgerechnet als Bezeichnung für den kältesten Körpersaft durchsetzen, während die ursprüngliche Bildlichkeit eher im Konzept der *Phlegmone* erhalten bleibt. S. 16-17.

<sup>455</sup> Vgl. *ibid.*, S. 13-15.

<sup>456</sup> Vgl. *ibid.*, S. 18.

<sup>457</sup> *Ibid.*, S. 28.

<sup>458</sup> Celsus/*Centre Traditio Litterarum Occidentium* (2010), S. 92: „*Notae vero inflammationis sunt quatuor, rubor et tumor, cum calore et dolore.*“

<sup>459</sup> Vgl. Stolberg (2003), 189ff.

Nomenklatur die unmittelbare Bildlichkeit von Feuer und Asche heraufbeschwört: Gemeint ist der heiße (gangraena) sowie der daraus hervorgehende kalte Brand (sphacelus). Während Fabry ersteren der damit verbundenen Hitzeempfindung wegen „heiss[...]“ nennt<sup>460</sup> und als eine „anfahende [= beginnende] ersterbung“ des entzündeten Gewebes versteht, sei letzterer eine „volkomliche vnd gantzliche ersterbung des orts das vorhin gebrandt hat“ und nun „erfaulet“.<sup>461</sup>

In den Ratgebern nun lässt sich teilweise die Neigung feststellen, die orthodoxe Krankheitskonzeption im Lichte der expliziteren Bildlichkeit der Vernakularsprache zu betrachten: Manche Ärzte vermitteln ihren Lesern das Konzept der Entzündung nämlich als einen inneren Brand, der den bis zum Hals mit leichtentzündlicher Materie angefüllten Leib in Schutt und Asche zu setzen droht. Gerade für das Verständnis der Kontagien, scheint diese bildliche Sprache ein nicht zu unterschätzendes Deutungspotential zu bieten.

Beginnen wir mit Victor Gregorii, der es als besonderes Merkmal der Pest betrachtet, dass sie „[d]en Jenigen so damit behafftet“ ein Körperteil, das sich gewöhnlich gerne seine Kühle bewahrt, nämlich „das Häupt[,] heftig entzündet“, und eine Reihe von Symptomen aus den Überlieferungen des griechischen Geschichtsschreibers Thukydides erläutert, die auf ein inneres Feuer schließen lassen: körperliche Hitze, Durst, rote Augen, Geschwüre und sogar orale Blutungen, welche zum Ausdruck bringen, dass die Säfte gleichsam Überkochen. Manche Opfer der attischen Pest hätten sich aus Verzweiflung und Durst in die Brunnen der Stadt gestürzt,<sup>462</sup> in der Hoffnung ihren inneren Brand dadurch zu löschen. Auch beim ungarischen Fieber assoziiert Bernhard Rottendorf die „vnnatürliche entzündung“ der Seuche mit einer Art von unkontrolliertem Kochungsprozess, indem er ausführt, es komme dabei zu „Hitz vnd vbersiedung deß Geblüts.“<sup>463</sup> Dass sich dieses Krankheitsfeuer allerdings von der natürlichen Kochung nicht nur hinsichtlich seiner Intensität unterscheidet, sondern auch des verantwortlichen Zündmittels, formuliert Jodocus Willich: Es diene ihm nämlich eine Flüssigkeit als Brennstoff, welche konzeptuell dem unreinen Pestgift

---

<sup>460</sup> Fabricius Hildanus (1593), S. 5.

<sup>461</sup> Ibid., S. 1-2.

<sup>462</sup> Gregorii (1636), S. 8.

<sup>463</sup> Rottendorff (1665), S. 4.

nahesteht: es sei die „faule feuchtigkeit [...] / welche bald wird angezündet“.<sup>464</sup> Damit nimmt er das vorweg, was viele seiner Kollegen den Zunder der Pest nennen werden, auf dessen Entstehung und metaphorische Implikationen ich noch im Detail zurückkommen werde. Johann Stentzel äußert die Befürchtung, dass wenn „der Leib erhitzet“ werde durch „täglich Volltrincken“, im Rahmen der Pest sogar „das Geblüt angezündt“ werden könne, wodurch dann „der Sucht der völlige Paß eröffnet“ werde.<sup>465</sup> Vom Entfachen der ersten Glut bis zum körperlichen Großbrand bildet die Feuermetaphorik den gesamten Krankheitsverlauf ab. Laut Henrich Schiller steigert sich das anfangs schwache Fieber durch die Ausbreitung des Pestgifts dermaßen, „daß bald hernach ein *continua* [anhaltendes Fieber] vnd stättiger giftiger Brandt draussen wirdt“.<sup>466</sup> Selbst der Theriak oder das Mithridat, sonst allseits geschätzte Gegengifte, würden in diesem Falle beim verwandten ungarischen Fieber nicht mehr helfen, sondern sogar im Gegenteil „das angezündete Fewr sehr zu heuffen pflegen“, wie Matthaeus Martini betont.<sup>467</sup> Und natürlich werden nicht nur die Seuchen mit einer Entzündung in Verbindung gebracht. So schreibt Wilhelm Fabry dem gichtkranken Berner Ratsmitglied Johann Rudolph Huber, dass seine „innere Glieder erhitzt/ das Geblüth (...) in den Adern vnd innern Gliedern entzündt“ werde, in seinem Fall allerdings erst sekundär durch schmerzbedingtes „Wachen vnd Vnruhe“.<sup>468</sup>

Bei all diesen Beispielen muss man sich jedoch immer wieder vergegenwärtigen, dass die Vorstellung, von der Krankheit innerlich verbrannt zu werden, nur bedingt metaphorischer Natur ist. Als empirisches Korrelat für das Ausmaß der inneren Hitze betrachtet Henrich Schiller neben dem Fieber schließlich auch die „eusserlichen Mahlzeichen/ Trüsen/ Apostemen [=Abszesse] vnd dergleichen“,<sup>469</sup> deren eingeschmolzene Materie ganz nach Art des verkochten Blutes ist, aus dem sie hervorgehen. Eröffnet man die „Carbunckel“, welche an der Körperoberfläche des Pestkranken häufig aufwallen, zeigt sich Michael Feige zufolge gar „das Fleisch

---

<sup>464</sup> Willich (1564), fol. A4v.

<sup>465</sup> Stentzel (1683), S. 60f.

<sup>466</sup> Schiller (1606), S. 16.

<sup>467</sup> Martini (1616), fol. H2r.

<sup>468</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 1301.

<sup>469</sup> Schiller (1606), S. 4.

darunter kohl schwarz vnd verbrandt“.<sup>470</sup> Etwas vorsichtiger äußert sich dagegen Wilhelm Fabry in einem Obduktionsbericht an den Berner Bürgermeister Anton von Graffenried zur Vorstellung einer buchstäblichen Verkochung, die ihm nur einen zaghaften Vergleich wert ist. Die Leber der unter seiner Therapie verstorbenen Patientin Johanna Pfeiffer war seinen Schilderungen zufolge zwar außen unauffällig,

„doch inwendig Trucken/ Dürr/ vnd gleichsam halber gekocht gewesen/ welches angedeutet/ daß ein grosse Hitz müsse vorhanden gewesen seyn. Daher ist kein zweiffel/ daß der vnaußlöschliche Durst kommen seye/ damit das Mägdlin von Jugend auff geplaget worden.“<sup>471</sup>

Offensichtlich rein illustrativer Art ist im Gegensatz dazu die in Ratgebern immer wieder auftauchende Erwähnung einer ziegelartigen Krankheitssubstanz. Victor Gregorii etwa schildert im Urin so mancher Seuchenpatienten „eine grobe rote Materia, wie zermalmeter Ziegelstein“ gesehen zu haben und schließt daraus auf „eine sonderbare *corruption* der *humorn*“.<sup>472</sup> Ebenso ist die Gichtmaterie Martin Pansa zufolge einem „Ziegel zu vergleichen“.<sup>473</sup> Auch hierbei ergeben sich Hinweise auf eine innere Verbrennung: „Vnd gleich wie aus einem zehen Erdreich ein harter Ziegel ausgebrennet wird: Also pflegt es auch im Menschlichen Leib zu zugehen“, schreibt Pansa und meint damit den zähen Schleim, der im Leib des Gichtkranken zu einer festen kalkigen Substanz koaguliere.<sup>474</sup> Der Patient könnte die unkommentierte Erwähnung einer ziegelsteinartigen Materie im Harn allerdings auch als Ausdruck einer Selbstdissolution betrachten, schließlich ist sein Körper, wie Johann Pistorius nach bekannter Bibeltradition betont, doch ebenso „von dem Schöpffer aus dem Erden-Klosse“ geformt.<sup>475</sup>

---

<sup>470</sup> Feige (1630), fol. C4r.

<sup>471</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 792.

<sup>472</sup> Gregorii (1636), S. 19.

<sup>473</sup> Pansa (1623), S. 210.

<sup>474</sup> Ibid., S. 81.

<sup>475</sup> Pistorius (1659), S. 10f; vgl. Luther, Biblia, 1545, 1. Mos, 2,7: „Vnd Gott der HERR machet den Menschen aus dem Erdenklos/ vnd er blies im ein den lebendigen Odem in seine Nasen/ Vnd also ward der Mensch eine lebendige Seele.“

## *Himmlische Feuer*

Das Krankheitsfeuer spielt sich allerdings nicht allein im Körper ab. Oft wird ihm in den Ratgebern eine himmlische Entzündung gegenübergestellt, die sich zum Menschen nicht nur spiegelbildlich verhält, sondern auch als mögliche Krankheitsursache diskutiert wird.

Wir hatten bereits bei Thomas Reinesius die „himmlischen Schüsse“ der Seuche kennengelernt.<sup>476</sup> Diesen gingen nach frühneuzeitlicher Ansicht nicht selten weit weniger metaphorische Feuerpfeile als Vorzeichen voraus. Der nassauische Arzt Jacob Tabernaemontanus etwa betrachtet es als erwiesene „vrsach vnd vobotten“ einer „zukünfftigen pestilentz“, wenn man vermeint, dass „die Stern schiessen vnnd herab fallen: Item so man fewr sicht vom Himmel herab fallen“<sup>477</sup> Feurige Himmelszeichen wurden schon im europäischen Mittelalter als böse Vorboten gewertet. Nicht nur wurde laut Bergdolt der Einzug der Pest im Italien des 14. Jahrhunderts von Berichten begleitet, die Seuche habe sich in China und Indien durch Feuerbälle angekündigt, die so groß wie Menschenköpfe auf das Land niedergereget seien.<sup>478</sup> Ganze Generationen frühneuzeitlicher Prognostiken bemühten sich nicht allein aus der Konstellation der Planeten, sondern auch anhand solcher Himmelserscheinungen Seuchen, Kriege und Wetterkatastrophen vorauszusagen, wie Wolf-Dieter Müller-Jancke weiß.<sup>479</sup> Unter der Fülle der Vorhersagen blieben in diesen unruhigen Zeiten auch Treffer nicht aus. Recht behalten sollten laut Wilson etwa jene Zeitgenossen, die nach Sichtung eines Kometen im Jahre 1618 schwere Verheerungen durch Krankheit und Konflikt befürchteten, welche im Zuge des Dreißigjährigen Krieges bald schreckliche Realität wurden.<sup>480</sup>

Ausgehend von dieser weltanschaulichen Grundlage gingen einige ärztliche Autoren dazu über, statt wie im medizinische Diskurs üblich von einer Fäulung (*Miasma*) alternativ von einer Entzündung der Luft zu sprechen, welche von den hitzigen

---

<sup>476</sup> Reinesius (1625), S. 34.

<sup>477</sup> Tabernaemontanus (1564), S. 5; vgl. van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol. B1r: „hin vnnd wider schiessende stern/ feürine facklen im lufft“.

<sup>478</sup> Vgl. Bergdolt (2011), S. 34f.

<sup>479</sup> Vgl. Müller-Jahncke (1985), S. 183.

<sup>480</sup> Vgl. Wilson (2009), S. 845.

Gestirnen selbst ihren „Funcken“ erhalten hat.<sup>481</sup> So sei die Luft unter anderem „durch vilfältige Comet-Sternen/ *casmata* [*sic*, wohl *χάσματα* = Erdspalten] vnd fewrige von dem Firmament fallende Flammen [...] *inficirt*“ worden, behauptet Johann Stentzel.<sup>482</sup> Und Johann Hager nennt als explizite Ursache für die Seuche der roten Ruhr, dass der „feurige *Mars*“ durch die Begegnung mit dem Planeten Saturn „die Lufft sehr entzündet“ habe.<sup>483</sup> Dies decke sich mit der Ansicht des Galen, dass eine Gefahr durch die Pest besonders dann drohe, „[w]ann die Lufft drucken vnd hitzig ist“, wie Victor Gregorii berichtet.<sup>484</sup> Auch wenn die genannten Schilderungen immer aus der Naturwelt zu kommen scheinen, sollte man allerdings ihren religiösen Subtext nicht aus den Augen verlieren, schließlich wird dem Feuer in der christlichen Symbolik nicht selten ein strafender Charakter beigemessen, wie Gernot und Hartmut Böhme betonen: Ob beim Brand von Sodom und Gomorrha oder in der Verheißung der Apokalypse, immer wieder zeigen sich himmlische Feuer als Bestandteil des göttlichen Gerichts.<sup>485</sup>

Darüber hinaus drohen die Funken der Pest auch aus der Tiefe: gemeint sind die aus Erdspalten oder stehendem Wasser emporsteigenden Miasmen, die in vielen Ratgebern anklingen. Johann Stentzel gelingt es in einmaliger Weise die Theorie der krankmachenden Fäulnisgase in das bildlichere Konzept der himmlischen Feuer miteinzuflechten. So mahnt er die Bürger, es dürfe das „Nacht=Wasser nit in die Gassen/ wo man zum meisten wandert/ außgegossen werden“, damit „nicht etwann der Lufft dardurch angezindt möge werden“.<sup>486</sup>

Von der Entzündung der Luft ist es dabei nicht mehr weit bis zur Entzündung des Menschen. Wie selbstverständlich hat sich hierfür der Begriff der Ansteckung etabliert, der bis in die Gegenwart nichts an seiner Popularität eingebüßt hat. Als volkssprachliches Pendant zum Begriff der „Infektion“ (lat. *inficere*: tränken, färben, beflecken) führt er eine inzwischen konventionalisierte Feuermetaphorik ein, welche

---

<sup>481</sup> Schiller (1606), S. 4.

<sup>482</sup> Stentzel (1683), S. 13f.

<sup>483</sup> Hager (1676), S. 7f.

<sup>484</sup> Gregorii (1636), S. 12.

<sup>485</sup> Vgl. Böhme/Böhme (2004), S. 287.

<sup>486</sup> Stentzel (1683), S. 22.



dem lateinischen Lehnwort nicht zu eigen war.<sup>487</sup> Bezogen auf das Genre der frühneuzeitlichen Pestschriften wären der Marburger Medizinprofessor Christian Crocius zu nennen, der den Begriff der „ansteckenden Seuche“ als Synonym zum eher fachsprachlichen Begriff der „contagiösische[n] Kranckheit“<sup>488</sup> gebraucht oder der Leibarzt Johann Wilhelm von Mannagetta, der selbige sogar noch expliziter als eine „fewrig/ ansteckende Krankheit“ spezifiziert.<sup>489</sup> Das Konzept des Kontagions als kontaktvermittelte Übertragung krankmachender Materie kann sich der Patient folglich vorstellen als die Weitergabe eines Feuers: Vom Himmel und aus der Erde gelangt es in die Welt der Mensch, entzündet hier erst die Luft und wandert bald von Haus zu Haus. Die Epidemie wird damit zum Flächenbrand, der ganze Länder zu entvölkern imstande ist. So habe die Pest in den Worten Michael Feiges „nicht allein gantze Dörffer vnd Städte/ sondern auch Länder angestecket.“<sup>490</sup> Aber auch das Konzept des Miasmas weist mit dem des Seuchenfeuers Überschneidungen auf, schließlich verhalten sich die gedachten Dünste<sup>491</sup> nicht anders als Rauchgas und Funkenregen. Nicht eindeutig zuzuweisen bleibt so Balthasar von Güldenklees Mahnung, Pestkranke nur auf dem Dachboden unterzubringen, „damit die Gifft, so von ihnen ausgehet nicht von unten auff das gantze Hauß anstecke, sondern zum Dach oder Oberfenstern hinausziehe.“<sup>492</sup> Ist die Pest hier nun ein giftiger Dunst oder ein funkender Rauch, der in den Leibern der darüberliegenden Bewohner ein Feuer entfacht? Greifbarer ist das Bild vom Pestfunken allemal. So eindrücklich sogar, dass etliche Pestpatienten eine „blau schwefflichte Flamme“ beobachtet haben wollen, die sie mit der Seuche „angefallen habe“, wie der Leibarzt Johann Wilhelm von Mannagetta berichtet. Die Domäne der Metapher lassen solche Schilderungen weit hinter sich. Mannagetta dagegen weist die Vorstellung eines buchstäblichen Feuers dank seiner exzellenten Vorbildung weit von sich. Er selbst bevorzugt den Begriff des giftigen Dunstes und hält

---

<sup>487</sup> Ursprünglich handelt es sich bei „infectio“ um einen Begriff aus dem Färberhandwerk. Seine übertragene Bedeutung in der medizinischen Fachliteratur erklärt sich folgendermaßen: So wie nur wenige Farbtropfen genügen, um einen ganzen Kessel mit Wasser einzufärben, reicht ein flüchtiger Kontakt mit der Krankheitsmaterie, um den ganzen Körper in Fäulnis zu versetzen. Vgl. Temkin (1977), S. 457, 463.

<sup>488</sup> Crocius (1666), fol. A2r-v.

<sup>489</sup> Mannagetta (1679), S. 2.

<sup>490</sup> Feige (1630), fol. B2v.

<sup>491</sup> Vgl. Tabernaemontanus (1564), fol. 1r: Nichts anderes sei die Pest als ein „vergifteter Dunst“.

<sup>492</sup> Güldenklees (1691), S. 782.

die Analogie zum Feuer nur über einen Vergleich aufrecht: „nicht anderst/ als ein angezündter Brandwein“ sei jener von „blawbrennende[r]“ Art.<sup>493</sup> Dies deckt sich mit den Berichten des Adam von Lebenwaldt, der im selben Zusammenhang von „blauen Wölcklein“<sup>494</sup> spricht – eine nur allzu deutliche Manifestation der Miasmentheorie. Dieser Befund ist nicht nur ein Beispiel dafür, wie deutlich die kulturelle Prägung unsere Wahrnehmung formt. Er zeigt auch, wie zwiespältig die Haltung der Ärzte in ihrem Umgang mit einem Konzept ist, das keine klare Position bezieht zwischen Metapher und wahrgenommener Wirklichkeit.

### *Der Zunder der Krankheit*

Wie aber gelingt es der Krankheit, dass „auß dem glimmenden Funcken“, als welcher sie in die Welt gekommen ist, „ein Flamb vnd Feuer“ entsteht, wie es Heinrich Schiller beschreibt?<sup>495</sup> Wer sich bereits einmal darin versucht hat, ein Feuer ganz ohne moderne Werkzeuge wie Feuerzeug oder Streichholz zu entfachen, weiß wohl darum, wie mühselig es sein kann, fehlt das entsprechende Material, um den Funken zu empfangen. Hierzu verwandte man zu damaliger Zeit den Zunder aus getrocknetem und mit Lauge versetzten Feuerschwamm oder verkohlten Pflanzenfasern.<sup>496</sup> Aus diesem Bereich also ist der medizinische Begriff der *fomites* (Zunder) entlehnt, worunter man laut Johann Werfring solche Materialien verstand, die den Pestfunken zu bergen und als Vektor auf den Menschen zu übertragen imstande sind.<sup>497</sup> Schon in der Fachprosa der Renaissance war er Vivian Nutton zufolge in Gebrauch, wenn auch allein in metaphorischer Weise,<sup>498</sup> was den venezianischen Arzt Girolamo Fracastoro allerdings dazu veranlasst haben soll, ein theoretisches Konzept daraus zu entwickeln. So unterscheidet er in seinem Werk „*De contagione*“ zwischen drei Arten der ansteckenden Seuchen. Während die einen allein durch direkte Berührung übertragen

---

<sup>493</sup> Mannagetta (1679), S. 33.

<sup>494</sup> Lebenwaldt (1695), S. 290.

<sup>495</sup> Schiller (1606), S. 22.

<sup>496</sup> Vgl. DWB, „zunder“.

<sup>497</sup> Vgl. Werfring (1999), S. 127.

<sup>498</sup> Vgl. Nutton (1983), S. 25.

würden,<sup>499</sup> verbreiteten sich andere außerdem auch indirekt über einen Zunder (*fomes*) als Träger,<sup>500</sup> worunter er vor allem poröse Materialien wie Textilien und Holz rechnet.<sup>501</sup> Neu war sein Ansatz in der Praxis indes nicht, schließlich verbot man laut Palmer schon während der norditalienischen Pestzüge des Mittelalters den Handel mit gebrauchten Textilien<sup>502</sup> – anscheinend auch ohne entsprechendes Zunderkonzept. Ein solches thematisieren die meisten Autoren der frühneuzeitlichen Seuchenschriften allenfalls in abgewandelter Form:

„Wie oft hat mans Leider erfahren/ daß durch Kleider/ Wahren und andern Sachen die Pest ist eingeschlichen/ weilen der Pest=Zunder darinn verborgen gewest/ ja man kann solchen Zundern in den Kleidern mit sich herum tragen/ daß er nicht seinen Herrn/ aber wol einen andern inficiren kan“,<sup>503</sup>

klagt etwa Adam von Lebenwaldt. Anders als Fracastoro beschreibt er nicht den Träger selbst als Zunder, sondern die kontagiöse Substanz, die zu bestimmten Trägermaterialien eine Affinität hat. Möchte man diesen „Zunder der Giff“ loswerden, muss man die entsprechenden Textilien laut Clement Cheiner schon mindestens in die kalte Luft hängen, wenn nicht gar auswaschen oder verbrennen.<sup>504</sup>

Neben der Konzeptualisierung des Zunders als Vektormodell, wurde der Begriff in anderem Zusammenhang allerdings auch weiterhin noch metaphorisch gebraucht, nämlich um die Prädisposition des Körpers gegenüber der Krankheit zu verdeutlichen. Als gefährdeten Leib nennen die Seuchenratgeber in diesem wie in vielen bereits dargestellten Fällen wiederum den unreinen Leib: er ziehe das Gift der Pest an sich, „gleich wie ein Zundel des Fewr zu empfangen fehic seynd“, erklärt Johann Stentzel.<sup>505</sup> Schon Giovanni Boccaccios „Dekameron“ drückt die Übertragung in einem ähnlichen

---

<sup>499</sup> Vgl. Fracastoro (1554), S. 142: „Alia enim contactu solo afficiunt“.

<sup>500</sup> Ibid., „alia praeter hoc & fomitem quoq; relinquunt, & per ipsum contagiosa sunt“.

<sup>501</sup> Ibid., „fomitem appello, vestes, ligna & eiusmodi“.

<sup>502</sup> Vgl. Palmer (1978), S. 18-22.

<sup>503</sup> Lebenwaldt (1695), S. 290; Genannte Gegenstände zählt auch Mannagetta zu den Dingen, welche „die Gelehrten einen Zunder heissen/ in welchen sich der giftige Pest=Funcken (...) kann auffhalten“. Mannagetta (1679), S. 34.

<sup>504</sup> Cheiner (1585), fol. C2v.

<sup>505</sup> Stentzel (1683), S. 14.

Gleichnis aus: So gehe die Pest vom Kranken auf den Gesunden über „[z]u gleicher weiß als das feuer in dem stro“. <sup>506</sup> Die ärztlichen Autoren dagegen verstehen den Zunder als einen flüssigen Brennstoff. Durch ein unordentliches Leben unter Missachtung der *sex res non naturales* fülle sich der Leib mit „vielen bösen vberflüssigen feuchtigkeiten“, wie es Bernhard Rottendorff schildert. Sie bildeten den „bösen vnd darzu disponirten Zündell“, durch welchen – um zur Hausmetapher zurückzukehren – den „giftigen ansteckenden Erbkranckheiten Thur vnnd Thor eröffnet wirt“. <sup>507</sup> In kriegerischer Manier äußert sich wiederum Martin Pansa, der die „shedliche[n] Feuchtigkeiten“ sogar als „das rechte zündpulver“ der Seuche bezeichnet. <sup>508</sup> Auch die Sorge um das Denken und Gemüt werden nach galenischer Lehre zur Diätetik gerechnet, weshalb Pansa auf die Gefahren von Melancholie und Furcht hinweist:

„[B]egucke nicht alle Todtenleiche/ imaginir dir was anders/ vnd rede von was lustiges. Denn die imagination ist gleich einem Bech/ sie klebt gern an/ vnnd ermpfahet gern feuer/ vnd wann sie anhebt zu brennen/ mag sie schwerlich außgelescht werden“ <sup>509</sup>

Die morphologische Analogie zwischen schwarzer Galle (*melancholia*) und klebrigem Pech trägt zur Greifbarkeit dieses Bildes nur allzu deutlich bei. Der vordergründige Rat derweil fand schon in mittelalterlichen Pesttraktaten seinen Widerhall und wurde von einigen Zeitgenossen in beinahe hedonistischer Weise beherzt, wie Klaus Bergdolt berichtet. <sup>510</sup>

Eine Synthese beider Zunderkonzepte verfolgt in seinem Ratgeber schließlich der Hanauer Arzt Henrich Schiller, indem er zwischen einem „innerlichen Zunder“ und einem äußerlichen differenziert. Letzteren nennt er

---

<sup>506</sup> Boccaccio (1860), S. 3.

<sup>507</sup> Rottendorff (1665), S. 9; vgl. Güldenlee (1691), S. 774: Ihm zufolge sollen jene Menschen, „welche viel böse Feuchtigkeiten bey sich haben/ die Giff als in einem Zunder gar leicht fangen“.

<sup>508</sup> Pansa (1614a), S. 13.

<sup>509</sup> Ibid., S. 12.

<sup>510</sup> Bergdolt (2011), S. 25.

„[a]lles was lück/ schmutzig vnd weych ist/ als Leynen/ Wüllen/ Seiden/ Beltz vnd Fedderweck/ Spinnweppe/ Zwieffeln/ Obs/ Speck/ Katzen/ Hundt/ Schweine/ schimlechte Dünste/ fette Gestäncke: ja auch Menschen/ welche alle die Gifft ohne oder mit ihrem Schaden fangen/ umbtragen vnd fortpflantzen können“.

Sein Konzept des äußerlichen Zunders, der als Trägersubstanz den indirekten Kontakt mit der giftigen Pestmaterie vermittelt, ist somit identisch mit jenem *fomes* des Fracastoro. Unter dem Begriff des innerlichen Zunders subsumiert Schiller dagegen alle von den meisten Ratgeberautoren genannten Prädispositionen, insbesondere „ein gewisse Vnreynigkeit in der grundtfeuchte deß Menschen“. Wenn in diesen innerlichen Zunder nun einige „Pestilenzische Funcken“ hineinfallen, welche „auß dem Erdtreich/ stinckenden Wassern/ Himmels-Zeichen/ Meteoris: oder auß Menge der inficierten Körper [...] in die Luft versetzt werden“, so sei auch eine „vngewöhnliche/ Art der Ansteckung“ nämlich jene über die Distanz möglich.<sup>511</sup> Damit greift er Fracastoros drittes Konzept der Übertragung von kontagiösen Seuchen auf<sup>512</sup> und passt es in die gängige Zundermetaphorik seiner Kollegen ein. Denn bei Fracastoro ist es genau genommen kein innerlicher Zunder, welcher den Pestfunken anzieht und fängt, sondern allein die Macht der Sympathie,<sup>513</sup> welche innerhalb der meisten Ratgeber durch die Entsprechung von unreiner Krankheitsmaterie und unreinem Körper nur implizit zum Tragen kommt. Schillers ambitionierte Ausführungen stellen den Versuch dar, eine fachliche Systematik ohne wesentliche Vereinfachung in greifbare Bilder zu übersetzen und sich dabei auch noch auf etablierte und den Patienten wohlbekannte Metaphernsysteme zu stützen.

Die übrigen Ärzte gehen mit diesem Bild im Allgemeinen weniger dogmatisch um. Denn so prädestiniert das Konzept des Zunders für die kontagiösen Seuchen erscheinen mag, ist es letztlich eine krankheitsübergreifende Vorstellung, wie nicht nur Joachim Strupp in seinem Ratgeber betont: Nämlich sei besagte „böse feuchtigkeit (...) ein zunder (...) fast aller kranckheiten“.<sup>514</sup> Auf die briefliche Frage, wie er sich vor

---

<sup>511</sup> Schiller (1606), S. 10-11.

<sup>512</sup> Vgl. Fracastoro (1554), S. 142: „non contactu solo, non solo fomite, sed & ad distans etiam transferunt contagionem“.

<sup>513</sup> Vgl. French (2003), S. 165.

<sup>514</sup> Strupp (1564), fol. B8r.

den Gebrechen des Alters schützen könne, bekommt so auch Samuel lazueroto, der Gemeindevorsteher von Lausanne, zu hören, er solle sich vor den bösen Feuchtigkeiten hüten, die sich aufgrund des altersbedingt schwindenden inneren Feuers anzuhäufen pflegten. Denn aus ihnen kann Wilhelm Fabry zufolge „der Zunder vnd Samen werden/ darauß allerley Kranckheiten entstehen vnd erwachsen“.<sup>515</sup>

Darüber hinaus findet das Bild des Zunders rege Verwendung zur Erklärung des wunderlichen Auftretens von Rezidiven und Folgeerkrankungen. Verblieben nach einer Pesterkrankung „vergiftete materien und vberfluß im Leib“, könnten sie „leichtlich (...) anflimmern vnd ein newes fewer erwecken“, gibt etwa Martin Pansa zu bedenken.<sup>516</sup> Dabei zeigen sich deutliche Bezüge zu anderen metaphorischen Konzepten. So verwendet Balthasar von Güldenkee den Zunder als Pendant zum bereits erwähnten Sauerteig, indem er einem hypochondrischen Patienten mitteilt, von dessen letztem Anfall sei noch „ein fomentum oder Zündel gleichsam verblieben“, der nun „alles in seine verderbte Eigenschafft bringet, wie ein Sauerteig einen gantzen Teig anzusauern pflaget“.<sup>517</sup> Die Schnittmengen jener Konzepte sind nur allzu offensichtlich: Beide initiieren sie einen Prozess, ob nun Gärung oder Brand, der organisches Material unter Gas-, Rauch- und Wärmebildung umsetzt und dabei eine deutliche Ausbreitungstendenz aufweist.<sup>518</sup> Eine rezidivierende Erkrankung und die damit verbundenen Dünste lassen sich allerdings auch mit dem verwandten Gleichnis der zurückgebliebenen Glut glaubhaft vermitteln. Als Bildspender wählt Balthasar von Güldenkee diesmal das Bildfeld des dampfenden Herdfeuers:

„Wann das Feuer unten auff dem Herde gedempffet wird, so verschwindet der Rauch, welcher oben in dem Schornstein ist, gar leichtlich. Gleich wie aber das Feuer, wann es nicht gänzlich gelöscht, bald wieder zu brennen anfanget, und

---

<sup>515</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 703.

<sup>516</sup> Pansa (1614a), s. 6.

<sup>517</sup> Güldenkee (1691), S. 628.

<sup>518</sup> Gleiches zeigt sich im Straßburger Pesttraktat Philipp Imssers, der als Mathematiker und Astronom hier eher eine Außenseiterstellung einnimmt: Ein Ansteckung mit der Seuche sei unvermeidlich, wenn „ein grosse[r] Pestilentz / Zunder und Höffel [=Sauerteig]“ im Körper mit einer „vergiftete[n] Luft“ zusammenkämen, Imsser (1582), S. 3-5. Bleibt etwas von diesem „Höfel“ zurück, könne er auch nach einer scheinbaren Genesung „ein neue Pestilentz erwecke[n] / gleich wie ein füncklin Fewr in einem hauffen Aschen / den gantzen hauffen kan glüend machen“, Imsser (1582), S. 55.

*de novo* einen Rauch von sich giebet: Also diese *humores vitiosi*, so lange derselben noch etwas übrig, fangen stets auff's neue an zu *evaporiren*.<sup>519</sup>

In all diesen Fällen kann das Konzept des Zunders als Rechtfertigungsmittel für eine radikale Purgation herangezogen werden: Klebrig wie Pech, zäh wie Sauerteig und ausdauernd wie eine kräftige Glut stellt er sich halbherzigen Therapieversuchen entgegen.

### *Die Seuche als Stadtbrand*

Um es gar nicht so weit kommen zu lassen, wird die Gesundheitsvorsorge in den Seuchenschriften gerne mit einer Dringlichkeit propagiert, die sich aus der Analogie zum Stadtbrand schöpft und von militärischer Metaphorik begleitet wird. Schon Martin Luther vergleicht die Konsequenzen mangelnder Gesundheitsvorsorge für Privatperson und Gemeinde mit der Gefahr, „wenn ein haus ynn der stad brennete dem niemand werete“. Die Parallelen setzt er als offensichtlich voraus: „Denn was ist die Pestilentz anders denn ein fewr/ das nicht holtz vnd stro/ sondern leib und leben auffreisset.“<sup>520</sup> Beliebter Anknüpfungspunkt bei den Ärzten ist dagegen ein berühmtes lateinisches Zitat, mit welchem nicht nur Martin Pansa sein Vorwort schmückt:

„wie der Poet Horatius sagt:

Iam tua res agitur, paries cum proximus ardet: das ist/

Wann brennend wird deins Nachbarn Tach (=Dach)

Dein Schantz als dann nim wol in acht.“<sup>521</sup>

Auch Georg Grauchen begleitet seinen Aufruf, „sich auff diese seuche zu rüsten“, mit den Worten des Horaz.<sup>522</sup> Somit setzen sie die Seuche einer Feuersbrunst gleich, die über die städtische Gesellschaft hinwegfegt. Während Pansa den Vers in freier Übertragung versprichwörtlicht und die aufgeworfene Feuermetaphorik noch

---

<sup>519</sup> Gùldenkle (1691), S. 660.

<sup>520</sup> Luther (1527), fol. C2r.

<sup>521</sup> Pansa (1614a), fol. A4r; Im Original eigentlich: „Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet“, Horaz, Epist. I, 18, 85.

<sup>522</sup> Vgl. Grauchen (1607), fol. A3v.

mehrmals in seinem Ratgeber aufgreift, bleibt das lateinische Zitat bei Grauchen jedoch unkommentiert, für viele Leser somit unzugänglich und inhaltlich isoliert.

Johann van den Bosch dagegen verzichtet auf die wortgetreue Wiedergabe des Zitats, zugunsten einer besonders eindrücklichen Schilderung der Pestgewalt, die wir nun in ganzer Länge kennenlernen: „Diser grausam feind ruckt auch yetz gar zu der Stattmaur herzü/ es brinnent schon vnserer Nachbauren heüser. Zwar es muß ain sorgloser mensch sein der sich nit fürsicht inn mitten der flammen.“<sup>523</sup> In Krieg und Feuer wird Vorsicht zur handlungsleitenden Maxime, die über Leben und Tod entscheidet, schließlich kann „Gegenwehr“ laut Balthasar von Güldenlee nur derjenige leisten, der entsprechende Vorbereitungen getroffen hat, „sintemahlen es zu lange würde gewartet seyn/ wann das Feuer schon lichter Loh brennet/ von weitem Wasser zu holen“.<sup>524</sup> Natürlich ergibt sich die Nähe zur militärischen Metaphorik aus der Alltagserfahrung. Während Feuersbrünste schon in Friedenszeiten eine allgegenwärtige Gefahr für die frühneuzeitliche Stadt darstellten, avancierten sie durch das Bombardement mit brandverursachenden Geschossen im Belagerungsfall zu einem fast sicheren wenn auch vom Gegner nicht unbedingt beabsichtigten Schicksal, wie Daniel Hohrath betont. Entsprechende Anweisungen, Löschmittel in geeigneter Zahl bereitzustellen und die Dachböden von brennbarem Material zu befreien, gehörten zu allen Feuerordnungen.<sup>525</sup> Diese Logik lässt sich auch auf den Umgang mit dem Zunder im Leib anwenden, der so vehement propagiert wurde. Im Seuchenfall, das möchten die Ärzte in ihren Ratgebern verdeutlichen, sollen die Bürger wie bei einem Stadtbrand die ihnen zugeteilte Rolle im Dienst der öffentlichen Ordnung einnehmen und eingeübte Automatismen befolgen. Nicht umsonst gründet van den Bosch seine Anweisung auf der Trias aus Gebet, „gebürlicher Policey/ vnnd hailsamer Artzney“.<sup>526</sup>

---

<sup>523</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), fol. A3v.

<sup>524</sup> Güldenlee (1691), S. 773.

<sup>525</sup> Vgl. Hohrath (1996), S. 324.

<sup>526</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol. A3v.



## *Das Feuer dämpfen oder mit Feuer bekämpfen*

An dieser Stelle bleibt noch die Frage, ob eine Krankheit, die Himmel, Luft und Leiber entzündet, sich also nicht nur zeitweise wie ein Brand verhält, auch als solcher behandelt wird, nämlich durch pharmakotherapeutische Löschung. Solches geböte allein schon die galenische Tradition, nach deren Lehre eine hitzige Krankheitssubstanz mit kühlenden Mitteln zu beantworten sei (*Contraria contrariis*).<sup>527</sup> Was ich im Folgenden vorstellen möchte, entspringt daher weniger einer intentionellen Metaphorik als wiederum der natürlichen Bildlichkeit der zeitgenössischen Pathophysiologie. Gleichwohl werden wir auch hier bewussten Metaphern begegnen, welche durch eben diese Konzepte mitgeformt werden. Balthasar von Güldenlee fügt seinem Pestratgeber beispielsweise ein Rezept bei für „[k]ühlende und stärckende Säffte“, welche man sich auf Vorrat besorgen solle,<sup>528</sup> Bernhard Rottendorff rät gegen das ungarische Fieber zu „[s]afftreichen“ Speisen wie Salat, Äpfel und Birnen, die als feucht-kühl gelten,<sup>529</sup> und Christian Crocius warnt davor, in Seuchenzeiten Zwiebeln zu verzehren, da sie „hitzig und brennend“ seien.<sup>530</sup> Die meisten Autoren richten ihre Anweisungen allerdings weit weniger an der hitzigen Komplexion der Krankheit aus als an deren giftiger und fäulnisfördernder Eigenschaft oder sie Durchmischen beide Konzepte in eklektizistischer Manier: nun ist gerade das hitzige Mittel hilfreich. Die kühlenden Früchte Rottendorffs verwirft Crocius etwa als „leichtfaulend[...]“<sup>531</sup> und Henrich Schiller lässt sie ebenso wie Michael Feige nur zu, wenn sie durch „Gewürtz“, die eher als wärmend gelten, haltbar gemacht sind.<sup>532</sup> Den Verzehr von hitzigem Knoblauch und Zwiebeln empfiehlt Schiller wegen ihrer besonderen Kraft gegen das Pestgift sogar unbedingt.<sup>533</sup> Van den Bosch schließlich scheint die Primärqualität der Nahrung ganz gleichgültig, solange sie „ainen gütten safft“ gibt.<sup>534</sup> Dabei erweist sich

---

<sup>527</sup> Vgl. Rothsuh (1978), S. 195.

<sup>528</sup> Güldenlee (1691), S. 774.

<sup>529</sup> Rottendorff (1665), S. 156f.

<sup>530</sup> Crocius (1666), fol. A4v.

<sup>531</sup> Ibid.

<sup>532</sup> Schiller (1606), S. 37; vgl. Feige (1630), fol. E4r: Speisen und Getränke sollen „mit Gewürtz vnd andern der Pest vnd Feulung widerstehenden Sachen zugerichtet werden“.

<sup>533</sup> Schiller (1606), S. 38.

<sup>534</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), fol. B3r.

das simple Prinzip, dass ein Fäulnisprozess durch Feuer unterbrochen werden kann, einem jeden Patienten einleuchtend, schließlich begründet es die wichtigsten Techniken der Konservierung. Je mehr sich der Vorgang dem Feuer dabei selbst nährt, desto wirkungsvoller erscheint sein Potential gegenüber der Seuche: Zur Speise zieme sich „bratens [...] besser als gesottens“, da „in Summa besser was trucken. Als wz feücht ist“, behauptet van den Bosch.<sup>535</sup> Henrich Schiller geht das noch nicht weit genug. Er setzt neben Hitze auf die Reinheit der Luft, denn „[w]as in Pfannen oder Töpfen hart zu gedämpffet/ gekochet oder gebraten wirdt/ ist bey weytem nit so gesund/ als was mit Lufft vnd an offenem Feuer bereydet wirdt.“<sup>536</sup> Die diätetischen Anweisungen könnte man also in Bezug auf das Konzept des Seuchenfeuers als sehr heterogen bezeichnen.

Ein weit wichtigeres Mittel wider die Pest stellten wohl auch öffentliche Maßnahmen dar, die der inneren Entzündung einen äußeren Brand entgegensetzen. Diese dürfen in keinem Ratgeber fehlen: „Morgens und abends muß auff den Gassen ein Loh=Feuer auß Eichenholtz und Laub/ oder Wachholder=Stauden angesteckt werden“, rät beispielsweise Christian Crocius.<sup>537</sup> Meist finden dabei Materialien Verwendung, die einen wohlriechenden Rauch ausstoßen, denn gemäß verbreiteter Vorstellungen wird die Luft dadurch von fauligen Miasmen gereinigt.<sup>538</sup> Balthasar von Güldenkee dagegen betont die kathartische Wirkung der Hitze selbst: durch nichts könne die Luft besser „gereiniget werden/ als durchs Feuer“,<sup>539</sup> welches das Pestgift „mercklich verzehret“.<sup>540</sup> Nicht immer wird das öffentliche Feuer jedoch als eine Maßnahme gegen die Fäulnis der Luft bezeichnet. Auch wenn man es eher mit dem Konzept des Seuchenbrandes hält, kann das Feuer seine heilsame Wirkung entfalten, und zwar über die Logik des Brennstoffentzugs. Adam von Lebenwaldt nennt zu diesem Zwecke das Vorbild des Hippokrates: Jener „vertilligte den eingerissenen Pest-Zunder durch Anzündung deß Feuers/ Reinigung des Luffts/ und erhielte also dadurch gantz

---

<sup>535</sup> Ibid., fol. B3v.

<sup>536</sup> Schiller (1606), S. 36.

<sup>537</sup> Crocius (1666), fol. A3v; vgl. Feige (1630), fol. D4v; vgl. Rottendorff (1665), S. 171.

<sup>538</sup> Vgl. Bergdolt (2011), S. 28.

<sup>539</sup> Güldenkee (1691), S. 775.

<sup>540</sup> Ibid., S. 782.

Griechenland“.<sup>541</sup> Während sich der Zunder der Krankheit von deren eigenen Funken also jederzeit in Brand setzen lässt, wird er von einem buchstäblichen Feuer lediglich aufgebraucht. Eine wichtige Rolle für den Stellenwert solcher Maßnahmen spielte neben der Autorität des Asklepiaden gerade in der öffentlichen Wahrnehmung sicherlich auch die biblische Symbolik des Feuers – vornehmlich seine Eigenschaft, von Sünden zu läutern<sup>542</sup> – schließlich waren die Holzstöße der Pestfeuer nicht die einzigen Scheiterhaufen, die man auf Stadtplätzen zu jener Zeit entfachte. Von anderer jedoch gleichfalls als reinigend empfundener Art war dagegen das eher metaphorische Feuer des tief empfundenen Glaubens: Noch besser als das hippokratische Feuer wirken wider die Pest nämlich nur „Frommer Herten Seufftzer Flammen die aus wahrer Andacht stammen“, wie es Adam von Lebenwaldt formulierte.<sup>543</sup>

Zuletzt soll ein Umstand nicht länger unkommentiert gelassen werden, der manchen Leser möglicherweise schon seit Beginn des Kapitels irritiert, nämlich dass mit Wilhelm Fabry ausgerechnet ein handwerklich gebildeter Wundarzt in so ausführlicher Weise zu Wort gekommen ist. Zum einen eignen sich die sprachlichen Bilder seiner Briefe inhaltlich besonders gut, um die Darstellung ärztlicher Metaphorik abzurunden, da sie mit derselben weitestgehend überstimmen, zum anderen weist die verhältnismäßig große Fülle feuerassoziierter Sprachbilder Fabrys auf einen Unterschied, der wohl mit seiner praxisbedingten Nähe zum Feuer begründet ist. Nämlich scheinen die Wundärzte einem Berufsstand anzugehören, dem man in der Frühen Neuzeit nachsagt, das Krankheitsfeuer gleichsam mit der reinigenden Kraft des Feuers selbst zu bekämpfen. So rechnet es schon das „Ständebuch“ zu den Fähigkeiten des „Balbierer[s]“, dass er „[d]en Brandt leschen“ könne.<sup>544</sup> Welche Methoden standen ihm dafür zu Gebote? Traditionell vor allem scharfe und heiße, wie das Schneiden oder Kauterisieren, die aus der Patientensicht nicht nur vorzeitige Schlaglichter auf die Qualen des Purgatoriums warfen, sondern gemäß der Symbolik des Feuers eben selbst purgierende Eigenschaften besitzen sollten, wie Lobenstein-Reichmann

---

<sup>541</sup> Lebenwaldt (1695), S. 4f.

<sup>542</sup> Luther (1545), Sach. 13, 9; Mal. 3, 2+3.

<sup>543</sup> Lebenwaldt (1695), S. 6.

<sup>544</sup> Amman/Sachs (1568), fol. O3r.

betont.<sup>545</sup> So rät auch Wilhelm Fabry einem gichtkranken Berner Rat sich eine Fontanelle brennen zu lassen, da sein Blut „entzündt“ sei.<sup>546</sup> Nach galenischer Lehre geschieht dies, um über die entstandene Öffnung eine hitzige Krankheitsmaterie auszuleiten. Auf Basis der anhängigen Feuermetaphorik bietet der Pariser Chirurg Mondeville allerdings auch einen alternativen Erklärungsansatz: Nämlich provoziere der heiße Kauter einen Kampf zwischen der natürlichen Hitze des Körpers und der potenziellen Hitze des Heilmittels, durch welchen schädliche Dämpfe verdunstet und böse Feuchtigkeiten verzehrt würden.<sup>547</sup> Das buchstäbliche Feuer der Therapie entzieht somit der Entzündung im Körper den Unterhalt: ihr Brand muss verlöschen. Die Entzündung präsentiert sich in den Ratgebern somit in einem Kontinuum zwischen medizinischem Konzept und Metapher. Keineswegs ist sein Feuer identisch mit der Hitze des Purgiereisens oder dem Brand eines Scheits, aber auch als medizinisches Konzept hat es nur in Teilbereichen Gültigkeit. Martini etwa nennt die Begriffe „innerliche Entzündung/ vnd Feulung“ bei der Pest zwar als Synonyme, die damit verbundene Wahrnehmung eines inneren Brennens versteht er dagegen nur mit einem „gleichsam“.<sup>548</sup> Ein Feuer bleibt es damit nur im übertragenen Sinne.

### *Die Quellen des Lebens*

Da die etablierte Medizin der Frühen Neuzeit auf den Lehren der Humoralpathologie fußt, ist es kein Wunder, dass den Körperflüssigkeiten in den Ratgebern eine immense Bedeutung zugestanden wird. Welche metaphorischen Implikationen aus der traditionellen Physiologie hervorgehen und von den Autoren zur erläuternden Darstellung nutzbar gemacht werden, möchte ich im Folgenden kurz aufzeigen. Dabei wechseln sich physiologische Vorstellungen von Reinheit und stetem Fluss mit krankhaften Bildern des Stillstands, der Fäulnis aber auch des reissenden Wassers.

---

<sup>545</sup> Lobenstein-Reichmann (2015), S. 56.

<sup>546</sup> Vgl. Fabricius Hildanus (1652), S. 1301.

<sup>547</sup> Pouchelle (1990), S. 158.

<sup>548</sup> Martini (1616), fol. B4r.

Betrachtet man die metaphorische Konzeptualisierung des Körpers im Bildfeld des Wassers, so herrschen Metaphern der Frische und des wohltemperierten Strömens vor. Zentral ist in diesem Denken seit der Antike die Metapher der Quelle, die je nach Autor auf verschiedene Organe angewendet wird. Während Aristoteles laut Høystad noch davon ausgeht, dass das Blut im Herzen gebildet wird und von dort in die Glieder strömt, schreibt Galen ihm nur noch die Eigenschaften einer Wärmequelle zu.<sup>549</sup> Dennoch wurde das Herz auch in der mittelalterlichen Physiologie noch als strömende Quelle des Körpers konzeptualisiert, wie Pouchelle berichtet.<sup>550</sup> Auf diese Tradition greift Bernhard Rottendorff zurück, wenn er das Herz in seinem Ratgeber den „Brunnen des Lebens“ nennt. Grundlage davon sind die Lebensgeister, welche vom Herzen „bereitet/ vnd in den gantzen Leib/ vermittelt der Pulß-Ader ergossen vnd außgetheilet werden/ damit allen Gliederen ihre lebhefftigkeit erfrischt vnd erhalten werde“.<sup>551</sup> Als zentral für die damalige Physiologie gilt auch die Leber. Jene bezeichnet Leonhard Thurneysser gemäß Galens Umsiedelung der Blutbildung „als ein fontem, brun vnd vrsprung des geblüts“.<sup>552</sup> Die Metapher der Quelle kann allerdings mehr als nur Kausalitäten ausdrücken – eine Funktion, die sie im Übrigen auch in den Dienst der Krankheit stellt.<sup>553</sup> Reinheit und schöpferisches Fließen der Quelle sind schließlich Sinnbilder für Ordnung, Gesundheit und Leben. Nicht mit dem Leben vereinbar ist dagegen auf Dauer alles, was sich dieser Ordnung widersetzt. So war der Körper gerade in der Physiologie des ausgehenden 17. Jahrhunderts ein hydraulisches Machwerk voller Röhren, die von einem wohltemperierten Fluss durchströmt waren – eine für den damaligen Bürger durchaus naheliegende Vorstellung, die in den hölzernen Wasserleitungen<sup>554</sup> und Pumpsystemen<sup>555</sup> der größeren Städte, ihre greifbare Entsprechung fand.

---

<sup>549</sup> Vgl. Høystad (2006), S. 54-56.

<sup>550</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 163.

<sup>551</sup> Rottendorff (1665), S. 7.

<sup>552</sup> Thurneysser (1571), S. 44.

<sup>553</sup> „Brunnquell des Vbels“ nennt Pansa etwa die krankhaften Flüsse, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, Pansa (1625), fol. A8r.

<sup>554</sup> Vgl. Hoffmann (2000), S. 101-105.

<sup>555</sup> Ibid., S. 114-124.

## *Stilles Wasser und Sündenpfehl*

Wie ich bereits erwähnt hatte, verband sich die Vorstellung einer Stockung des inneren Flusses mit der Angst, krankhafte Stoffe nicht mehr loszuwerden. Die Überzeugungskraft dieses Konzeptes lag nicht nur in seiner Bildlichkeit, sondern gerade auch seinen sinnlich nachprüfbareren Komponenten. Nach Ansicht Michael Stolbergs lieferte beispielsweise der Schweiß durch seinen üblen Geruch einen derart nachvollziehbaren Beweis seiner Fähigkeit, den Körper von fauligen Flüssigkeiten zu entledigen, dass sein Versiegen noch im 19. Jahrhundert Unruhe hervorrief.<sup>556</sup> Doch das Ringen um eine Ausführung krankhafter Materie war nicht die einzige Sorge, mit welcher der frühneuzeitliche Mensch sein inneres Fließen betrachtete: Dem Stillstand selbst schrieb man fatale Eigenschaften zu, was jedoch nicht allein in dessen Symbolkraft begründet liegt, den Zeitpunkt der ewigen Ruhe vorwegzunehmen. Er ist gleichzeitig Ursache und Zeichen körperlicher Fäulnisprozesse. Ein schönes Sinnbild dieses Antagonismus von Bewegung und Stillstand findet sich etwa in Mondevilles Gegenüberstellung von frischem Blut als windgekräuseltem See und dem Eiter als stillem Wasser am Seegrund, wie Pouchelle berichtet.<sup>557</sup>

Einen solchen Morast wähnt Martin Pansa auch im Körper seiner Gichtpatienten: Tatsächlich sei deren Blut vergleichbar „mit den pflichten stillstehenden Wassern, welche *propter absentiam motus* eine Feulung gewinnen“. Diese Anschauung führt er nicht als bloße Behauptung ins Feld, sondern als Erfahrung mit zwingender Beweiskraft: „Ich habe oft gesehen/ wie der *podagricanten* außgelassenes Blut *in superficie* eine zehe Haut bekommen/ (...) davon das Blut gleichsam mit einem Spinnenwebe vmbzogen vnd vmbfangen wird“.<sup>558</sup> Ein jeder Patient kann bei seinem nächsten Aderlass nun nachprüfen, ob sein Blut nicht auf ähnliche Weise zur Stockung kommt. Die Assoziation zwischen körperlichem Niedergang und der zur Todsünde erhobenen Trägheit hat sich in zahlreichen Sprichwörtern niedergeschlagen und beherrscht nicht zuletzt das semantische Spektrum von Wörtern wie „faul“. Mit großem Widerstand muss Pansa daher nicht rechnen, wenn er die inneren Flüsse durch äußerliche Bewegung zu befördern rät mit der Begründung, dass es „gar vngesund

---

<sup>556</sup> Vgl. Stolberg (2012), S. 512-515.

<sup>557</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 163.

<sup>558</sup> Pansa (1623), S. 389.

sey am Tage zu Bette ligen/ im Schimmel vnd Rost gleichsam verderben/ vnd als ein stillstehendes Wasser faullentzen“.<sup>559</sup> Der „müssiggang“, mahnt auch Elias Anhart, mache „ein meng der fluß oder vbrigen faulen gebluets“. Weitere Sinne seiner Patienten spricht er mit seiner Beweisführung *per analogiam* an:

„[S]olchs spürt man auch an aim wasser/ so still/ vnd nicht bewegt wirdt/ als da sein/ See/ pfützen/ lackhen/ vnd dergleichen/ welche nicht allain sehr vbel schmecken/ sonder auch gewliche/ stinckende/ gifftig / faule thier geben vnd ernehren/ als Kröten/ Nattern ec.“<sup>560</sup>

Als ebenso relevant für Fäulnisprozesse gilt neben der Kinetik aber auch das quantitative Verhältnis der Flüssigkeit zur Gesamtheit des Körpers. Schon im Mittelalter fürchtete man Pouchelle zufolge ein Übermaß an Feuchtigkeit weit mehr als die mit dem höheren Lebensalter assoziierte Trockenheit.<sup>561</sup> So empfehlen die Seuchenratgeber auch stets die „*Außlährung* deß in dem Leib steckenden *Vberflusses*“, wie es Johann Stentzel formuliert hat,<sup>562</sup> damit sich die Seuche, so Thomas Reinesius, aus diesem Überfluss nicht „*schöpfen*“ könne.<sup>563</sup> Die moralische Implikationen sind derweil dieselben, denn innerlich bis zum Hals angefüllt mit unreinem Überfluss ist der frühneuzeitliche Mensch nicht zuletzt durch sein verdorbenes Leben: So nennt Stentzel auch „*vnsere Sünden vnd Laster/ worinnen wir biß über die Ohren watten*“ als theologische Ursache der Pest.<sup>564</sup> Doch wo der Niederschlag nicht abreißt, kann sich ein stilles Wasser auch in sein Gegenteil verkehren: bald schon gerät der Körper in gefährliche Stromschnellen.

---

<sup>559</sup> Ibid., S. 44.

<sup>560</sup> Anhart (1560), fol. D1v.

<sup>561</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 163.

<sup>562</sup> Stentzel (1683), S. 15.

<sup>563</sup> Reinesius (1625), S. 9.

<sup>564</sup> Stentzel (1683), S. 10.

## *Wildes Wetter und böser Fluss*

Die Bedeutung der Flüsse als Krankheitsursache hatte ich in meinen Ausführungen zur Bedeutung von Abgrenzung und Offenheit des Körpergebäudes bereits angesprochen. Als medizinisches Konzept waren die Flüsse bei Ärzten wie Patienten gleichermaßen beliebt und wurden unter anderem dazu herangezogen, die heftigen Schmerzen und Schwellungen zu erklären, die sich im Zuge von Gliederleiden einstellen konnten. So versäumt es weder Martin Pansa bezüglich der Gicht eines fürstlichen Rates „den Flüssen die größte Ursache zu *attribuieren*“,<sup>565</sup> noch vergisst es Pistorius, seinen Lesern gegenüber den antiken Namen des Gelenkschmerzes zu erwähnen, um dabei auch auf seine bildliche Bedeutung zu sprechen zu kommen: „die *Medici Barbari* nennen ihn *Guttam*, [lat. Tropfen] gleich als wann diese Schmerzen wie ein Fluß Tropfen-weiß anfielen“.<sup>566</sup> Auch Balthasar von Güldenlee führt ein nicht näher beschriebenes Leiden des Belgarder (Białogard) Kämmerers Peter Droesius auf sogenannte Flüsse zurück, die sich „bißweilen in die Schultern und Rücken, bißweilen in die Arm und Schenckel ergiessen“.<sup>567</sup>

Der Einfluss dieser Vorstellung war also enorm, Stolberg zufolge handelt es sich sogar um eines der wichtigsten Krankheitskonzepte überhaupt. Mit dem gleichnamigen Fließgewässer hat die ursprüngliche Bildlichkeit allerdings wenig gemein. In der traditionellen Lehre bezeichnet der „Fluss“ die Bewegung verdorbener Krankheitsstoffe im Körper. Es handelt sich dabei in der Regel um Dämpfe aus dem Magen, die im kühlen Hirn kondensieren und an den Ort des Krankheitsgeschehens hinabfließen.<sup>568</sup> Was für die Ärzte dabei entscheidend war, ist die chemische Eigenart des Flusses, dem eine salzig-scharfe Qualität zugeschrieben wurde, während Patienten eher seine Beweglichkeit als charakteristisch ansahen.<sup>569</sup>

Vielleicht geschieht es in diesem Wissen, dass manche Ärzte ausgehend von der ursprünglichen Bildlichkeit eine Metaphorik entwickeln, welche eher Aspekte der Dynamik betont. Das gemächliche Fließen, das für die Idylle eines gesunden Leibes

---

<sup>565</sup> Pansa (1623), S. 129.

<sup>566</sup> Pistorius (1659), S. 24.

<sup>567</sup> Güldenlee (1691), S. 818.

<sup>568</sup> Stolberg (2003), S. 130-131. Erinnerung sei dieser Stelle nochmals an die Abstammung der Begriffe Katarrh und Katarakt von griech. „herunterfließen“.

<sup>569</sup> Vgl. *ibid.*, S. 135.



so kennzeichnend ist, konnte demnach jederzeit von heftigen Unwettern und reißenden Strömen abgelöst werden. Ein besonderes Potential, die rechte Ordnung des Leibes außer Kraft zu setzen, schreibt Pansa bekanntlich der widrigen Witterung zu, deren mehr oder weniger metaphorische Sturmwinde und Platzregen er als äußere Bedrohung des Körpergebäudes konzeptualisiert hat. Doch auch was sich innerhalb des menschlichen Leibes abspielt, möchte er in Analogie zu dessen Umwelt verstanden wissen. „Das sausen vnd pfeiffen deß Windes repraesentirt im menschlichen Leibe die blehungen“, ebenso wie „der Dunst deß gantzen Leibs den Nebeln“ entspricht, lässt er etwa den Leser seines Ratgebers gegen die Bergsucht wissen. So hätten schließlich auch die „herabfallenden Flüß vnd Schnuppen auß dem Kopff (...) ein Gleichnis mit dem Regen“.<sup>570</sup> Ein Regenschauer jedoch, das ist jedem Patienten ersichtlich, kommt auch dem Bauern nur so gelegen, wie die beackerte Krume noch bereit ist, ihn aufzunehmen. Bekommt nun der Arzt die Rinnsale, Flüsse und Ströme, die aus solchem hervorgehenden, nicht in den Griff, drohen dem Leib verheerende Überschwemmungen. Die Notwendigkeit, innere Flüsse erst mit purgierenden Maßnahmen abzuleiten, bevor man sie mit äußerlichen Mitteln von den Gliedern abwenden könne, verdeutlicht Pansa einem mährischen Freiherrn mit eben einem solchen Gleichnis:

„Wenn man einen Strom Wassers von einer schönen lustigen Wiesen wil abwenden/ vnd anderswo hinleiten/ so hilfft zwar an einem Ort das Vorschützen ein wenig/ vnd ein geringe zeit. Auff der andern Seiten aber kan bald hernach das Wasser viel häfftiger sich ergiessen/ so mans nicht durch andere Gräben beseits abführet/ damit es nicht an eim andern Ort einreisse/ alles auff der Wiesen vberschwemme/ verschlämme/ vnd die edlen Gewächs vertilge. Ebener massen verhelts sich auch mit des Menschen Leib/ welcher einem lieblichen grunenden Feld gar wol zu vergleichen/ vnd gleicher gestalt von dem Vbergiessen der schädlichen gesaltzenen Flüsse vbel zugerichtet wird.“<sup>571</sup>

---

<sup>570</sup> Pansa (1614b), S. 3. Wahrscheinlich greift Pansa hier einen Gedanken des Paracelsus auf. Zumindest die „Zufälle“ der Gichterkrankung vergleicht nämlich auch jener „mit den stürmenden Witterungen gedachter Jahrs-Zeiten“, wie Pistorius wissen lässt. Pistorius (1659), S. 45.

<sup>571</sup> Pansa (1623), S. 79f.

Vereinzelt beschreiben die Ärzte sogar solche Körperprozesse als einen Fluss, die damit konzeptuell wenig gemein haben: Im Zuge des Fiebers etwa beginnt laut Matthäus Martini selbst der Puls in abwechselnder Weise zu stocken und dann wieder in wilde Bewegung zu geraten „gleich als im fließenden Wasser die Wellen aufgehen.“<sup>572</sup> All diese Schilderungen haben gemein, dass die natürliche Bewegung der Körpersäfte in grobe Unordnung geraten ist.

Buchstäbliche und metaphorische Überschwemmungen werden innerhalb der Ratgeber in vielerlei Hinsicht auch mit den Seuchen assoziiert. Zunächst sind es dabei tatsächliche Flutkatastrophen, auf welche man dort häufig zu sprechen kommt und selbige zu den Vorzeichen der Pest rechnet, wie Werfring berichtet.<sup>573</sup> Dabei fungieren sie ebenso wie die Himmelszeichen nicht nur als böse Omen, sondern werden Werfring zufolge auch mit der Entstehung fauliger Miasmen in Verbindung gebracht.<sup>574</sup> Das trübe Hochwasser, das aus anhaltenden Regengüssen und Sturmfluten hervorgeht, spiegelt sich dabei in bezeichnender Weise mit den gefährlichen Überflüssen im Inneren des Leibes. Die Seuche selbst wird in der Umgangssprache als eine metaphorische Flutwelle konzeptualisiert, die über Dämme und Deiche bricht: So äußert sich Eysenmenger in seinem Ratgeber über „jetzo widerumb *einreissende* Kranckheit“, dass sie sich zuerst in Ungarn „*erhoben*“ und dann „mit vnzehlich vieler Menschen *vntergang*“ auch in anderen Ländern „außgebreytet“ habe.<sup>575</sup> Den intransitiven Gebrauch des Verbs „einreisen“ teilen sich nach dem Deutschen Wörterbuch in erster Linie Gefahren wie Flutwellen, wilde Tiere oder Seuchen, die in übertragenem Sinne „gleichsam über den damm und zaun“ in die Welt der Menschen einbrechen.<sup>576</sup> Mancher religiöse Autor betrachtete die Seuche sogar als läuternde Sintflut. Von der Schaffung einer neuen und gottgefälligeren Ordnung durch den Einbruch der Pest, spricht beispielsweise der protestantische Kleriker Johann Baumgart, demzufolge die „schleunige Seuche“ einst in die gotteslästerliche Stadt Nyssa „eingerissen“ ist und das heidnische Volk „weidlich hinweg vnd auff vnd

---

<sup>572</sup> Martini (1616), fol. B4r. Erst mit William Harvey begann man laut Pagel allmählich den Puls nicht mehr auf die eigenständigen Bewegungen der *spiritus* zurückzuführen, sondern mit der systolischen Druckwelle des Blutflusses gleichzusetzen. Pagel (1976), S. 65.

<sup>573</sup> Vgl. Werfring (1999), S. 65.

<sup>574</sup> Ibid., S. 102-103.

<sup>575</sup> Eysenmenger (1632), S. 1; vgl. Rottendorff (1665), )(3r: „bey vns leyder eingerissen“; vgl. Ludwig (1685), S. 112: „in hiesiger Lande unterschiedlichen Orten eingerissen“.

<sup>576</sup> DWB, „einreisen“.

außgereumet“ hat.<sup>577</sup> Das ist nun eine Deutung, die den meisten Ärzten eher fernliegen dürfte. Dennoch haben Sturmflut und Krankheit, wie ich mit meinen Ausführungen zeigen wollte, mehr miteinander gemein als nur ihre Gefährlichkeit.

### *Irdische Krankheitsmaterie*

Die Verbindungen zwischen Erde und Mensch blicken in der christlich-jüdischen Tradition auf eine lange Geschichte zurück. So konnte der mittelalterliche Zeitgenosse auf einen reichen Fundus von Belegen und Assoziationen zurückgreifen, die den irdischen Ursprung seiner Körpermaterie untermauern, wie Pouchelle erläutert. Diese reichen vom biblischen Schöpfungsmythos bis zur phonetischen Ähnlichkeit zwischen *homo* und *humus*. Das Wissen um die gegenseitige Abbildungsbeziehung zwischen Mikrokosmos Mensch und Erde, findet er in seinen alltäglichen Wahrnehmungen ein ums andere Mal bestätigt, wird er doch von Knochen aufgerichtet, die an Stein denken lassen, und von Haaren bedeckt, die sprießen wie das Gras auf der Weide.

Dieses Analogiedenken beschränkt sich allerdings nicht nur auf den gesunden Körper. In den Schriften Mondevilles etwa werden auch eine Reihe pathologischer Zustände durch den Einzug mineralischer Qualitäten in den Körper erklärt. Was Pouchelle als ein metaphorisches Versteinern versteht, bezeichnet letztlich die Rückkehr des Menschen zur Erde.<sup>578</sup> Beide Verwendungen dieser Assoziation finden wir auch in den frühneuzeitlichen Ratgebern wider die Gicht. Erde, Stein und Fels tauchen dort ebenso als Körper- wie auch als Krankheitskonzept auf.

Um mit letzterem zu beginnen, wäre zunächst die tartarische Krankheitssubstanz (lat. *tartar* = Weinstein) zu nennen, welche manche Ärzte an der Entstehung der Gicht maßgeblich beteiligt sahen. Ihre erdige Eigenart, welche sich dem Patienten mit der Nahrung mitteilt, bezieht sie dabei laut Johann Pistorius aus dem Boden selbst, denn da alle Speisen „auß der Erden wachsen“, würden sie in unterschiedlichen Abstufungen auch alle „etwas Tartarisches/ saltziges/ der Mineralischen Natur und Geschmack ehliches/ auß der Erden an sich ziehen“.<sup>579</sup> Besonders betroffen sei darunter der namensgebende Wein, der sich, wie Martin Pansa einem mährischen

---

<sup>577</sup> Baumgart (1582), S. H1r.

<sup>578</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 161-162.

<sup>579</sup> Pistorius (1659), S. 39.

Freiherren auseinandersetzt, „in den Gliedern, wie ein Kalck anleget.“<sup>580</sup> In den Harnbesprechungen Leonhard Thurneyssers sind „Gips/ *Tarter* vnd schiffer“ sogar als Synonyme im Gebrauch.<sup>581</sup> Dass sich vor allem der Wein im Körper nun sozusagen oder buchstäblich wieder zu eben jenem Gestein zurückverwandelt, auf welchem der Weinstock gezogen worden ist, erklärt Pansa seinem Patienten über die Analogie vom Weinstein im Faß: „Denn gleich wie der Wein seinen *Tartarum* vnd *Feces* an die Tauben des Fasses legt: Also wird auch in den Menschlichen Leibern ein Weinstein.“<sup>582</sup> Diesen lebensweltlichen Vergleich belegt er nun durch eine empirische Beobachtung, nämlich indem er den vorher als Faß konzeptualisierten Körper spiegelnder Weise zwischen die Tauben des Zubers platziert.

„Ich hab auch gesehen/ daß etliche Gliedsüchtige, die sich der warmen Bäder gebraucht in der Wannan/ darinnen sie gebadet/ einen so häfftigen *Tartarum* in der Wannan angelegt/ daß man ihn kaum mit einem stumpffen Besen hat abkratzen können/ waren also mit einem häuffigen Kalck inwendig wol beworffen.“<sup>583</sup>

Vergleichbare Ablagerungen dürfte so mancher Patient am Wannanrand bemerkt und davon auf seine innerliche Verfassung geschlossen haben. Wie Walter Pagel feststellt, lässt sich das Konzept des Tartars auf die Lehre des Paracelsus zurückführen. Aufbauend auf der Analogie vom Weinstein führt der Hohenheimer jene mineralische Krankheitsmaterie als spezifische und lokalisierbare Ursache einer Reihe von steinbildenden Erkrankungen ein.<sup>584</sup> Neben der Gicht gehören dazu auch Blasen- und Nierensteine, welche sein Anhänger Leonhard Thurneysser etwa als den „sand, Griesß vnd Kieß in Lenden“ bezeichnet.<sup>585</sup> Zu den akademischen Ärzten, die einzelne Konzepte seiner Lehre aufgriffen, gehören auch Pansa und Pistorius. Der entscheidende Vorteil des Tartarkonzepts liegt für sie nicht zuletzt darin, dass er eine

---

<sup>580</sup> Pansa (1623), S. 81.

<sup>581</sup> Thurneysser (1571), S. 67.

<sup>582</sup> Pansa (1623), S. 83.

<sup>583</sup> *Ibid.*, S. 125.

<sup>584</sup> Vgl. Pagel (1982), S. 153-161

<sup>585</sup> Thurneysser (1571), S. 35.

sehr greifbare Erklärung für den Zusammenhang zwischen Völlerei, Trunksucht und den Steinleiden liefert – eine Eigenschaft, die sich in der Praxis sehr gut nutzbar machen lässt.

Zugegebenermaßen ist die Analogie zwischen Gichtmaterie und Gestein so naheliegend, dass gleichfalls einige eher dogmatische Galeniker davon Gebrauch machen. Grundlage davon sind die sogenannten Tophi oder Gichtknoten, aus denen sich, wie Pistorius bemerkt, beim Öffnen „eine Gips- und Kalck-haftige harte und *coagulierte* Materie“ entleere.<sup>586</sup> Selbige nennt Elias Anhart wörtlich einen „kalck/ stein oder sand“,<sup>587</sup> Johann van den Bosch sogar „die Pimstein oder Knollen/ so in den Glidern seyn“.<sup>588</sup> Beiderseits beschreiben sie allerdings keinen Tarter als ursächlich, sondern allein die *Complexio* des Patienten sowie seine Lebensführung nach den *sex res non naturales*.<sup>589</sup> Wenn es zu einer solchen buchstäblichen Versteinerung gekommen ist, äußert selbst Anhart erhebliche Zweifel an den Möglichkeiten, das Leiden noch „zu restituiren oder zu heilen.“<sup>590</sup> Der Patient mag es resignierend einsehen, denn einen Stein zu erweichen grenzt schon nah an Zauberkunst.

### *Das Bergwerk des Körpers*

In diese eher düsteren Aussichten bringt gerade eben die paracelsische Tradition etwas Bewegung. In seinem Ratgeber gegen die Bergsucht nimmt Pansa beispielsweise die Existenz von Steinen in Niere, Blase und sogar Leber und Lunge als Anknüpfungspunkt, um eine Analogie zwischen den „Klüfftlein“ und „Gänge[n]“ des Gebirges und dem menschlichen Körper zu beschwören.<sup>591</sup> In einem ausführlichen Gleichnis zwischen Mensch und Bergwerk präsentiert er daraufhin eine Art alternativer Körperphysiologie für Bergleute, deren Wiedergabe den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.<sup>592</sup> Doch die paracelsischen Einflüsse kommen in diesem

---

<sup>586</sup> Pistorius (1659), S. 30.

<sup>587</sup> Anhart (1560), fol. A2v.

<sup>588</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 39.

<sup>589</sup> Vgl. Anhart (1560), fol. A3v; Vgl. van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 8ff.

<sup>590</sup> Anhart (1560), fol. A2v.

<sup>591</sup> Pansa (1614b), S. 3f.

<sup>592</sup> Ibid., S. 5-30.

Zusammenhang sehr deutlich zum Tragen. Schon der Hohenheimer beschreibt den Körper als ein Gebilde von „fugen“, „rören“, „spalt[en]“ und „pori“<sup>593</sup> und behauptet vom Podagra entsprechend, „es lig[e] vor im menschen wie ein erz im berg“.<sup>594</sup> Den Leib bringe es dabei

„in ein gewaltig verharten, also das er die gleich [=Gelenke] und die bein auseinander zeucht, spalt und entsetzt die proporz aus irer geometri, krumpts, verhersts, verwillerts, treibts auf mit knospen, knorren, erhertet die gleich und mach das sie unbüglich, nicht zu biegen. Demnach wachsen gekürnt salzgranen dorin“.<sup>595</sup>

Als organische Matritze des Wachstums von Knorren und Kristallen kommt der Körper damit zum vollständigen Erstarren. So bedrückend diese Vorstellung erscheinen mag, ist es jedoch gerade ihr metaphorischer Gehalt, der sie für den rhetorisch versierten Arzt so fruchtbar macht. Den Schlüssel zur Heilung trägt dabei, wer den Aufwand des therapeutischen Einsatzes nicht scheut:

„Wiewol ich nu bey des Herrn *Cur* nicht einerley Instrument von Nöhten habe/ weil es eine ziemliche schwere *Cur* ist/ (...) deßwegen [ich] nicht allein meine Brechstangen/ Brecheysen/ Ziegenfüsse vnd Gewege muß herfür suchen/ sondern auch einen zimlichen grossen Peuschel vnd Ritzwerck/ damit ich die verborgene Knawer vnd gneissig quertze hin vnd her in den Gliedern zertreiben möge: So wil ich doch also mit ihme vmbgehen/ damit ich (...) nicht die Gesundheit vnd Gebewde des menschlichen Bergwercks verletze/ obs gleich in wählender *purgation* ein wenig krachen vnd prasseln wird: Damit solche fast harte vnd steinigte Knoten vor dem Ort mürbe gemacht/ gewonnen/ fortgedreckt/ vnd zu Tage ausgefödert werden.“<sup>596</sup>

---

<sup>593</sup> Paracelsus/Sudhoff (1929), S. 313f. Womit er sich allerdings kaum von seinen Zeitgenossen abhebt.

<sup>594</sup> Ibid., S. 339.

<sup>595</sup> Ibid., S. 314.

<sup>596</sup> Pansa (1625), S. 92ff.

Dies ist der Wortlaut, mit dem Pansa einem langjährigen Gichtpatienten sein therapeutisches Konzept schmackhaft zu machen hofft. In Ausführungen von allegorischer Dimension erklärt er den Körper kurzerhand zum Bergwerk, die Gicht zu mineralischen „Knawern“ und „Quertzen“, während er Salben, Purgierpulver und Latwerge gegen die Werkzeuge des Minenarbeiters eintauscht, mit denen er die Ablagerungen unter großen Anstrengungen und nicht ohne Nebenwirkungen („krachen vnd prasseln“) zu Tage zu fördern gedenkt, ohne darunter das „menschliche Berwerck“ selbst unnötig zu beschädigen.

Neben der suggestiven Kraft seiner Bildlichkeit, der man sogar therapeutische Ambitionen zusprechen mag, scheint sich Pansa darüber hinaus auf eine sorgfältige Zielgruppenselektion zu stützen. So wie das „Consilium peripneumoniacum“ mit seiner langatmigen Bergwerksanalogie den Landesfürsten, Bergämtern sowie „den armen Bergleuten zum besten“ gewidmet ist,<sup>597</sup> handelt es sich auch bei Pansas Gichtpatienten um einen einschlägig vorgebildeten Bergmeister aus Thüringen. Der Wortlaut des Arztes scheint in beiden Quellen spürbar darum zu ringen, nicht nur das vermutete Weltbild seiner Patienten möglichst genau zu treffen, sondern sich etwa durch seine Aufzählung montaner Werkzeuge auch als wahren Kenner der Materie auszuweisen. Sicher kam ihm dabei seine langjährige Erfahrung als Physikus in der Bergarbeiterstadt Annaberg zugute.<sup>598</sup>

Was sich an diesem Beispiel vorzüglich zeigt, ist welches illustratives Potential ein medizinisches Konzept unter den richtigen Umständen entfalten kann, das in seinen Grundzügen bereits metaphorisch angelegt ist.

### *Zusammenfassung*

Somit zeigt sich das Wirken der vier Elemente in der ärztlichen Ratgeberliteratur als allgegenwärtiges Prinzip im Spannungsfeld zwischen medizinischem Konzept und Metapher. Besonders prominent präsentieren sich hierbei die Elemente Feuer und Wasser, was sich aus ihrer überragenden Bedeutung in der traditionellen Medizin ableiten lässt.

---

<sup>597</sup> Vgl. Pansa (1614b), S. 9.

<sup>598</sup> Vgl. Teuber (1991), S. 16.

Das Feuer zeigt sich in den Ratgebern sowohl von seiner schöpferischen als auch seiner zerstörerischen Seite. Insbesondere der Kochung durch die eingeborene Wärme, die man sich in Analogie zum Herdfeuer dachte, und dem Fluss der Säfte, gilt dabei die ärztliche Aufmerksamkeit. So werden viele krankhafte Zustände, die in Zusammenhang mit einer gestörten Verdauung stehen, mit dem Bild eines dampfenden Kochtopfs erläutert.

Daneben spielt das bis heute lebendige Konzept der Entzündung eine besondere Rolle für das Verständnis der Seuchen wie auch manch anderer Erkrankung. Zwar lässt es sich weitgehend aus der antiken Begrifflichkeit ableiten, zeigt sich in der Volkssprache der Ratgeber jedoch noch einmal von seiner bildlicheren Seite. So schildern die Ärzte die Pest etwa als eine Brandkatastrophe, die von einer Entzündung der Luft ihren Ausgang nimmt, über Funken verbreitet wird und den Körper gleich einem Zunder entfacht. Allzu leicht steckt der Kranke den Gesunden mit ihrem Feuer an, was Vorsichtsmaßnahmen rechtfertigt, die sich aus der Logik des Stadtbrands ergeben. Als Ergänzung zum olfaktorischen Konzept der pestgiftvermittelten Fäulung bietet die Entzündung eine pathogenetische Erklärung, die um einige sinnliche Komponenten reicher ist: Brennender Schmerz, Hitze, Rötung und die eingeschmolzene Krankheitsmaterie der Pestbeulen zeugen von der buchstäblichen Existenz eines inneren Brandes. Handlungsleitend für Therapie und Vorbeugung ist das Modell des Feuers aber nur teilweise: Während kühlenden Maßnahmen sicher ein gewisser Stellenwert eingeräumt wird, überwiegen hier Methoden, die sich auf das Konzept der Fäulung berufen. Andererseits spiegelt sich die Entzündung des Leibs auch in den Pestfeuern der Stuben und öffentlichen Plätze, eine Maßnahme, der man sowohl reinigende Wirksamkeit gegen die fäulenden Miasmen zuschrieb als auch die Fähigkeit, der Entzündung den Zunder zu entziehen. So wurde ein und dieselbe Maßnahme mithilfe verschiedener bildlicher Narrative propagiert.

Das Element des Wassers wiederum beherrscht die Ratgeber durch eine Bildlichkeit, die sich auf seine Kinetik und Reinheit konzentriert. Während Gesundheit mit Frische und mäßigem Fluss assoziiert wird, erklären die Ärzte den Zustand der Krankheit entweder als Stockung, die sich aus der Analogie zum gärenden Tümpel ergibt und dabei Anklänge an einen leiblichen Sündenpfuhl transportiert, oder als wilde Flut, die sich aus einem teils buchstäblichen, teils metaphorischen Unwetter schöpft.

Das Element der Erde kommt in meinem Korpus dagegen allein in den Gichtratgebern zum Tragen, wohin es seinen Weg vor allem über die paracelsische Tradition gefunden



hat. Die Ärzte sprechen hierbei von einer Versteinerung der Gelenke durch eine erdige Krankheitsmaterie. Die entfernte Analogie zwischen Körper und Berg eröffnet Ärzten wie Martin Pansa die Möglichkeit, einer spezialisierten Patientenzielgruppe mithilfe der außergewöhnlichen Metapher der Therapie als Bergbau Trost zu spenden.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass für die Verbreitung eines elementarischen Bildkonzepts nicht nur seine Verwurzelung im diskursbeherrschenden medizintheoretischen Schrifttum eine Rolle spielt, sondern auch das Maß seiner Bildlichkeit und Flexibilität. So behauptet das Element der Luft bei der Ausdeutung von Körperphysiologie und Krankheit einen Rang von untergeordneter Relevanz und findet am ehesten noch in seiner Verdichtung zu bildmächtigeren Konzepten wie Sturmwind oder Dunst Erwähnung. Die Bergwerksmetapher dagegen ist sehr greifbar, entstammt aber einem Nischendiskurs und ist in ihrer Einsetzbarkeit rigide.

## 2.5. Wunderliche Gewächse

Als besonders nah an der frühneuzeitlichen Lebenswirklichkeit könnte man jene Metaphern und Vergleiche bezeichnen, die sich auf die Sphäre der belebten Natur, also Flora und Fauna, beziehen. Die Landbevölkerung als größter Stand der damaligen Zeit,<sup>599</sup> hatte zu einer solchen Bildsprache sicherlich die meisten Bezugspunkte. Doch obwohl ihre Mitglieder ebenfalls zur Klientel der Stadtärzte gehörten,<sup>600</sup> spielten sie mangels Lesekenntnissen nur eine untergeordnete Rolle als Adressaten der Ratgeber. Auf der anderen Seite sahen sich auch Stadtbürger mit einer weitgehend agrar geprägten Lebenswirklichkeit konfrontiert. Nicht nur an Markttagen drängten ländliche Erzeugnisse in die urbanen Räume, ein Teil wurde bis ins 18. Jahrhundert sogar vor Ort produziert. Beschränkte sich diese Praxis in den größeren Städten des Reichs laut Thomas Spohn auf die subsistenzwirtschaftliche Viehhaltung,<sup>601</sup> stellte die Agrikultur für Landstädte sogar das Kerngeschäft dar, wie

---

<sup>599</sup> Vgl. Lundt (2009), S. 31.

<sup>600</sup> Als exemplarisch dafür können die Praxistagebücher der Stadtärzte Johannes Magirus und Hiob Finzel gelten. Schilling et al. (2011), S. 107; Stolberg (2017), S. 221-240.

<sup>601</sup> Vgl. Spohn (1995), S. 171.

Johann Kirchinger am Beispiel Bayerns zeigt.<sup>602</sup> Diese Umstände tragen nicht unwesentlich dazu bei, dass der damalige Zeitgenosse auch in den Wiegen der Zivilisation mit lästigem Ungeziefer um sein Blut und Brot streiten musste.

Relativ naheliegend erscheint da die ärztliche Bezugnahme auf diesen vertrauten Stoff, dessen besondere Eigenschaften sich für vielfältige Ausdeutung als fruchtbar erweisen. Zum einen wären da die offensichtlichen Gemeinsamkeiten zwischen organischer Welt und menschlichem Organismus zu nennen, die sich hervorragend eignen, den Körper in Analogiebildern zu begreifen. Zumindest im Hinblick auf die Sphäre der Pflanzen scheint dies in den Ratgebern zuzutreffen: einige Autoren verdeutlichen ihre Ausführungen gerade mittels solcher vegetabilen Körpermetaphern. Daneben werden wir organische Metaphern jedoch vor allem in entgegengesetztem Zusammenhang verfolgen: Denn auch das ontologische Wesen der Krankheit, das wir bisher vor allen in Personifizierungen kennengelernt haben, beschreibt eine Vielzahl von Autoren als lebendige Entität aus dem Tier- oder Pflanzenreich. Die Attraktivität derartiger Metaphern ist in der Arzt-Patienten-Kommunikation derweil bis heute ungebrochen: So gehören Sprachbilder aus dem Bereich der Agrikultur zu den am häufigsten verwendeten, wie Casarett et al. in einer Untersuchung des Gesprächsverhaltens onkologisch tätiger Ärzte nachweisen.<sup>603</sup> Von historischer Seite sollen im Folgenden nun neben vegetabilen Körpermetaphern vor allem die metaphorischen Konzeptualisierungen der Krankheit beleuchtet werden: Was drücken frühneuzeitliche Ärzte aus, wenn sie von deren Wurzeln, Samen und Früchten sprechen und welche medizinischen Traditionen kommen in ihren Bildern zum Tragen?

### *Der Körper als edler Spross*

Wenn der Mensch mit einer Pflanze verglichen wird, das beobachtet schon Pouchelle in den chirurgischen Traktaten Mondevilles, kommen bis auf wenige Ausnahmen der beschreibenden Anatomie in erster Linie allgemeine und eher stereotype Bilder zur Anwendung, die sich vor allem auf die Struktur des Körpers beziehen.<sup>604</sup> Ein immer

---

<sup>602</sup> Vgl. HLB, „Landwirtschaft (Spätmittelalter/Frühe Neuzeit)“, o.S.

<sup>603</sup> Vgl. Casarett et al. (2010), S. 255-260.

<sup>604</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 167.

noch prominentes Beispiel ist etwa die hierarchische Einteilung des Gefäßsystems in Stamm (*truncus*) und Äste (*rami*). Weite Verbreitung finden Pflanzenmetaphern daneben zur Konzeptualisierung von Reproduktion und Wachstum. Bis heute sind uns Begriffe wie Same, Blüte, (Leibes-)frucht, Wachstum und Reife so vertraut, dass wir uns ihrer Bildhaftigkeit kaum noch bewusst sind. In der Frühen Neuzeit dagegen wurden die einschlägigen Analogien ausgiebig zelebriert. Sogar in die Ikonographie anatomischer Lehrbücher fanden sie Eingang, wie Pouchelle am Beispiel des Adrian Spiegel aufzeigt.<sup>605</sup>

Demnach ist es kaum verwunderlich, wenn in den ärztlichen Ratgebern diese Metapher als Angelpunkt für mancherlei Anweisungen zur Gesundheitsvorsorge dient. Nicht nur die Ernährung spielt etwa in einem Schwangerschaftsratgeber des Lübecker Stadtarztes David Herlitz eine wichtige Rolle,<sup>606</sup> sondern wie nach galenischer Lehre üblich auch die Vorsicht vor allzu „heftiger grosser bewegung“ von Leib und Gemüt.<sup>607</sup> Beachtenswert ist hierbei weniger die Anweisung als solches denn die gegenüber den Leserinnen gewählte Begründung, die mit einem botanischen Vergleich aufwartet:

„Es helt sich die Sache in diesem/ wie mit den Früchten der Bewme/ wen dieselben erstlich ansahen sich zu bilden/ hangen sie an schwachen stielen/ also das sie gar leichtlich von einem geringen lüfflin abgewehet werden vnd verderben. Wenn sie aber erstarcken bedarff es viel grösserer gewalt/ sie zufellen. Letztlich wenn sie wol reiff vnd zeitig werden/ fallen sie von ihnen selbst. Eben also geschicht es mit der empfangnus/ die ist im anfang blöd vnd schwach daß wo das Weib springt/ fellt/ grosse bewegung des Leibes oder des Gemüthes duldet/ so wird sie bald abgerissen.“<sup>608</sup>

---

<sup>605</sup> Ibid., S. 166.

<sup>606</sup> Vgl. Herlitz (1614), fol. E3v- E4v.

<sup>607</sup> Ibid., fol. F2r-v.

<sup>608</sup> Ibid., fol. D4r.



Abb. 6: Die Kupferstiche in Adrian Spiegels Werk ‚De formato foetu‘ sind reich an botanischen Bezügen. Pouchelle macht an diesem Beispiel auf die blütenartige Komposition des Situs aufmerksam, dessen offengelegte Leibesfrucht vom Apfel in der linken Hand der Schwangeren gespiegelt wird.<sup>609</sup>

<sup>609</sup> Spiegel (1631), S. 37.

Dass in den Ratgebern der erwachsene Leib in eher kraftvollen botanischen Bildern beschrieben wird, macht ihn allerdings nicht weniger verletzlich. So seien „die edlen Gewächse im Menschlichen Leibe“, als welche Martin Pansa die Organe bezeichnet, ebenso wenig wie ihre pflanzlichen Vorbilder vor Flutkatastrophen gefeit. Als solche betrachtet der Breslauer Arzt die an früherer Stelle erwähnten „Platzregen von Bier vnd Wein“.<sup>610</sup> Vor übermäßiger Düngung des menschlichen Gewächses warnt in einem Gleichnis dagegen der Chirurg Wilhelm Fabry einen seiner Patienten:

„Dan gleich wie wan man Kalk zu eines Fruchbaren Baums Wurtzel schütt/ so macht es dasz der Baum schnell Frucht trägt/ aber den Baum selbst verderbt es/ also auch die hitzige Nahrung/ sonderlich der Wein/ In dem die Wärme dardurch erweckt wird/ so richt es die Geister vnd Kräfte auff/ aber befördert den Todt.“<sup>611</sup>

Doch auch das Gegenteil, ein „Mangel [an] guter Nahrung“, könne zur Folge haben, dass der Körper „schlap und welck wird“, wie Balthasar von Güldenkleee einer Patientin mit Hypochondrie mitteilen lässt.<sup>612</sup> Gerade übermäßige „Dürre“ ist Leonhard Thurneysser zufolge sowohl Lunge als auch Leber dermaßen schädlich, dass letztere bald „nicht anderst anzusehen [sei], dan ein gerumpffner oder geruntzleter apffel.“<sup>613</sup> Solche Vorstellungen eines austrocknenden Körpers haben laut Daniel Schäfer schon bei Aristoteles und Galen Konjunktur, wo sie sich ausgehend von der Analogie zwischen verdorrter Pflanze und den Runzeln der Haut vor allem auf die körperlichen Veränderungen der Seneszenz beziehen.<sup>614</sup> In den Ratgebern zeigt sich der Körper damit letztlich als ein Gewächs, das zwar von Natur aus wohlgestaltet ist und edel, allerdings auch der sorgfältigen Pflege bedarf, um nicht vorzeitig zu welken.

---

<sup>610</sup> Pansa (1623), S. 140.

<sup>611</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 843. Im Gegensatz zum Arzt muss dem Chirurgen die Analogie zwischen Mensch und Baum weit geläufiger erscheinen. Denn wie Pouchelle am Beispiel des Mondeville hervorhebt, formt sich das Fleisch des Menschen unter seinem Werkzeug gleich einem Werkstück unter der eines Schreiners. Pouchelle (1990), S. 167.

<sup>612</sup> Güldenkleee (1691), S. 874.

<sup>613</sup> Thurneysser (1571), S. 42.

<sup>614</sup> Schäfer (2012), S. 244.

### *Das lose Unkraut des Leibes*

Die Krankheiten werden grundsätzlich in denselben allgemeinen Metaphern geschildert wie der Körper, nur verkehren sie sich zu einem hässlichen Zerrbild seiner Ordnung. So äußert Martin Pansa einem pfälzischen Amtmann gegenüber in bildlicher Weise seine Vorbehalte, die er einer allzu einfachen Heilung seiner Gicht entgegenbringt, und breitet damit bereits beinahe die gesamte Palette botanische Krankheitsmetaphorik aus, die ich im Folgenden schrittweise beleuchten möchte:

„Belangende nu das lose Vnkrout, so in des Herrn Leibe neben den nützlichen Gewächsen vnd gesundem Geblüt auffgewachsen vnnd zugenommen, wie dasselbe vorsichtig vnd ohne schaden auszureussen, ist zwar dasselbige nu in die neunzehen Jahr ziemlich eingewurtzelt.“<sup>615</sup>

Begreift man den Körper als Garten, wie es Pansa in diesem Brief zu implizieren scheint, kontrastiert sich das Unkraut der Krankheit nicht nur dadurch von den edlen Gewächsen, dass ihm eben kein Nutzen innewohnt, sondern auch durch sein unmäßiges Wachstum, welches der Ordnung des Körpers zuwiderläuft. Die Metapher des Wachsens kann nun entweder eine bloße Krankheitsdynamik ausdrücken, wie in der Seuchenschrift des Matthäus Martini, welcher beschreibt wie im Verlauf eines ansteckenden Fiebers immer bedrohlichere Symptome „auffwachsen“,<sup>616</sup> oder sie kann gegenständlicher verstanden werden: die Krankheit als lebende, wachsende, sich vermehrende Entität. Am augenscheinlichsten gilt dies für den Krebsdiskurs. Jener war laut Alanna Skuse schon im England der Frühen Neuzeit beherrscht von Metaphern und Vergleichen mit Alltagsobjekten aus der Tier- und Pflanzenwelt, denen man ebenso wie dem Tumor ein enormes Wachstum zuschrieb.<sup>617</sup> Es ist bezeichnend, dass es sich bei den diesbezüglich zitierten ärztlichen Quellen Skuses hauptsächlich um volkssprachliche Werke zur Unterweisung von Hebammen handelt. In der Volkssprache sind Termini weit verbreitet, welche die Krankheiten auf der Oberfläche

---

<sup>615</sup> Pansa (1623), S. 318.

<sup>616</sup> Martini (1616), fol. A2v.

<sup>617</sup> Vgl. Skuse (2015), S. 76.

des Körpers quasi Knospen sprießen lassen und sich dabei vor allem auf morphologische Ähnlichkeiten beziehen.<sup>618</sup> Davon zeugt etwa das Vademecum des niederrheinische Arzt Hubertus Holtzemius, der sich gebräuchliche Krankheitsnamen für den Alltagsgebrauch notiert hat, darunter so bekannte wie „feigwartz“ und „roes“ (heute Wundrose), aber auch vergessene wie „hagendrueß“ für die Pestbeule.<sup>619</sup> Johann Pistorius trägt diesem Umstand Rechnung, wenn er seinen Lesern den „*Tumor oedematosus*“, der sich bei der Gicht bisweilen einstelle, mit einem bildlicheren Begriff als „Pflaumen-Geschwulst“ übersetzt.<sup>620</sup>

Dass die Metapher vom Unkraut des Leibes, um zum einleitenden Zitat zurückzukehren, für Pansa derweil mehr ausdrückt als nur eine morphologische Analogie, sogar handlungsleitend sein könnte für die therapeutische Praxis gegen die Gicht, ist eine Gedanke, der schon Paracelsus in Zusammenhang mit besagter Krankheit fasziniert. So stellt jener in seinen Ausführungen über die Gicht folgende Überlegung an: „[A]lso der arzt ein meder [=Mäher] sol sein der krankheiten; dan sie wachsen zu gleicherweis wie die kreuter auf dem felt, und wie ein sichlen in der hant des meders, also auch sol die arzney sein in der hant des arzts.“<sup>621</sup>

### *Die Wurzeln der Krankheit*

Eine besondere Stellung innerhalb der Pflanzenmetaphern nehmen jene Bilder ein, welche der Krankheit eine Wurzel zuschreiben. Vor allem im Mittelalter fungiert der Baum als Metapher, um Beziehungsgeflechte wie die Abstammung zu verdeutlichen<sup>622</sup> und ist als solcher bis heute - von der Wurzel bis zum Geäst - auch ein Modell für Kausalität und Taxonomie. In diesem Sinne bezeichnet Leonhard Thurneysser die drei Minerale Schwefel, Salz und Quecksilber als „wurtz vnnd vrsprung morborum“: alle Krankheiten kämen nach seiner Auffassung der iatrochemischen Lehre auf sie zurück

---

<sup>618</sup> Genau genommen nicht nur dort: Besonders in der an figurativen Fachtermini nicht gerade armen Dermatologie tummeln sich vegetabile Metaphern wie die „Effloreszenz“.

<sup>619</sup> Zitiert nach Jütte (1991), S. 123-124.

<sup>620</sup> Pistorius (1659), S. 30.

<sup>621</sup> Paracelsus/Sudhoff (1929), S. 338.

<sup>622</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 164.

und verhielten sich zu ihren drei Ursprüngen wie die „Est und Zweiger“ zum Baum.<sup>623</sup> Es überrascht, die Metapher von der Wurzel als Ursprung der Krankheit in den Ratgebern so selten explizit anzutreffen. Wie wir später sehen werden, ziehen viele Ärzte als sprachbildliches Mittel zum Ausdruck von Initiation und Kausalität jedoch meist eine andere Begrifflichkeit vor.

Anders verhält es sich mit der Metapher der eingewurzelten Krankheit: Sie erscheint in den Ratgebern als häufig zitierte Binsenweisheit, was auf eine gewisse Verbreitung in der Umgangssprache hindeutet. Ihre Logik dürfte sich dem Patienten umso leichter erschlossen haben: Wenn man sich die Krankheit als Unkraut vorstellt, das den menschlichen Garten verunziert, sollte man mit der Kur nicht abwarten, bis der Schädling so tiefe Wurzeln geschlagen hat, dass der Heilungsaufwand in keinem sinnvollen Verhältnis mehr zum Ergebnis steht. Entsprechend dringt Michael Feige darauf, schon die „geringste Vermutung“ einer Seuchenerkrankung als Anlass zu nehmen, mit einer Therapie zu beginnen. Auf keinen Fall solle man „erst eine weile verziehen vnd zusehen/ wo es hinauß wolle“, so dass sich das Pestgift vollends „einwurzeln“ könne.<sup>624</sup> Ebenso formuliert es Matthäus Martini in Bezug auf die ansteckende Hauptkrankheit: Noch „ehe das *malum* recht einwurzelt“, müsse man „auff vorgehende Eröffnung des Leibes/ sich bemühen“.<sup>625</sup> Schon frühzeitig warnen die Ärzte also vor einem ungünstigen Verlauf durch Einwurzeln und sichern sich so gegen die Unwägbarkeiten der Prognose ab.

Höchste Konjunktur hat das Konzept der eingewurzelten Krankheit freilich nicht bei den Seuchen, sondern den chronischen Leiden, die einen Patienten nicht selten bis zum Tode begleiten, ohne ihn unbedingt selbst herbeizuführen.<sup>626</sup> Gerade bei den entzündlichen Gelenkerkrankungen gewinnt diese Metapher an zusätzlicher Überzeugungskraft über ihre visuelle Komponente: So scheinen sich die Glieder der Hand im Verlauf immer krummer und knotiger werdend schließlich gänzlich dem Abbild von knorrigem Wurzelwerk anzugleichen. Daneben eignet sich das Konzept der eingewurzelten Krankheit hervorragend, um unter dem Deckmantel von Vorwürfen über die Nachlässigkeit des Patienten (wärest Du doch früher gekommen!) die eigene

---

<sup>623</sup> Thurneysser (1571), S. 2.

<sup>624</sup> Feige (1630), fol. B1v.

<sup>625</sup> Martini (1616), fol. G1v.

<sup>626</sup> Sehr typisch war das Konzept der eingewurzelten Krankheit allerdings auch im ärztlichen Krebsdiskurs, wie Stolberg feststellt. Stolberg (2014), S. 59.



therapeutische Machtlosigkeit zu kaschieren und eine überzogene Erwartungshaltung abzubauen. Zu diesem Zweck zitiert Pansa eine ärztliche Autorität wie Avicenna, nach dessen Ansicht die Gicht zwar „anfänglich leicht curiret“ werde, „so sie aber eingewurzelt“ sei, nicht mehr geheilt werden könne<sup>627</sup> - ein Eingeständnis, das für Pansa allerdings lediglich als Aufhänger zur Präsentation seiner natürlich deutlich überlegenen Therapie dient. Johann Pistorius und van den Bosch sparen sich diesen rhetorischen Kniff und gestehen ihren Lesern ganz offen zu, dass man auch den eingewurzelten Gliederschmerz möglicherweise heilen könne, wenn auch „schwerlich“.<sup>628</sup> Dementsprechend ausgefallen sind die Therapieaufwendungen: Man müsse schon eine „*Universal Medicin*“ oder das kostspielige da aus Gold gewonnene „*Verum corallatum*“ einsetzen, um etwas gegen den eingewurzelten Gelenkschmerz ausrichten zu können, bemerkt Johann Pistorius.<sup>629</sup> Und auch Balthasar von Güldenkee verlangt vom Baron von Hartenberg ein strenges Therapieregiment mit der Begründung, dass seine hypochondrische Erkrankung „tieff eingewurzelt“ sei: mindestens zehn Tage solle er nach anfänglich stetiger Steigerung die Höchstdosis von über anderthalb Flaschen des Schwalbacher Heilwassers trinken<sup>630</sup> – selbst für einen Patienten von niedrigerer Geburt eine empfindliche Zumutung. Die einzig kurative Therapie einer eingewurzelten Krankheit kann schließlich in einer radikalen Maßnahme liegen, einer Methode folglich die das Übel bei der Wurzel (lat. radix) packt, womit wir wieder bei der Metapher von derselben als Ursache der Erkrankung angekommen sind. Leonhard Thurneysser etwa will die grießartige Materie, welche für die Nierensteine eines seiner Patienten verantwortlich sei, mit einer Tinktur „redlich fort treiben, vnd mit der wurtzel ausreissen“.<sup>631</sup> Was man für eine radikale Therapie demnach benötigt, sind Kraft, Geschick und die Bereitschaft, den drohenden Flurschaden in Kauf zu nehmen. Dass sich viele Heilkundige eine rabiante Kur erlauben, die nicht unbedingt zum Besten des Patienten gereicht, scheint in der Frühen Neuzeit ein gängiger Vorwurf zu sein, zumindest erfolgt die Abgrenzung der Ärzte gegenüber empirischen Heilern nicht selten über die Behauptung, nicht nur im Besitz der einzig

---

<sup>627</sup> Pansa (1625), S. 141.

<sup>628</sup> Pistorius (1659), S. 52; vgl. van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 3.

<sup>629</sup> Pistorius (1659), *ibid.*

<sup>630</sup> Vgl. Güldenkee (1691), S. 866.

<sup>631</sup> Thurneysser (1571), S. 23.

wirkungsvollen sondern auch der weit milderen Therapie zu sein.<sup>632</sup> Somit handelt Martin Pansa sicher bewusst ganz im Sinne des Leipziger Bürgers, den er mit den Worten beschwichtigt, bei seiner „eingewurzelten Krankheit“ sei es „besser/ daß man die Feuchten allmählich ausführe/ als daß man auff einmal allzu starck treibende Mittel gebrauche“.<sup>633</sup> Und auch im einleitenden Fall verspricht Pansa dieselbe „ohne schaden auszureussen“.<sup>634</sup> Nun sind frühneuzeitliche Behandlungen mit ihrem Fokus auf abführenden Maßnahmen selbst bei aller Mäßigung nicht unbedingt bekannt dafür, besonders nebenwirkungsarm zu sein. Gerade indem Pansa jedoch etwaige Bedenken seines Patienten vorwegnimmt und in sein Therapiekonzept einflicht, bereitet er ihn schonend darauf vor, dass eine Kur ganz ohne Kollateralschaden nicht zu machen sei, bei einer so tief eingewurzelten Krankheit. Ähnliches konnte man schon bei seiner Anwendung der Bergwerksmetapher beobachten in Bezug auf die versteinerte Erkrankung.

Michael Stolberg zufolge strebte man in der Frühen Neuzeit grundsätzlich eine kausale, also an der ursächlichen Wurzel ansetzende Therapie an.<sup>635</sup> Auch wenn Pieter van Foreest dem Begriff der palliativen Kur im 16. Jahrhundert zu einer gewissen Verbreitung verhalf,<sup>636</sup> sah man die Linderung als alleiniges Therapieziel eigentlich eher für unheilbar Kranke vor. Zu diesen zählen die Autoren der Ratgeber eben auch manche Patienten, denen sie nicht vorsorglich, sondern wegen des ausbleibenden Therapieerfolges eine eingewurzelte Krankheit zuschreiben: zu tief habe das Leiden seine Wurzeln schon getrieben, sei eins geworden mit dem Wirt. Dem trägt Wilhelm Fabry also Rechnung, wenn er Befürchtungen äußert, dass der Zustand einer mit chronischem Erbrechen behafteten Stiftsdame „so tieff eingewurzelt seye, daß derselbe kaum außgerissen oder außgetilget werden könne“. Stattdessen äußert er den Entschluss, ihre Leiden wenigstens „begütigen oder miltern“ zu wollen,<sup>637</sup> was schließlich auch Johann van den Bosch vielen seiner langjährigen Gichtpatienten

---

<sup>632</sup> Möchte man akademischen Ärzten Glauben schenken, scheint ohnehin der Tod durch Kurfuscherei zu den häufigsten Ursachen vorzeiten Ablebens der damaligen Zeit gehört zu haben.

<sup>633</sup> Pansa (1625), S. 15.

<sup>634</sup> Pansa (1623), S. 318.

<sup>635</sup> Vgl. Stolberg (2007), S. 12.

<sup>636</sup> Ibid., S. 15.

<sup>637</sup> Fabricius Hildanus (1652), S. 413.

verspricht.<sup>638</sup> Am Umgang mit der Wurzelmetapher kann man gut beobachten, wie frühneuzeitliche Ärzte ein vielseitiges Konzept je nach Bedarf umdeuten, um in allen therapeutischen Situationen den berechtigten Bedenken ihrer Patienten begegnen zu können.

### *Die böse Seuchensaat*

Weniger modern als man annehmen mag, ist die infektiologische Konzeption gewisser Krankheitsauslöser als „Keime“: Seit der Antike diskutierte man über die Ätiologie von Krankheiten mittels der Metapher des Samens. Möchte man deren Bedeutung innerhalb der Ratgeberliteratur angemessen nachvollziehen, lohnt es sich, auf verschiedene ideengeschichtliche Strömungen hinzuweisen. Wie Vivian Nutton nämlich feststellte, erstreckte sich der gelehrte Diskurs vom rein metaphorischen Gebrauch des Samenbegriffs als Modell für Ursächlichkeit wie im Fall des von Galen sehr geschätzten Vorsokratikers Anaxagoras<sup>639</sup> bis hin zur Vorstellung spezifischer Krankheitssamen, die eine beinahe dingliche Qualität aufweisen sollten. Letztere Annahme, die vor allem durch den römischen Dichter Lukrez und sein Werk *„De rerum natura“*<sup>640</sup> bekannt wurde, hält Nutton für maßgeblich beteiligt an der Entstehung der frühneuzeitlichen Kontagientheorie Girolamo Fracastoros,<sup>641</sup> wie man sie in einigen Seuchenratgebern nachvollziehen kann. Auch in Bezug auf die Krebserkrankung diskutierte man unter frühneuzeitlichen Ärzten über die Existenz sogenannter „*semina cancri*“, wie Stolberg berichtet.<sup>642</sup>

In der traditionellen galenischen Lehre spielt die Metapher vom Krankheitssamen Nutton zufolge tatsächlich nur eine untergeordnete Rolle: Da Galen die Krankheit mehr als Abweichung von einem physiologischen Idealzustand, denn als ontologische Entität betrachtete, fungiert der von ihm bisweilen erwähnte Krankheitssamen nicht als spezifische und mit der Krankheit identische Entität, sondern lediglich als ein

---

<sup>638</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 4: Wo man die Beschwerden nicht abwenden könne, seien sie „doch zum wenigsten gwalltig zu miltern“.

<sup>639</sup> Vgl. Nutton (1983), S. 2.

<sup>640</sup> Ibid., S. 9f.

<sup>641</sup> Ibid., S. 28.

<sup>642</sup> Vgl. Stolberg (2014), S. 60f.

pathogenetischer Faktor unter vielen.<sup>643</sup> Jeder einzelne Auslöser kann aber wiederum verschiedenartigste krankhafte Zustände zur Folge haben. Diesen Gedanken greift nicht nur der Eislebener Arzt Matthäus Martini auf, wenn er seinen Lesern gegenüber Wetteränderungen im allgemeinen „als schädliche *semina* [lat.: Samen] vieler gefährlicher Kranckheiten“ bezeichnet,<sup>644</sup> sondern auch van den Bosch, welcher als Ursache der Gliederleiden beziehungsweise als ihren „samen/ daruon [davon] sie wachsen“ nur ganz allgemein eine „flüssige Materia“ nennt, die in der klassischen Humoralpathologie bekanntlich an der Genese fast aller Gebrechen beteiligt ist.<sup>645</sup> Sehr viel mehr als Ursächlichkeit drücken diese Samenmetaphern folglich nicht aus. Wie Michael Stolberg feststellte, praktizierten frühneuzeitliche Ärzte allerdings in der Regel keine orthodoxe galenische Lehre, sondern orientierten sich zunehmend an ontologischen Konzepten, welche die Existenz einer spezifischen Krankheitsmaterie als Auslöser voraussetzen.<sup>646</sup> Auch um diesen Gedanken auszudrücken, bietet sich das Konzept des Samens an, da er, wie den damaligen Zeitgenossen hinlänglich bekannt war, bereits alle Eigenschaften der ausgewachsenen Pflanze in sich trägt und stets wieder eine Frucht von gleicher Art hervorbringt oder, um vom Menschen zu reden, einer Nachkommenschaft stets spezifische Eigenschaften der Elterngeneration vermachet. Selbiges beschreibt Johann Pistorius mit einem Vergleich, der den buchstäblichen aber durch die Gicht korrumpierten Samen der Eltern als Vektor versteht für ihre spezifische Krankheitsmaterie. Denn aus einem mit podagrischen Feuchtigkeiten angefüllten Blut werde „auch ein solcher Saame gesamlet/ und wie auß einem Wurm-stichtigen Apffel und dessen Saamen eine Wurm-stichtige Art/ alß werden auch auß *Podagrischen* Eltern *Podagrische* Kinder gezeuget und gebohren.“<sup>647</sup> Um einen konkreten Krankheitssamen im engeren Sinn handelt es sich dabei jedoch ebenso wenig.

Von einem solchen spricht man vor allem im frühneuzeitlichen Seuchendiskurs. Während die Idee eines spezifischen Krankheitssamens, der von den Gestirnen in die Welt der Menschen fällt, schon von Paracelsus angeführt allerdings auch mit einer

---

<sup>643</sup> Nutton (1983), S. 15.

<sup>644</sup> Martini (1616), fol. A2r.

<sup>645</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 8.

<sup>646</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 40.

<sup>647</sup> Pistorius (1659), S. 38.

ganzen Reihe nicht-kontagiöser Erkrankungen in Verbindung gebracht wurde,<sup>648</sup> konzentrierten geachtete Kollegen wie der französische Arzt Jean Fernel derartige Überlegungen in erster Linie auf die Pest, wie Rothschuh berichtet.<sup>649</sup> Mit Girolamo Fracastoro's Werk „*De contagione*“ schließlich erwarb sich das Konzept vom ansteckenden Seuchensamen den Rang einer verhältnismäßig konsistenten medizinischen Theorie. Wie ich bereits dargelegt habe, können sich jene „*contagionis seminaria prima*“ laut Fracastoro sowohl durch direkte Berührung übertragen, als auch durch indirekten Kontakt über einen Zunder und sogar aus der Distanz, die sie im Fluge überwinden.<sup>650</sup> Die implizite Analogie zum Pflanzensamen macht Nutton zufolge auf besonders eindrückliche Weise die Konzeptualisierung der Seuche als lebendige Entität verständlich, die aus fast unsichtbar kleinem Ursprung hervorgeht und die Fähigkeit zu Wachstum und Fortpflanzung in sich trägt.<sup>651</sup>

In den Ratgebern schwanken die Repräsentationen des Krankheitssamens zwischen illuminierender Metapher und Terminus technicus, welcher wiederum nicht selten als Anknüpfungspunkt herangezogen wird für eine weiterführende Allegorese. Dabei suchen sich die Ärzte gerne argumentative Unterstützung durch die Verknüpfung mit anderen etablierten Metaphernsystemen. Henrich Schiller etwa nennt „die Pestilenzische Seminaria oder Sämlein“ auch die „Fläste/ Funcken/ Strahlen oder Pfeile“ der Pest und spannt so Brücken zwischen den Konzepten von Krankheitssamen, Seuchenkrieg und Seuchenbrand.<sup>652</sup> Einige Autoren erläutern die Kontagientheorie auch durch weiterführende vegetabile Vergleiche, die wiederum an den im Zunder geborgenen Funken erinnern. So erklärt Michael Feige, dass der „*seminium contagij*“ nicht nur am Kranken, sondern an allen Dingen, die mit ihm in Berührung gekommen seien, anhaften könne. „[D]ardurch [werde] die Pest oder *infection*, gleich wie ein Kraut durch seinen Samen/ erhalten vnnnd forthgepflantzet“.<sup>653</sup> Die Bedeutung jener auch von Schiller favorisierte Form der Übertragung hält wiederum Lebenwadt für nebensächlich: „wann zehen per *contactum* inficirt werden/

---

<sup>648</sup> Vgl. Rothschuh (1978), S. 94f.

<sup>649</sup> Ibid., S. 146.

<sup>650</sup> Fracastoro (1554), S. 142.

<sup>651</sup> Vgl. Nutton (1983), S. 3.

<sup>652</sup> Schiller (1606), S. 4. Auch Johann Wilhelm von Mannagetta führt „Funcken oder Saamen“ als Synonyme, Mannagetta (1679), S. 30.

<sup>653</sup> Feige (1630), fol. B3v.

so ziehen doch hingegen tausend den Pest=Saamen aus dem Lufft“.<sup>654</sup> Einen Himmel voll tödlicher Flügelsamen und Schirmfrüchte mag sich der zeitgenössische Patient zu diesen Schilderungen imaginieren. Mit einer erleichternden Einschränkung versieht Schiller dagegen diese unsichtbare Gefahr, denn „nicht in einem jeden Erdreich wächst ein jeder Saamen auff“. Tatsächlich keimten die „giftigen Sämlein“ der Seuche<sup>655</sup> nämlich nur auf solchem Nährboden, dessen „Vnreynigkeit (...) ein sonderliche Neygung analogiam oder sympathiam zu der Pest“ habe.<sup>656</sup> Gemeint ist die böse Feuchtigkeit, die sich im Körper ansammle und an früherer Stelle bereits als innerer Zunder bezeichnet worden ist. Damit präsentiert Schiller nicht nur eine überzeugende Erklärung, warum manche Menschen trotz intensivsten Kontaktes mit der Seuche vor einem Ausbruch verschont bleiben, er bekräftigt auch die schon von Fracastoro bewunderte Macht der Analogie,<sup>657</sup> auf welche er sein medizinisches Weltbild stützt.

Bei alledem muss man sich jedoch vor Augen führen, dass der Einflussbereich von Fracastoros Kontagientheorie in der Frühen Neuzeit durchaus begrenzt war, wie Nutton beobachtete: Von seinen Zeitgenossen wohlwollend zur Kenntnis genommen integrierte man sie gemeinhin derart in das bestehende System, dass ihr nur wenig mehr als ein metaphorisches Dasein beschied war.<sup>658</sup> Dementsprechend nutzen einige Ratgeberautoren die vegetabile Metapher der „Fortpflanzung“ als Bild für die Verbreitung der Seuche, auch ohne den Begriff des Seuchensamens innerhalb des Werks überhaupt zu nennen, wie wir es bei Crocius beobachten können,<sup>659</sup> oder weisen der Krankheitsmaterie im selben Atemzug eine miasmatische Qualität zu, wie es Gregorii tut.<sup>660</sup> Diesen Umstand führt Nutton nicht zuletzt darauf zurück, dass die therapeutischen Konsequenzen aus seiner Idee bei all ihrer rhetorischen Bildhaftigkeit

---

<sup>654</sup> Lebenwaldt (1695), S. 285.

<sup>655</sup> Schiller (1606), S. 10.

<sup>656</sup> Ibid., S. 11f.

<sup>657</sup> Vgl. Fracastoro (1554), S. 161: „prima enim seminaria, quae adhaeserunt è vicinis humoribus ad quos habent analogiam“.

<sup>658</sup> Nutton (1990), S. 196-234.

<sup>659</sup> Vgl. Crocius (1666), fol. B1r: Man solle keine fremde Kleidung anziehen, da „auff solche weise eine ansteckende Kranckheit kan fortgeplantzet werden“.

<sup>660</sup> Vgl. Gregorii (1636), S. 12: „So giebet auch das Contagium solcher Kranckheiten grosse Fortpflanzung, wann entweder dergleichen Krancke zu vns bracht/ ihr Athem vnd Dampff an vns gezogen/ oder ihr Gewand/ Kleider vnd betten/ ehe sie recht gereiniget/ genützt vnd gebraucht werden“.

und Prägnanz überschaubar gewesen sein müssen.<sup>661</sup> Das hindert den Ratgeberautoren freilich nicht daran, das Konzept der Seuchensamen für seine Zwecke nutzbar zu machen: Kaum ein Bild eignet sich besser, um das abstrakte Konzept der Krankheitsübertragung greifbar zu machen.

### *Zusammenfassung*

Wenn frühneuzeitliche Ärzte also die Pflanze als Modell für den Körper nutzen, konzeptualisieren sie selbigen als ein edles Gewächs, das sich vom Unkraut außerhalb des „Gartens“ durch seine ebenmäßige Ordnung abgrenzt, ein Zustand der vor den Zudringlichkeiten der wilden Natur bewahrt werden muss. Die Ratgeberautoren nutzen dafür nicht nur die bis in die Gegenwart dominierende Metapher der Fortpflanzung mittels Samen, sondern verwenden für den Erwachsenen Leib auch weniger geläufige Bilder.

Die Krankheiten bezeichnen die Ratgeber einerseits mit spezifischen Sprachbildern, die sich aus der medizinischen Volkssprache ableiten und die diversen Krankheitserscheinungen der Körperoberfläche über ihre morphologische Analogie zu den ebenso zahlreichen Ausprägungen pflanzlicher Lebensform begreifen. Andererseits nutzen sie allgemeine Bilder, die sich auf das Verhältnis zwischen pflanzlichem Lebenszyklus und Krankheitsdynamik beziehen. Hierbei erscheint die Krankheit als ein Unkraut, das ungehemmt wächst und sich ziellos vermehrt. Dieses Konzept erscheint für die ärztliche Praxis durchaus handlungsleitend.

Besonderes Augenmerk legen die Ratgeber dabei auf Wurzel und Samen der Krankheit. Während sich beide Metaphern dazu eignen, Ätiologie und Pathogenese zu verbildlichen, gibt es in ihrer Repräsentation auch klare Unterschiede. So ist das Konzept der Krankheit, die im Körper Wurzeln schlägt, nicht nur eine Metapher der Dringlichkeit, die unter Umständen auch eine nebenwirkungsreiche („radikale“) Therapie rechtfertigen kann, sondern sichert den Arzt auch vor Misserfolgen ab. In diesem Zusammenhang bereitet das Bild der bereits zu tief „eingewurzelten“ Krankheit den Boden für palliative Ansätze.

Das Bild der bösen Krankheitssaat dagegen bezieht sich in den Ratgebern vor allem auf die Seuchensamen, die sich konzeptuell zwischen der galenischen Metapher und

---

<sup>661</sup> Vgl. Nutton (1983), S. 34.

dem Fachterminus aus Girolamo Fracastoros Kontagientheorie aufhalten. Hierbei entfalten sie als alternatives beziehungsweise ergänzendes Konzept zu Zunder und Pestfunken ein beachtliches Erklärungspotential hinsichtlich der geheimnisvollen Vorgänge bei der Verbreitung der Pest.

## 2.6. Tierische Plagen

Diente das Pflanzenreich in den Ratgebern auch einer Reihe harmloser Körpermetaphern noch als Vorbild, weist man dem Tier im Leib dagegen hauptsächlich die Rolle des bösartigen Pathogens zu. Bei dessen Betrachtung ist jedoch Vorsicht geboten. Mehr noch als im Umgang mit dem Samen der Krankheit lädt unser modernes mikrobiologisches Verständnis dazu ein, sich auf verlockende Anachronismen einzulassen, denn so manche Schilderungen der damaligen Zeitgenossen erscheinen in unseren Augen modern, fußen jedoch auf ganz anderen Wissenstraditionen. Es mag sein, dass die Linsentechnik des 17. Jahrhunderts erstmals die Entdeckung von Kleinstlebewesen in greifbare Nähe gerückt hat. Doch schon lange bevor Athanasius Kircher unter seinem rudimentären Mikroskop sogenannte „Wuermen“ als Erreger der Pest identifiziert zu haben glaubte<sup>662</sup> und Antoni van Leeuwenhoek mit seinen weit überlegenen Linsen möglicherweise tatsächlich die Existenz kleinster Tierchen (*Animalcula*) nachweisen konnte – eine Entdeckung, die für die praktische Medizin überdies noch jahrhundertlang weitgehend bedeutungslos bleiben sollte – waren Tiere als Krankheitserreger etabliert. Allerdings nicht allein deshalb, da der Befall durch Parasiten, die schon mit dem bloßen Auge sichtbar waren, aus dem frühneuzeitlichen Alltag nicht wegzudenken war. Das Konzept der animalischen Krankheit ging weit darüber hinaus und war stark von kulturellen Vorstellungen geprägt, denen ein dämonischer Beigeschmack anhaftete. Dies zeigt sich Stefan Ditzen zufolge nicht nur an den aberwitzigen Zeichnungen so mancher Pioniere der Mikroskopie, deren Phantasie und tradierte Bildgewohnheit eben jene Lücken zu füllen versuchten, die sich aus den technischen Unzulänglichkeiten ihrer optischen Werkzeuge ergaben.<sup>663</sup> Dies zeigt auch schon das

---

<sup>662</sup> Vgl. Ditzen (2006), S. 46.

<sup>663</sup> Ibid., S. 44-45.



zur Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert noch häufig gedruckte Arzneibuch des Ortolf von Baierland, wo unter den verbreiteten Krankheiten nicht nur die bis heute bekannten „spül würm“<sup>664</sup> beschrieben werden, sondern auch „würm in den zänen“<sup>665</sup> und sogar „krotten die in dem bauch wachssent“.<sup>666</sup> Auch wenn man sich als moderner Leser nicht vorstellen kann, dass auch nur ein Zeitgenosse Ortolfs jemals eine solche Kröte zu Gesicht bekommen hat, sind derartige Zeugnisse weder allein metaphorisch zu verstehen noch auf das Mittelalter begrenzt. Bis ins 19. Jahrhundert gehörten entsprechende Patientenvorstellungen insbesondere zur „ländlichen Medikalkultur“, wie Michael Stolberg betont.<sup>667</sup> Dasselbe galt lange Zeit aber auch für viele gelehrte Ärzte, wie das Beispiel des Christian Gottlieb Kratzenstein zeigt, der noch 1748 den überlieferten Bericht einer Magd über die Besiedelung ihres Magens durch „eine Froschcolonie“ nicht grundsätzlich anzweifelt.<sup>668</sup> Dabei erfährt der Bauch in einschlägigen Berichten eine unbestrittene Sonderstellung. Nicht nur ist er Pouchelle zufolge den Mächten der Natur durch seine prominenten Körperöffnungen besonders preisgegeben.<sup>669</sup> Auch lässt er den Menschen – wie das gesamte Leibesinnere – über seinen wahren Inhalt im Unklaren und entzieht sich gerade bei Beschwerden fast jedweder Kontrolle von außen. Selbst ein unheimliches Biotop zu beherbergen, erscheint in diesem Zusammenhang plausibel<sup>670</sup> und war, wie Tina Ebbing erläutert, vor allem in der Vorstellung der Patienten nicht selten durch das Wirken okkultur Kräfte mitbegründet.<sup>671</sup> Nicht minder furchteinflößend sind auch die eher metaphorischen Konzeptualisierungen, die sich seit der Antike für eine ganze Reihe von Erkrankungen etabliert haben. Erinnerung sei hier an das galenische Krebskonzept, dass sich nicht nur aus der morphologischen Analogie zum Gliederfüßer ergeben hat: wie Spinnenbeine

---

<sup>664</sup> Ortolf (1488), fol. 70v.

<sup>665</sup> Ibid., S. 52r.

<sup>666</sup> Ibid., S. 70v.

<sup>667</sup> Stolberg (2003), S. 167.

<sup>668</sup> Kratzenstein (1748), S. 37.

<sup>669</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 147.

<sup>670</sup> Vgl. Ebbing (2008), S. 368.

<sup>671</sup> Ibid., S. 354ff. Auch wenn es zur Entstehung von Würmern im Körper von ärztlicher Seite andere Theorien gab, stellte man okkulte Kräfte als Krankheitsursache noch im 18. Jahrhundert kaum in Abrede. Vgl. Stolberg (2003), S. 54. Es sei „nach den Zeugniß verschiedener *scriptorum* bekandt, daß denen Menschen per *illicita artificia magica* allerhand Kranckheiten und Elend angethan werden könnten“, äußert sich etwa der angesehene Medizinprofessor Friedrich Hoffmann zu diesem Thema. Hoffmann (1728), S. 283.

erscheinen die gebogenen Venen, die den Tumor umgeben, wie das Meerestier klammere sich jener am Körper fest und verzehre ihn.<sup>672</sup> Bis hin zu Vorstellung einer vollständigen leiblichen Metamorphose konnte sich der verbreitete Glaube an eine Bevölkerung des Körpers durch krankmachende Tiere versteigen, wie Pouchelle betont: So betrachteten Mondevilles Zeitgenossen die Lepra als eine Krankheit, die ihren Opfern geradezu animalische Züge verleihe.<sup>673</sup> Wie machtvoll diese Bilder sind, zeigt sich schon daran, dass sich die Furcht vor einem tatsächlichen Verwischen der Grenzen zwischen Mensch und Tier selbst hunderte Jahre später noch im Zuge der Pockenvakzination bemerkbar machte. Weitere Beispiele werden wir im Folgenden kennenlernen und untersuchen, unter welchen Vorzeichen sich medizinische Theorie und Volksglauben, sprachbildlicher Erläuterung und metaphorischer Verklärung wohl treffen mögen.



Abb. 7: Zu variantenreichen Metamorphosen kommt es durch die von Dr. Edward Jenner mittels Kuhpockenserum durchgeführte Vakzination in dieser oft zitierten Karikatur von James Gillray.<sup>674</sup>

<sup>672</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 168.

<sup>673</sup> Ibid., S. 174.

<sup>674</sup> Gillray (1802), o. S.

## *Das Ungeziefer am Leib haben*

Wenn frühneuzeitliche Ärzte ein Symptom mittels Tiervergleichen erläutern, dann werden zwei Aspekte relativ schnell deutlich: Zum einen die Lebendigkeit der auf Ebene der sinnlichen Wahrnehmung gründenden Darstellung, die noch beim modernen Leser ein Gefühl des Unbehagens zurücklässt und sicherlich auch beim zeitgenössischen Patienten ihre Wirkung nicht verfehlt hat. So beschreibt es Johann Pistorius als ein Vorzeichen der Gicht, dass „einen ümb und in den Gelencken ein brennender Schmertz/ gleich als wann einem die Omeissen berühret hetten/ zu gewissen Zeiten anstösset.“<sup>675</sup> Noch greifbarer sind nur die Darstellungen des Leibarztes Thurneysser, welcher einem 34-jährigen Patienten nach Begutachtung seines Harns zu wissen versichert, dass „zwischen haut vnd fleisch etlich mal etwas [lief], welches den Herrn bedünckt lebendige thierlein sein/ dan also keutzlet vnnd kneuslet es“<sup>676</sup> und einem anderen einen schleimigen Auswurf ankündigt, der sich „gleich einem fröschleich“ ausmachen werde.<sup>677</sup>

Der zweite Aspekt den ich hervorheben möchte, ist nicht die enorme Suggestionskraft dieser Vergleiche, denn dass sich solche Darstellungen als selbsterfüllende Prophezeiungen eignen, versteht sich aus dem oben genannten von selbst. Was vielmehr deutlich wird, ist eine gewisse Obsession frühneuzeitlicher Heilkundiger mit eben solchen Tieren, die man zur damaligen Zeit gemeinhin zum Ungeziefer rechnet, und das selbst in Zusammenhang mit Erkrankungen, deren Pathogenese nach offizieller Lehre eher wenig mit Parasiten und anderen Kriechtieren gemein hat.

---

<sup>675</sup> Pistorius (1659), S. 61.

<sup>676</sup> Thurneysser (1571), S. 59.

<sup>677</sup> Ibid., S. 76.



Abb. 8: In Sebastian Brants *Narrenschiff* begegnen dem Menschen der gehörnte Moses und Prophet Samuel als Vermittler „Von plag vnd strof gots“.<sup>678</sup>

Zumindest als Vorzeichen spielt das Auftreten von Ungeziefer traditionell eine eminente Rolle bei den ansteckenden Seuchen. Schon im Kanon des Avicenna kündigt sich der Einzug der Pest laut Palmer durch ungewöhnliche Häufungen von Kleingetier an<sup>679</sup> und glaubt man den europäischen Chroniken im Morgengrauen der ersten großen Pestzüge des Mittelalters, sei auf die Bewohner Indiens gar ein apokalyptischer Regen aus Würmern, Fröschen und Schlangen niedergegangen,

<sup>678</sup> Brant (1509), fol. 118r.

<sup>679</sup> Vgl. Palmer (1978), S. 11.

bevor sie mit der Seuche behaftet wurden, wie Klaus Bergdolt berichtet.<sup>680</sup> Neben der möglichen Beobachtung der zeitlichen Abfolge von Schädlingsbefall, Hungersnot und Krankheit erhielt dieses Narrativ sicherlich besonderen Vorschub durch seine Kongruenz zu den zehn alttestamentarischen Plagen über Ägypten. Denn auch hier geht das massenhafte Auftreten von „Frösche[n]“, „Leuse[n]“ und anderem „Vnzifer“ dem Befall der Menschen voraus.<sup>681</sup>

Aus diesen Gelehrtenberichten schöpft Johann Stentzel, wenn er es zu den Vorzeichen der Pest rechnet, dass „vil Krotten vnd Frösche“, „vil Mäuß“ und „vil Hewschrecken Mayenkäffer/ Rauppen/ [und] vil Spinnenweben hin vnd wider in Feldern gesehen worden.“ Bezogen auf das Seuchenjahr 1683 lässt er seine Leser selbst urteilen, wie richtig diese Prognose war: „Jetzo sage mir einer/ was vns bey zwey oder drey Jahren von dergleichen Vorbotten/ vnd *prodromis* außgebliben oder abgegangen?“<sup>682</sup> Doch bei diesem äußerlichen Ungeziefer belässt es Stentzel keineswegs, sondern spiegelt es in analoger Manier auch durch ein innerliches, das sich aus den stehenden Gewässern des Körpers generiere. Nämlich pflegten zu solcher „Contagions-Zeiten in vnsauberen vnd vnreinen Leibern/ allwo ein zimliche Quantitet phlegmatische/ vnnd zum theil faule Feuchtigkeiten verborgen ligt/ [...] vermittelst der natürlichen Hitz Würm vnnd Vngeziffer darauß gebohren“ zu werden. Dass er jene Tiere mitnichten als metaphorisch versteht, zeigt dabei seine spezifische Therapie.<sup>683</sup> Grundlage dieser Vorstellung eines inneren Ungezieferbefalls ist der aristotelische Glaube an die Spontanzeugung (*generatio spontanea*), also die *de novo* Entstehung „niederer“ Lebensformen aus fauligem Wasser oder verdorbenen Körpersäften.<sup>684</sup> Insgesamt handelt es sich hierbei um eine Vorstellung, die laut Alanna Skuse noch im 17. Jahrhundert unter Gelehrten wie Laien gleichermaßen verbreitet war<sup>685</sup> und im englischsprachigen Diskurs unter anderem die Konzeptualisierung der

---

<sup>680</sup> Vgl. Bergdolt (2011), S. 35.

<sup>681</sup> Luther (1545), 2. Mos, 7-11.

<sup>682</sup> Stentzel (1683), S. 6. Ebenso hält auch Johann van den Bosch „ain menig des vnzifers“ für ein böses Vorzeichen; van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol. B1r.

<sup>683</sup> Ibid., S. 90f: „Solche Würm aber zutreiben nemme man Mehl/ Honig/ vnd Oxengall/ vnd mache so genante Suppositoria (...) Wer will/ kan auch deß schon bekannten Wurmsamens eines halben 4lins schwer einnehmen.“

<sup>684</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 169-170.

<sup>685</sup> Vgl. Skuse (2015), S. 70.

Krebserkrankung maßgeblich beeinflusste.<sup>686</sup> Nirgendwo, so scheint es, ist der frühneuzeitliche Körper vor den Zudringlichkeiten des Ungeziefers geschützt. Fegen die fauligen Pestwinde über das Land und treiben Schwärme von Kleinetier vor sich her, so verderben die menschlichen Leiber wie die Früchte auf dem Feld.

Auch wenn Stentzel mit seinen seuchenassoziierten Würmern unter den Ratgeberautoren eher am Rande zu stehen scheint, sind die metaphorischen Implikationen einer Krankheit, die sich auf Grundlage solcher Vorstellungen selbst wie ein Ungeziefer verhält, doch allgegenwärtig in deren Werken. So erfährt das Konzept der trügerischen Erkrankung bei Zapf auch noch eine animalische Komponente. Denn wenn die rote Ruhr in den Körper „herein schleicht“, befällt sie nicht nur „die dicke Gedärme“, nicht selten „krecht sie auch in die dünnen/ ja gar in Magen und Schlund/ da ihrer denn viel an bösen Hälssen sterben.“<sup>687</sup> Animalische Konnotationen enthält bereits das in der Fachprosa mitunter verwendete *serpere* (lat.: schleichen, kriechen, übtr.: sich verbreiten) als Verb für die Fortbewegung der Schlange und Krankheit gleichermaßen, wie man Filippo Beroaldos Pesttraktat entnehmen kann.<sup>688</sup>

In der christlich-jüdischen Tradition sind Kriechtiere allen voran die Schlange bekanntlich schlecht beleumundet, wenn nicht sogar mit den Wesen der Hölle assoziiert. So betrachtete Martin Luther die Erbsünde des Menschen als alleinigen Zweck ihrer Existenz, wie Heinz Meyer berichtet.<sup>689</sup> Folglich fungiert die als kriechende Plage konzeptualisierte Krankheit gleichzeitig als gottgewollte Strafe für die Sünde und Beweis ihrer eigenen Rechtmäßigkeit. Dementsprechend gilt der betroffene Mensch nicht nur als physisch, sondern immer auch ein Stück weit moralisch korrumpiert. Verstärkt werden diese düsteren Konnotationen durch die Implikationen der Spontanzeugung. Aus der Fäulnis entstanden gelten die entsprechenden Tiere als Aasfresser, somit ist der betroffene Körper nicht nur im Begriff der laut Pouchelle stark moralisch konnotierten Verwesung,<sup>690</sup> er wird sogar noch bei lebendigem Leibe

---

<sup>686</sup> Ibid., S. 68.

<sup>687</sup> Zapf (1666), fol. A2v.

<sup>688</sup> Beroaldo (1505), fol. B6v, zitiert nach Nutton (1983), S. 25: „contagia morbi serpunt in proximos“. Falls das vielzitierte Schleichen der Pest, wie es die Luther-Übersetzung formuliert („Pestilentz die im finstern schleicht“), auf eine gemeinsame Bildtradition zurückgeht, so ist es zumindest nicht der entsprechende Psalm. Denn von einem „Schleichen“ der Krankheit ist weder in der lateinischen Vulgata („a peste in tenebris ambulante“) noch der griechischen Septuaginta („διαπορευομένου“) die Rede. Weber/Gryson (2007), Ps. 90, 6; Rahlfs/Hanhart (2006), ibd.

<sup>689</sup> Vgl. Meyer (2000), S. 385.

<sup>690</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 171.

aufgezehrt: eine Vorstellung, die sich gerade bei der Schwindsucht oder dem Krebs für den damaligen Beobachter als richtig erwiesen haben muss und schon im Mittelalter zu deren charakteristischen Eigenschaft avancierte.<sup>691</sup>

In den Ratgebern kennzeichnen die frühneuzeitlichen Ärzte nun noch eine ganze Reihe weiterer krankhafter Zustände durch verzehrende Metaphern und Vergleiche. So etwa Johann Zapff in seiner Beschreibung der roten Ruhr: Wenn deren böse Materie „zum Gedärm“ kommt, „naget und plaget [sie] dieselbe“ und „schabet gleichsam ihren inwendigen Schleim mit ab“. Sogar „die rechte fleischichte Haut der Därmer [...] beisset [sie] wund/ und machet sie schwürig“. Die Wirkmacht dieser Metapher schöpft aus ihrer sensorischen Komponente, denn dass sich das Krankheitsgeschehen genau wie von Zapff geschildert abspiele, sei für den Patienten „aus dem Stuelgängen zusehen“, die sich mal blutig mal schleimig zeigten.<sup>692</sup> Ein solches Korrelat fehlt der Pest, doch auch sie wird ähnlich konzeptualisiert. Nur geht es laut Grauchen eben eher heimlich zu, wenn jene im Körper „ymb sich frisset“.<sup>693</sup> Auf Ebene der sensiblen Körperwahrnehmung wandeln Johann Pistorius bildliche Äußerungen zur Gicht. Deren Schmerz komme dadurch zustande, dass viele „beissende [...] Fechtigkeiten“ die empfindlichen „Häutlein“ des Körpers „verwunden“.<sup>694</sup> Mit dem Schmerz, den ein tierischer Biss verursacht, vergleicht er nicht nur die Beschwerden der Krätze,<sup>695</sup> sondern auch die des „Scorbut“: „[D]em Patienten düncket/ daß ihn etwas/ in diesen oder jenem Gliede/ beisse/ nage/ fresse/ ja über massen jucke“.<sup>696</sup> Auch für den Scharbock (*Scorbut*) machte man laut Michael Stolberg unter Ärzten eine scharfe (beißende!) Krankheitsmaterie verantwortlich und verhalf dieser Diagnose im 16. Jahrhundert beinahe zum Status einer Modekrankheit, die als Erklärung für eine ganze Reihe ungewöhnlicher Symptome herangezogen wurde. Neben juckenden Hautveränderungen rechnete man die Verzehrung des

---

<sup>691</sup> Ibid., S. 168.

<sup>692</sup> Zapf (1666), fol. A2r. Ähnlich beschreibt Joachim Hager die schlechten Fechtigkeiten der roten Ruhr: Sie „nageten und beißeten“ das Gedärm. Hager (1676), fol. A4r.

<sup>693</sup> Grauchen (1607), fol. B4r.

<sup>694</sup> Pistorius (1659), S. 9f.

<sup>695</sup> Was natürlich nicht wörtlich gemeint ist, da man eine parasitäre Ätiologie solcher Hautkrankheiten nicht vor Ende des 17. Jahrhunderts diskutierte. Vgl. Roncalli (1987), 193-198.

<sup>696</sup> Pistorius (1659), S. 16.

(Zahn-)Fleisches zu ihren Hauptmerkmalen.<sup>697</sup> Besonders drastisch sind Leonhard Thurneyssers Schilderungen der Erkrankung, die ihre fäulende und verzehrende Eigenschaft zusammenführen. So äußert er sich zum drohenden Scharbock, dessen Anzeichen er im Harn einer 43-jährigen Frankfurterin entdeckt zu haben glaubt, folgendermaßen: Er „durchbeisset vnd frist, oder durchnaget“ das Fleisch des Körpers „nicht anders, dan wie ein wurm das holtz durchboret“, worauf die Haut „faule/ blawe/ todfarbe/ gelbe flecken“ entwickle.<sup>698</sup> Ohne Zweifel muss die Dame dankbar gewesen sein, noch vor dem Eintritt dieser Schreckensvision „mit zubehörigen *Medicamenten*“ aus Hand des Meisters „*curirt* worden“ zu sein.<sup>699</sup>

Da starke Emotionen in der frühneuzeitlichen Medizin häufig ebenso behandelt wurden, als wäre ihnen eine eigene Krankheitsmaterie zugehörig, erfuhr auch deren zersetzende Eigenschaft den Vergleich mit einem nagenden Ungeziefer. Bernhard Rottendorf und Johann Stentzel stützen sich hierbei auf biblische Sprachgewalt: „[G]leich wie die Motten ein Kleydt/ vnd die Würm das Holtz/ der Rost das Eisen vnd Metall algemach durchfrisset/ also zerrest/ zerbeist vnd verzehret die Trawrigkeit dem Menschen sein Hertz“.<sup>700</sup> Dass keiner von beiden die Quelle kennzeichnet, deutet auf die weite Verbreitung dieses Sprichwortes hin, das einem damals bekannten Vers der Vulgata entspringt,<sup>701</sup> der mittlerweile aus dem biblischen Kanon entfallen ist. Als Stadtärzte der katholischen Städte Münster und Villingen stellen sie ihre Argumentation in den Augen des rechtgläubigen Lesers somit in einen höheren Kontext, der über alle Zweifel erhaben ist.

---

<sup>697</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 151-153.

<sup>698</sup> Thurneysser (1571), S. 28.

<sup>699</sup> Ibid., S. 24.

<sup>700</sup> Rottendorff (1665), S. 12. Selbige Wendung gebraucht auch Johann Stentzel: „[G]leich wie die Schaben ein Kleid/ die Würm das Holtz/ vnd der Rost das Eysen/ [schwächen] Gemühts Bewegung der lebendigen Geister/ das Calidum innatum, vnd Humidum radicale“, Stentzel (1683), S. 73.

<sup>701</sup> Ich zitiere hierfür die volkssprachliche Fassung nach Dietenberger (1621), Prov. 25, 20: „Wie die motten dem kleid/ vnd der Wurm dem holtz/ also schadet die traurigkeit dem hertzen“.



## *Der Krankheitswolf und andere Bestien*

Wenn das Ungeziefer auch als Leitmotiv der verzehrenden Krankheit erscheint, assoziieren die Ärzte mit ihr noch eine Reihe weiterer verruchter Tiere, deren jeweiliger Charakter unterschiedliche Eigenschaften der Krankheit beleuchtet. So verdammt Pansa vor allem die moralische Verkommenheit solcher Gichtpatienten, die „in Vnmessigkeit“ leben und sich fortwährend „säwische“ Ausschweifungen leisten. Daraus werde ihnen „im Leibe (...) eine grobe Saw gemacht, die fast in allen Gliedern junge Ferckel vnd Mackel bringt“, die nun „allen Vberfluß des Leibes an sich ziehen.“<sup>702</sup> So initiiert tierisches Verhalten gleichsam eine animalische Metamorphose im Körper, woraus eine Krankheitsmaterie hervorgeht, die seiner schmutzigen Art entspricht. Eher über ihr epidemisches Profil denn ihr Wirken im Mikrokosmos Mensch möchte Adam von Lebenwaldt seine Leser die Pest begreifen lassen, wenn er sie eine Krankheit nennt, „welche mit ihren Giffit gantze Länder von ihrem Volck gleichsam abweidet/ abetzet/ oder alles zu Grund richtet“. Diesen Vergleich der Seuche zum weidenden Huftier respektive der Summe der Menschen zum Weidegrund leitet er ab von der mutmaßlichen Herkunft des lateinischen *pestis* „von dem Wort *depasco* oder *pessundo*, ich abweide/ abetze/ richte zu Grund/ trette mit Füßen“.<sup>703</sup> Ihr figurativer Mehrwert könnte für damalige Patienten den besonderen Reiz dieser etwas eigenwilligen Etymologie dargestellt haben.

Andere Ärzte dagegen halten sich nicht mit Haustieren auf und möchten die Krankheit lieber in Analogie zur wilden Bestie verstanden wissen. Sehr verbreitet war im englischsprachigen Raum etwa die Konzeptualisierung der Krebserkrankung als gefräßiger Wolf, was in der Umgangssprache nicht nur zur gleichnamigen Krankheitsbezeichnung, sondern auch der volkstümlichen Praxis geführt habe, die innere Bestie durch ein aufgelegtes Stück Fleisch zu besänftigen, wie Alanna Skuse aufzeigt. Selbst in der Fachprosa fand der wölfische Charakter der Erkrankung Erwähnung, wenn auch mehr in analoger denn buchstäblicher Weise.<sup>704</sup> In den Ratgebern zeigen sich wölfische Vergleiche dagegen nur spärlich. Martin Pansa pathologisiert damit etwa die primitiven Bemühungen der Landbevölkerung zur

---

<sup>702</sup> Pansa (1625), S. 36-37.

<sup>703</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1.

<sup>704</sup> Vgl. Skuse (2015), S. 63f.

Selbstmedikation, die ihm als Arzt ein Dorn im Auge sind: „Etliche sauffen ihnen einen Rausch/ drücken sich in die Seiten/ als der vielfressigte Wolff zwischen dem engen Zaun zu thun pflegt/ vnd vbergeben sich/ dadurch verhoffen sie den Magen zu *rectificiren*.“<sup>705</sup> Die Krankheit selbst bezeichnet jedoch keiner der ärztlichen Autoren als Wolf, obwohl die biblische Redewendung vom Wolf im Schafspelz<sup>706</sup> sicher keinen unerheblichen Anteil getragen hat an der populären Konzeptualisierung des Wolfes als eines nicht nur gefräßigen, sondern auch heimtückischen Tieres. Um die unberechenbaren Seiten der Erkrankung zu beleuchten, weichen die meisten auf gewöhnlichere Vergleiche aus. Allein der Astronom Philipp Imsser greift auf diese Bildtradition zurück, wenn er sagt, die Pest halte sich unter den Menschen „gleich wie sich der Wolf hält unter dem Viehe/ darauß du gutermassen erkennen kanst/ was du thun oder lassen solt/ zu Abwendung dieser Kranckheit“.<sup>707</sup> Die an späterer Stelle vorgebrachten Mahnungen zu Wachsamkeit und Vorsicht schaffen dabei Klarheit für die im Sinne des Evangelientextes zu deutende Handlungsanweisung. Eine solche verbindet der Arzt Johann Stentzel mit einem hündischen Vergleich:

„Geht man über die Gassen/ solle man nicht lauffen/ als wann einer Feuer im lincken Strumpff habe/ damit einer oder der andere nicht einen schlaffenden Hund (daß ist/ den Pestilentzischen Dunst) auffwecke/ welche inhe anfallend einen tödtlichen Biß gebe“.<sup>708</sup>

In den frühneuzeitlichen Siedlungen ist der sprichwörtlich gewordene Hund eben eine wenn auch weniger gefürchtete so doch wesentlich alltäglichere Quelle von Gewalterfahrungen als der Wolf.

Womit wir bei den Berührungspunkten der animalischen Metaphern mit den Metaphern vom Krankheitsfeind angelangt wären. Auch wenn der Mensch in der Frühen Neuzeit mit Sicherheit die größte Gefahr für seine eigene Spezies dargestellt haben dürfte, ist die Zuordnung gewaltsamer Metaphern zu einem der beiden Bildfeld sicherlich eine sehr willkürliche gerade bei allgemeinen Wendungen wie dem Angriff der Krankheit.

---

<sup>705</sup> Pansa (1623), S. 571.

<sup>706</sup> Vgl. Luther (1545), Mt. 7, 15: „Sehet euch fur/ fur den Propheten/ die in Schafskleidern zu euch komen/ Inwendig aber sind sie reissende Wolffe“.

<sup>707</sup> Imsser (1582), S. 1f.

<sup>708</sup> Stentzel (1683), S. 69.

Inwiefern Gewalt und List eher dem Tier- oder Menschenreich zuzuordnen sind, gilt in der Frühen Neuzeit laut Meyer als umstritten. Während Niccolò Machiavelli beides als animalische Eigenschaften herausstellt, derer sich der gute Herrscher allerdings zeitweilig zu bedienen habe,<sup>709</sup> hält Thomas Morus zumindest die List für ein „spezifische Leistungen des menschlichen Geistes“.<sup>710</sup> Allgemeine Metaphern der Gewalt habe ich daher für gewöhnlich dem menschlichen Kontext von Krieg und weltlicher Herrschaft zugeordnet. Zu den eher tierischen Gewaltmetaphern zähle ich neben den Bissen der verzehrenden Krankheit, auch solche bildlichen Wendungen nach denen die Seuche den Menschen „anfallet/ vnd bewältiget“ wie in den Schilderungen von Thomas Reinesius.<sup>711</sup> Hier kommt die implizite Konzeptualisierung als Krankheitsbestie genauso zum Vorschein wie in den Worten des Viktor Gregorii: „Die Pest reisset schnell darnieder/ vnd tödtet viel“.<sup>712</sup>

Nicht immer waren die so Metaphern lebensweltlich, mitunter beflügeln die Ärzte die Phantasie ihrer Leser auch durch den Bezug auf mehr oder minder mythologische Wesen. Vor allem die Pest als schlimmste Form der giftigen Fieber wird vereinzelt ein geradezu dämonenhafter Charakter zugeschrieben. Adam von Lebenwaldt setzt in diesem Sinne nun angsteinflößende Akzente, indem er die Pest als eine „grausame Menschen-Fresserin“ bezeichnet.<sup>713</sup> Dabei handelt es sich um einen Begriff, den ein zeitgenössisches Nachschlagewerk wie Beyerlincks *„Magnum Theatrum Vitae Humanae“* allerdings nicht nur auf die Mythologie bezieht, sondern auch eine ganze Reihe historischer und zeitgenössischer Beispiele menschlicher Anthropophagie anführt.<sup>714</sup> Gänzlich auf antiken Sagenschatz beruft sich dagegen Johann Stentzel mit seiner Warnung, in Seuchenzeiten bloß kein fremdes Handwerksgesinde anzunehmen, da er oftmals gesehen habe, dass von „dergleichen Burst [Bursch]/ das Gifft vnsichtbar als wie von einem Basilisco außgefahren/ vnd den Lufft angesteckt“

---

<sup>709</sup> Vgl. Meyer (2000), S. 382.

<sup>710</sup> Zitiert nach Meyer (2000), S. 383.

<sup>711</sup> Reinesius (1625), S. 23.

<sup>712</sup> Gregorii (1636), S. 10.

<sup>713</sup> Lebenwaldt (1695), S. 6.

<sup>714</sup> Vgl. „Antropophagi“, in: Beyerlinck (1665), S. 499f. Einige Beachtung muss in der Frühen Neuzeit auch der einschlägige Bericht des Hans Staden (1557) gefunden haben, der als Söldner unter portugiesischen Kolonialisten seine Erfahrungen mit der brasilianischen Urbevölkerung zusammenfasst. Zeitlich oder örtlich derart entfernte Beispiele trugen jedoch sicher nicht dazu bei, die Anthropophagie von ihrer mythischen Patina zu befreien.

habe.<sup>715</sup> Der Basilisk ist dabei, wie Donald Beecher feststellt, ein beliebtes Motiv zur Erklärung „kontagiöser Seuchen“, die ebenso durch einen bloßen Blick übertragen werden können wie etwa die rasende Liebe.<sup>716</sup> Wie durch Magie können diese unheimlichen Leiden ihre Opfer selbst aus der Distanz überfallen. Die Dämonisierung der Krankheit kann andererseits auch zur Erhöhung der ärztlichen Bemühungen dienen wie in Dr. Johannes Gründtls Lobgedicht auf den Autor Lebenwaldt:

„Nun ist kein grössrer Feind als Pestilentz zu finden/  
Die kan in aller Eil die Stärcksten überwinden/  
Ihr Stärck ist Löwens-Art wie Tieger-Grimm ihr Macht/  
Wie Basilisken Gifft/ wie Drachen-Biß ihr Krafft/  
Diß ist dein grossrer Freind mit dem du eins willst wagen/  
Und hoffest ihn von uns mit diesem Buch zu jagen“.<sup>717</sup>

Furchterregende Fabelwesen sind Löwe und Tiger für den durchschnittlichen Patienten dabei ebenso wie Basilisk und Drachen, die man eher von der Heraldik her kennt als aus den exklusiven Sammlungen europäischer Potentaten. Ähnlich verhält es sich mit Mannagettas Beschreibung der täuschenden Natur der Pest, welche sich „gleich einem Chamaeleon (welches jetzt bald diese/ bald jene Farb an sich nimbt) oder wie ein Wechselbalch in allerley Gestalt vnterschiedlicher Gifft/ vnd Kranckheiten (...) verwandelt“.<sup>718</sup> Indem Mannagetta exotische Tiere in einem Atemzug mit mythischen Gestalten des Volksglaubens nennt, muss das vollendete Staunen des Lesers über die Grauen der Krankheit sowie die Gelehrsamkeit des Arztes nicht an mangelndem Verständnis scheitern.

---

<sup>715</sup> Stentzel (1683), S. 21f; s.a. Mannagetta (1679), S. 5: „allein durch Ansehen/ nicht anderst/ als von einem sehr giftigen Basilißken“.

<sup>716</sup> Vgl. Beecher (2005), S. 34-36. Neben der gemeinsamen Nutzung der Basiliskenmetapher orientiert sich Beecher zufolge die Konzeptualisierung der rasenden Liebe (gegenüber der maßvollen) etwa beim Renaissance-Gelehrten Marsilio Ficino überhaupt recht eng an gängigen Kontagienlehren: Treffen sich die Blicke zweier Menschen, strahlt der Dunst des Lebensgeistes, der alle Eigenschaften des Blutes in sich trägt, in das jeweilige Gegenüber. Dort kondensiert er wiederum, korrumpiert das fremde Blut und teilt ihm seine eigene Beschaffenheit mit, nach welcher der Betroffene ein unstillbares Verlangen entwickelt. Größten Einfluss hat dabei der Lebensgeist einer jugendlichen auf eine ältere Person. Ficinus/Hasse (1914), S. 200-205.

<sup>717</sup> Lebenwaldt (1695), fol. B3v.

<sup>718</sup> Mannagetta (1679), S. 3.



Abb. 9: Gerade hybridische Fabelwesen wie der Basilisk bieten eine hervorragende Projektionsfläche für Krankheitsvorstellungen, wie diese Radierung des dänischen Künstlers Melchior Lorck erahnen lässt.<sup>719</sup>

### *Die Furcht vor dem Tier*

Ohne Zweifel ist im Umgang mit einer tödlichen Erkrankung Vorsicht geboten. Bedenkt man jedoch die immense Furcht vor Ansteckung, die laut Stolberg in zeitgenössischen Berichten allgegenwärtig ist,<sup>720</sup> stellt sich die Frage, warum viele frühneuzeitliche Ärzte diese Unruhe mit ihrer Rhetorik noch zu steigern trachteten. Wie Skuse argumentiert, hätten die zoomorphen Krankheitskonzepte etwa beim Krebs unverhältnismäßig rücksichtslose Therapiemethoden zur Rechtfertigung verholfen,<sup>721</sup> eine Einschätzung, die Susan Sontag in Bezug auf vergleichbar traumatisierende Krankheitskonzepte der

---

<sup>719</sup> Lorck Melchior (1548).

<sup>720</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 160.

<sup>721</sup> Vgl. Skuse (2015), S. 73.

Moderne nur unterschrieben hätte.<sup>722</sup> Sicherlich war die Furcht vor der Krankheit für frühneuzeitlich Ärzte zumindest vom wirtschaftlichen Standpunkt her vorteilhaft. Ohne Zweifel wuchs die Wertschätzung gegenüber präventiven oder therapeutischen Bemühungen mit der wahrgenommenen Gefahr für Leib und Leben.

Dennoch greifen solche Erklärungen zu kurz. Schließlich erfüllt das Tier für den Menschen der Frühen Neuzeit nicht nur in materieller Hinsicht eine wichtige Funktion, was sie sich etwa im biblischen Herrschaftsauftrag (1. Mose, 1, 28) ausdrückt. Allein „in der Absetzung zum Bestialischen und mit dem Blick auf das Göttliche“ begreift der Humanist den Menschen, wie Meyer festhält.<sup>723</sup> Folglich dient ihm das Tier nach wie vor als das fremde Gegenüber, auf dessen Kosten er sein Selbstbild ins Ideelle erhöhen kann. Dasselbe dürfte auch für das Tier im Leib gelten. So wie Stolberg in der frühneuzeitlichen Hinwendung zu einem ontologischen Krankheitsbild ein Bedürfnis nach „Abspaltung von Krankheit und Selbst“ ausmacht, wodurch sich die „Integrität des Selbst“ bewahren ließe,<sup>724</sup> dürfte es gerade für den Patienten mit einer tödlichen und möglicherweise entstellenden Erkrankung ein erleichternder Gedanke gewesen sein, das eigene Wesen im Kern nicht nur unangetastet zu wissen, sondern dem tierischen Gegenüber im Leibe sogar an Würde weit überlegen. Eine gesellschaftliche Stigmatisierung, dies ist die Schattenseite, war damit natürlich nicht überwunden, im Gegenteil erfüllten animalische Krankheitsmetaphern ebenso das Bedürfnis des Gesunden sich vom Kranken abzusetzen, dem konzeptuell eben nach wie vor etwas Anrühiges anhaftete.

Allerdings sind solcherlei Konzepte keine allein von der Ärzteschaft forcierten Vorstellungen, sondern können von Patientenseite durchaus eingefordert worden sein. Wozu sonst sollte der niederrheinische Arzt Hubertus Holtzemius volkssprachliche Krankheitsnamen wie den „Wolf“ oder den „Wurm“ als Synonyme für das lateinische „*herpes*“ in seinem Vademecum notiert haben,<sup>725</sup> als um die Verständigung mit seinen Patienten sicherzustellen und im Bedarfsfall vielleicht sogar selbst mit einem volkstümlichen Konzept aufzuwarten? Eine moralische Wertung dieser Praxis, die ohnehin kein Gegenstand einer ernsthaften historischen Auseinandersetzung sein

---

<sup>722</sup> Vgl. Sontag (1978), S. 64.

<sup>723</sup> Meyer (2000), S. 380.

<sup>724</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 40.

<sup>725</sup> Zitiert nach Jütte (1991), S. 124.

sollte, verbietet sich daher allein schon aufgrund der Vielgestaltigkeit dieses Phänomens.

### *Zusammenfassung*

Der frühneuzeitlichen Krankheitserfahrung konnte somit in vielerlei Hinsicht etwas Animalisches anhaften. Dabei erscheint eine klare Trennung zwischen der physischen Erfahrung eines tatsächlichen Ungezieferbefalls und den zeitgenössischen Vorstellungen amphibischer Kolonisation oder tierischer Metamorphose wohl nur aus der modernen Perspektive gegeben. Die Beziehung zwischen Metapher und Konzept offenbaren die Ratgeberautoren als wechselseitig: In bildlichen Vergleichen beschreiben sie die Krankheit als metaphorische Parasitose.

Nicht nur das Wesen von Krankheiten wie Schwindsucht, Skorbut oder Krebs, bei denen diese Assoziation naheliegen mag, sondern auch jenes der Seuchen, beschreiben sie als eine animalische Konsumtion: Unter den Augen des Patienten wird der Körper innerlich benagt, zerbissen und schließlich aufgezehrt. Wie wir gesehen haben wird diese Metaphorik abgesehen von einigen sinnlich nachvollziehbaren Aspekten der Krankheitssymptomatik nicht zuletzt vom zeitgenössischen Glauben an die Spontanzeugung verbunden mit der verbreiteten Vorstellung getragen, dass vielen Erkrankungen ein Fäulnisprozess zu Grunde liegt. Neben dem Ungeziefer laben sich in den Ratgebern darüber hinaus noch etliche andere mehr oder weniger mythische Tierwesen am Körper des Kranken. In beunruhigenden Vergleichen und Metaphern beleuchten die Ärzte jeweils unterschiedliche Eigenschaften des Krankheitsgeschehens wie seine epidemischen Ausmaße, seine Übertragungswege, seine Unvorhersehbarkeit sowie die oftmals damit assoziierte Unreinheit.

Was die meisten Metaphern dabei vereint, ist ihr Potential, Ekel und Furcht zu evozieren. Auch wenn man feststellen muss, dass die Ratgeberautoren mit dieser Praxis viel zum Stigma der Krankheit beigetragen haben, was von wirtschaftlicher Seite durchaus in ihrem Sinne gewesen sein mag, hatten die einschlägigen Sprachbilder für Patienten durchaus ihre Reize. Schließlich waren sie nicht nur vielfach einer volkstümlichen Sprachtradition verschrieben, sondern konnten sich auch bei der individuellen und kollektiven Abgrenzung zur Krankheit als hilfreich erweisen.

## 2.7. Kapitelzusammenfassung

Resümiert man nun, welche Bereiche des Makrokosmos und der näheren Umwelt die Ratgeberautoren nach Art der Analogie auf den Mikrokosmos Mensch und die Krankheit als seinen Widersacher beziehen, so offenbaren sich zwei wesentliche Konfliktlinien: Eine zwischen Kultur und Natur sowie eine weitere zwischen Ordnung und Chaos.

Als deckungsgleich beschreibt Marie-Christine Pouchelle diese beiden Konflikte im Rahmen ihrer Studien über das Werk des mittelalterlichen Chirurgen Henri de Mondeville. Ihren Ergebnissen zufolge spiegelt die Krankheit *par excellence* das Eindringen der Natur in die Sphäre des Körpers wider, der entsprechend seiner architektonischen Metaphern idealerweise der Sphäre der Kultur zugehörig sein möchte.<sup>726</sup> Beim menschlichen Gebäude seien es vor allem die Gegensätze von innen und außen, häuslich und wild, die zwischen Physiologie und Pathologie unterscheiden würden.<sup>727</sup> Dies konnten wir in den Ratgebern vor allem am Beispiel der Metaphern und Vergleiche nachvollziehen, die eine wilde Feuersbrunst, eine schädlichen Witterung, ein wucherndes Unkraut oder ein gefährliches Bestie zum Gegenstand haben. Zur Sphäre der Natur gehört aber auch alles Körpereigene, was nicht der willentlichen Kontrolle unterliegt, was ungebildet, wild und maßlos ist wie die unregulierten Flüsse und das innere Feuer. Sie gilt es zu bändigen und einzuhegen: Zu wärmendem Herdfeuer und erquickendem Quell. Der Körper des Menschen, der gemäß zeitgenössischer Vorstellungen zwar über dem Tierreich stand dank seiner Vernunft, sich ansonsten aber nur unzureichend von seiner Natur abgrenzte, konnte laut Pouchelle nur positiv gesehen werden, wenn er von menschlicher Kultur durchdrungen war.<sup>728</sup> Die Kontrolle über den Körper zu bewahren, seinen Kulturstatus durch Zähmung und Maßregelung seiner ursprünglichen Wildheit zu erhalten oder gegen äußere Einflüsse abzuschirmen, erzeigt sich somit als die vordringliche Aufgabe der Medizin, wenn man Pouchelles Befunde als repräsentativ betrachtet für die untersuchte Zeit.

---

<sup>726</sup> Pouchelle (1990), S. 158f.

<sup>727</sup> Ibid., S. 146.

<sup>728</sup> Ibid., S. 194.



Diese stringente Zuordnung von Kultur und Ordnung ist es wiederum, die in den Ratgebern der Frühen Neuzeit in erheblichem Maße hinterfragt wird. Sie zeichnen mit der Metapher einer Krankheit, die dem Patienten als kriegerischer Feind oder unliebsamer Gast entgegentritt, vermehrt das Bild einer pathologischen Kulturwelt, die nur noch ein Zerrbild der gesunden Körperordnung darstellt. Ein lebensweltliche Entsprechung dieses Befundes stellen die politisch-konfessionellen Konflikte im alten Reich dar, die ihren Höhepunkt im Dreißigjährigen Krieg finden sollen, die begleitende Verrohung der Sitten, Zwangsgastung und herrscherliche Willkür. Auch wenn diese Phänomene natürlich weder in ihrer buchstäblichen noch ihrer metaphorischen Variante eine genuine Erfindung der Frühen Neuzeit sind, scheinen sie doch in der damaligen Wahrnehmung eine bisher ungekannte Dimension eingenommen zu haben. Genau darauf gründet der Barockdichter Friedrich von Logau in seinem Sinngedicht „Die verneuerte Welt“ sein Urteil über die damalige Zeit:

Gott wird den Himmel new/ vnd schaffen new die Erde;  
Was soll die alte Welt? Sie wird zur Hölle werden;  
Sie ist die Hölle schon/ in ihr ist lauter Pein/  
Weil Krieg wie Feuer brennt/ weil Menschen Teuffel seyn.<sup>729</sup>

Während sich der zeitgenössische Mensch zu einer wachsenden Bedrohung für den eigenen Fortbestand entwickelt, erhalten personifizierende Krankheitsvorstellungen neuen Aufwind. Besonders nahtlos lässt sich diese Analogiekette zwischen gesellschaftlichem Chaos und leiblicher Zerrüttung bei Martin Pansa nachvollziehen. Vordringlichste Aufgabe der Medizin bleibt damit zwar nach wie vor die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung einer körperlichen Ordnung, nur ihre Vorbildfunktion hat die Kulturwelt des Menschen dafür ein Stück weit eingebüßt. Ebenso verliert die Natur ihre Vorrangstellung als Bildquelle für die zeitgenössische Krankheitsmetaphorik. In diesem Sinne zeigt sich die figurative Konzeptualisierung der Ratgeber als Abbild der damaligen Lebensrealität.

---

<sup>729</sup> Logau (1654), S. 79.

### 3. Krankheit als Begegnung mit göttlichen Mächten

Eine umfassende Darstellung der Krankheitsmetaphorik innerhalb der Ratgeber kann natürlich nicht gelingen, wenn man einen Lebensbereich ausspart, der wie kaum ein anderer die frühneuzeitliche Alltagswirklichkeit bestimmte, nämlich jenen der spirituellen Glaubensausübung in seiner kanonischen oder anderweitig überlieferten Form („Aberglauben“), dessen damaliger Stellenwert in keinem Verhältnis zu seiner marginalen Bedeutung in den säkularen Gesellschaften der Gegenwart steht.

Bezogen auf die frühneuzeitliche Medizin hatte dies zur Folge, dass natürliche und übernatürliche Krankheitsursachen über alle Gesellschaftsschichten hinweg gleichberechtigte und häufig miteinander verschränkte Erklärungsschemata darstellten, wie es Jütte beschreibt.<sup>730</sup> Anklänge an moraltheologische Prinzipien sahen wir daher in Zusammenhang mit allen bisher untersuchten Bildfeldern. Da man eine übernatürliche Krankheit je nach Begleitumständen und dem soziokulturellen Hintergrund entweder auf göttlichen Willen, das Werk böser Geister oder einen anthropogenen Schadenszauber zurückführte, war auch das Feld der Heil- und Präventionsmethoden entsprechend breit und umfasste Praktiken der Iatrotheologie, Iatrodämonologie und Iatromagie.<sup>731</sup> Gerade im zeitgenössischen Volksglauben zeigte sich Jütte zufolge ein fließender Übergang zwischen magisch durchwirkten Heilungsriten und kirchlich-legitimierten Praktiken wie Buße, Fürbitte und Gebet.<sup>732</sup> Der größte Teil der akademischen Ärzteschaft propagierte in der Öffentlichkeit derweil allenfalls die letztere Praxis und beschränkte sich ansonsten trotz Anerkennung aller genannten übernatürlichen Ursachen auf die Behandlung natürlicher Krankheiten mit natürlichen Mitteln.

Welche religiös geprägten Krankheitsvorstellungen nun innerhalb der Ratgeber zum Tragen kommen und inwiefern jene metaphorisch durchdrungen sind, soll der Gegenstand des folgenden Kapitels sein. Fraglich ist dabei, ob eine Unterscheidung zwischen manifester Glaubenswahrheit und Metapher überhaupt möglich ist, ob auch der damalige Zeitgenosse eine entsprechende Trennung wahrgenommen hat, und falls ja, welche Relevanz er ihr beigemessen hätte. Zwar war sich schon der Theologe

---

<sup>730</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 42; vgl. auch Stolberg (2003), 49-59.

<sup>731</sup> Zu den Begrifflichkeiten vgl. Rothsuh (1978), S. 21, 46, 106.

<sup>732</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 153.

des Mittelalters der metaphorischen Art seiner Gottesvorstellung durchaus bewusst und gestaltete sie weit weniger nach anthropomorphen Gesichtspunkten als der einfache Zeitgenosse, wie Peter Dinzelbacher bemerkt.<sup>733</sup> Für die Ratgeberautoren, die in den selteneren Fällen ein abgeschlossenes Theologiestudium vorzuweisen hatten, dürfte dies jedoch ebenso wenig zugetragen haben, wie für ihre Patienten. Statt von Metaphern sollte man in dieser Hinsicht vielleicht eher von bildhaften Vorstellungen sprechen. Im Folgenden werden wir daher vielfach das Gebiet der Metapher im engeren Sinne verlassen und uns solchen Vorstellungen zuwenden, um aus dieser Perspektive ein besseres Verständnis jener Metaphern zu erreichen, die in diesem Umfeld gedeihen.

Im Aufbau möchte ich mich an gängigen Interpretationsmustern der damaligen Zeit orientieren. Von religiöser Seite deutete man körperliche Leiden laut Anja Lobenstein-Reichmann nämlich typischerweise nach drei Schemata: Als Spiegel der Sünde, als göttliche Strafe oder als Zeichen eines Gnadenzustandes.<sup>734</sup> Wie wir sehen werden, beherrschten diese teils metaphorischen Vorstellungen nicht nur die Wahrnehmung der Erkrankung, sondern auch den präventiven und therapeutischen Umgang mit ihr.

### *Krankheit als Spiegel der Sünde*

Die Krankheit bezeichnet man bis in die Moderne gemeinhin als ein Übel. Doch ist sie deswegen böse? Unter dem Bösen verstand Platon alles, was die Ordnung stört, was im Staat oder Menschen durch ein Fehlen von Form und Maß das Chaos fördert, wie der katholische Theologe Walter Simonis erläutert.<sup>735</sup> Im Christentum dagegen wird das Böse häufig gleichgesetzt mit der Sünde. Beide Ansätze berühren sich in der abendländischen Medizin und prägen das Sprechen über Krankheit. Luke Demaitre warnt zwar davor, Begriffe aus der lateinischen Fachsprache wie „malus morbus“, „peccatum humoris“, „corruptio virtutis“ bei der Übersetzung in die moderne Sprache mit einer christlich-moralischen Konnotation zu versehen,<sup>736</sup> nicht zuletzt, da der

---

<sup>733</sup> Vgl. Dinzelbacher (1996), S. 138.

<sup>734</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 51.

<sup>735</sup> Vgl. Simonis (2001), S. 80.

<sup>736</sup> Demaitre (1985), S. 339. Ein Begriff wie „malus morbus“ solle etwa mit schlimmer statt böser Krankheit übersetzt werden.

Gebrauch dieser Begriffe, wie Joseph Ziegler hinweist, weit in die vorchristliche Zeit zurückdatierbar ist. Gleichzeitig gibt Ziegler jedoch zu bedenken, dass sich die nachträgliche Verknüpfung entsprechender Assoziationen mit dem Aufstieg des Christentums nicht habe vermeiden lassen.<sup>737</sup>

Die Ratgeber erleichtern dieses Dilemma der korrekten Übersetzung insofern, da sie die genannten Konnotationen der Fachsprache vielfach einfach übernehmen: So erweisen sich ihre Ausführungen gerade im Zusammenhang mit den Seuchen als übervoll mit moralischen Krankheitsbegriffen. Zwar ist „das Böse“ auch in der deutschen Umgangssprache häufig nicht mehr als ein Maß für die Morbidität: die Pest und ihre Konsorten sind im Sinne Demaitres schwere Krankheiten. Doch wie der Krebsdiskurs zeigt, geht diese Konzeptualisierung dort über eine bloße Intensität der Erkrankung hinaus, wo das Böse als ihre spezifische Eigenart postuliert wird. Der Begriff der „bösen Seuche“, den Zapf für den Titel seines Ratgebers nutzt,<sup>738</sup> wird damit zum festen Terminus, die Pest und das Böse zum Synonym. Wie bereits erwähnt, leitet sich dies meist direkt aus dem medizinischen Fachvokabular ab, etwa bei Michael Feige, der auch von „*febribus malignis & pestilentialibus*“ spricht.<sup>739</sup> Alle an ihrer Entstehung beteiligten Faktoren haben Anteil an dieser Eigenschaft: Sei es die „böse[...] Lufft“ bei Thomas Reinesius,<sup>740</sup> seien es auch die „bösen (...) Zündell“ Bernhard Rottendorffs<sup>741</sup> oder die „bösen Feuchtigkeiten“ Johann Hagers.<sup>742</sup> Dass mit dem Konzept der Bosheit das Ausmaß ihrer Verheerungen weniger gemessen als vielmehr begründet wird, zeigen einige Autoren nur allzu deutlich. So rührt die Wirkung des Pestgifts laut Rottendorff von „angearterter Bößhafftigkeit“ her<sup>743</sup> und Reinesius spricht noch drastischer sogar von einer „grewlichen vnd Vnmenschlichen Boßheit“, die der Seuche zu eigen sei.<sup>744</sup> Der Krankheit wird in den Ratgebern also eine

---

<sup>737</sup> Vgl. Ziegler (1998), S. 48-49. Fraglich ist meiner Meinung nach auch, ob die antike Medizin mit ihren Ursprüngen im Kult des asklepiadischen Arzt-Priesters jemals eine strikte Trennung zwischen physischer und moralischer Krankheit gekannt hat.

<sup>738</sup> Zapf (1666), fol. A1r.

<sup>739</sup> Feige (1630), fol. C2r.

<sup>740</sup> Reinesius (1625), S. 5.

<sup>741</sup> Rottendorff (1665), S. 9.

<sup>742</sup> Hager (1676), fol. A3r.

<sup>743</sup> Rottendorff (1665), S. 4.

<sup>744</sup> Reinesius (1625), S. 5.

geradezu dämonische Verkommenheit zugeschrieben,<sup>745</sup> ihr Wüten in unmittelbarer Weise mit der Sünde in Verbindung gebracht: Ihr Krankheitsstoff selbst ist es, der nach den Worten des Freiburger Arztes Johann Federers nicht aufhören könne im Körper „nach seiner *perniciosischen* Arth zu *peccieren*“,<sup>746</sup> am Leib also schlimme Missetaten zu begehen. Diese moralische Konzeptualisierung der Seuchen, macht sich auch im gesellschaftlichen Diskurs bemerkbar, wo die Krankheit selbst wiederum als wertende Metapher gebraucht wird, um missliebige Gegenstände oder Zustände zu benennen.<sup>747</sup> Laut Adam von Lebenwaldt sei das lateinische „*pestis*“ nämlich auch als Bezeichnung für einen schlechten Menschen verbreitet, „welcher andere verführet und zu bösen Sitten anreizet“.<sup>748</sup> Martin Luther wiederum nannte in einer Art metaphorischem Zirkelschluss die allenthalben überhandnehmende Sünde eine „geistliche Pestilenz“.<sup>749</sup>

Tatsächlich ist die Krankheit konzeptuell seit der Antike mit der Sünde verbunden gewesen, schließlich bezeichnet das nach traditioneller Sicht für die Seuchen verantwortliche Miasma (μίασμα) im Griechischen doch ursprünglich Verunreinigung und Vergehen.<sup>750</sup> Entsprechend ist die in den Ratgebern vielbeschworene Bösartigkeit der Krankheit nicht zu trennen von ihrer ebenso häufig erwähnten Unreinheit, die wir wiederum als physisch-metaphysisches Bindeglied zum Menschen kennengelernt haben: Ihre Verkommenheit ist nur ein Spiegel des moralischen Zustands des Patienten. Denn aus Schmutz und Schande geboren sucht sich die Seuche jenen Menschen als Opfer, der von gleicher Art ist wie sie selbst: den Sünder.

---

<sup>745</sup> Wenn ihre Rhetorik bisweilen auch dämonologische Krankheitstheorien anklingen lassen mag, werden derlei Ätiologien jedoch nur am Rande thematisiert, etwa bei Michael Feige, der „Zaubereien vnnnd Teufels=Künste“ als eine mögliche Ursache der Pest nennt. Feige (1630), fol. B1r. Beinahe beschwichtigend äußert sich Ludwig von Hörnigk zu dieser durchaus anerkannten Krankheitsursache: „[N]it jederzeit“ entspringe die Pest „vom Teuffel/ wie etliche vermeynen“. Hörnigk (1644), S. 146. Auch geschehe dies nie ohne „Zulassung Gottes“, wie Adam von Lebenwaldt erläutert. Lebenwaldt (1695), S. 138.

<sup>746</sup> Federer (1607), S. 20f.

<sup>747</sup> Beispielsweise den „falschen“ Glauben im Kampf der Konfessionen. Vgl. Greenspan (2005), S. 212-227.

<sup>748</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1.

<sup>749</sup> Luther et al. (1590), fol. 174r.

<sup>750</sup> Vgl. Jacobitz/Seiler (1850), S. 933: „μίασμα“ = 1. Verunreinigung, Befleckung 2. Verbrechen, Schandthat, Gräueltat, Schandfleck.

Ein solcher ist nach der paulinisch-augustinischen Lehre der Erbsünde allerdings jeder Mensch, der in Nachkommenschaft Adams geboren ist, wie Walter Simonis erklärt.<sup>751</sup> Die Erbsünde stellt dabei eine moralische Grundschuld dar, auf der die anderen Sünden<sup>752</sup> aufbauen. Zwar gilt der katholische Gläubige seit dem tridentinischen Konzil (1545-1563) durch die Taufe von ihrer Sündenschuld befreit.<sup>753</sup> Durch den hereditären Trieb zum Bösen, der als „eine Begierlichkeit oder Zunder“ auch nach der Taufe zurückbleibt,<sup>754</sup> entgeht jedoch allenfalls ein Heiliger der baldigen Regression in einen Zustand, den der Protestant nie verlässt.

Auch wenn das frühneuzeitliche Sündenverständnis die Menschen relativ gleich macht in ihrer Unvollkommenheit – Sündenschuld und damit verbundenes Seuchenschicksal insgesamt also einen kollektiven Charakter haben – mildert dies nicht das individuelle Stigma des Betroffenen: Wen es auch trifft, er muss es mehr als andere verdient haben. Die Umstehenden wie der Patient selbst werden im Nachhinein sicher genügend Begebenheiten zusammenzutragen wissen, die auch seine besondere Einzelschuld bezeugen. Dies galt laut Susan Sontag noch für die psychologischen Krankheitstheorien des 19. und 20. Jahrhunderts, welche etwa die Krebserkrankung als moralische Strafe konzeptualisierten.<sup>755</sup> Im frühneuzeitlichen Pestfall waren die sozialen Folgen für den Betroffenen derweil so verheerend, dass Jütte zufolge viele ihre Krankheit so lange wie möglich verborgen hielten.<sup>756</sup> Infektiologische Erwägungen mögen für das Stigma der Unberührbarkeit zwar unter den maßgeblichen, aber sicherlich nicht die einzigen Beweggründe gewesen sein. Nicht zuletzt bedingt die relative Nähe von physischer und metaphysischer Krankheit, dass sich für den Arzt ein lukratives Betätigungsfeld in direkter Nachbarschaft zur prestigeträchtigen Geistlichkeit eröffnete: die purgierende Therapie (als Pendant zur Beichte) sowie seine gutachterliche Tätigkeit, in deren Rahmen er den Genesenen vom Vorwurf der

---

<sup>751</sup> Simonis (2001), S. 165.

<sup>752</sup> Zum langen protestantischen Lasterkatalog im Zusammenhang mit den frühneuzeitlichen Pestzügen vgl. Lang (2004), S. 143f.

<sup>753</sup> Vgl. Smets (1843), S. 22.

<sup>754</sup> Ibid., S. 24.

<sup>755</sup> Vgl. Sontag (1978), S. 50-57.

<sup>756</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 169f, 173.

körperlichen Unreinheit (als Pendant zur Sünde) freisprechen konnte. Letztere Dienstleistung beschreibt Mitchell Hammond etwa als äußerst nachgefragt.<sup>757</sup>

### *Die göttliche Strafe*

Bis in die Frühe Neuzeit verstand man die Seuche bekanntlich als göttliches Sanktionsmittel – eine Vorstellung, deren metaphorischer Gehalt allerdings von Standpunkt zu Standpunkt differierte. Während im 16. Jahrhundert theologische und medizinischen Pestschriften noch um die Deutungshoheit darüber rangten, bis zu welchem Grad die Pest eine übernatürliche Plage sei, etablierte sich Matthias Lang zufolge bald die gemeinsame Linie, in ihr zwar eine göttliche Strafe zu sehen, welche wider die Sünden der Menschen in die Welt gesandt sei, ihre natürlichen Ursachen jedoch als sekundäre Krankheitsvermittler gelten zu lassen.<sup>758</sup> Gott als erste Ursache abzulehnen, wäre dagegen keinem Mediziner eingefallen, denn dass physische Übel wie die Krankheit in der Welt nur nach seinem allmächtigen Willen Bestand haben können, war *Common Sense*. Nicht umsonst leitet sich das frühneuhochdeutsche „*pein*“ als Bezeichnung für den Schmerz vom Lateinischen „*poena*“ für Strafe ab<sup>759</sup> und weist laut Lobenstein-Reichmann einen Bedeutungsrahmen auf, der die ganze Breite von der geistig-körperlicher Beschweris bis zur ewigen Verdammnis abdeckt.<sup>760</sup> Solche Konzeptualisierungen wurden durch die Bibelrezeption seit der Antike verinnerlicht. Denn die Schrift betrachtet das physische Übel, wie Simonis betont, allein als Strafe für das böse Wollen des Menschen, aus dem die Sünde hervorgeht.<sup>761</sup> Nach der augustinischen Gnadenlehre ist diese Strafe allerdings kein wirkliches Übel, sondern Ausdruck göttlicher Barmherzigkeit: Durch sie soll der Mensch zur Umkehr bewegt werden.<sup>762</sup> Für den gläubigen Christen muss dies ein tröstender Gedanke gewesen sein. Fest steht, dass sich alle theologischen Seuchenschriften dieser

---

<sup>757</sup> Vgl. Hammond (2005), S. 105.

<sup>758</sup> Vgl. Lang (2004), S. 179. Grundlage dieser Übereinkunft sei der Aristotelische Kausalitätsbegriff, der eine Unterscheidung zwischen „*causa prima*“ (Gott) und „*causae secundae*“ (natürliche Ursachen) ermöglicht. Ibid, S. 154.

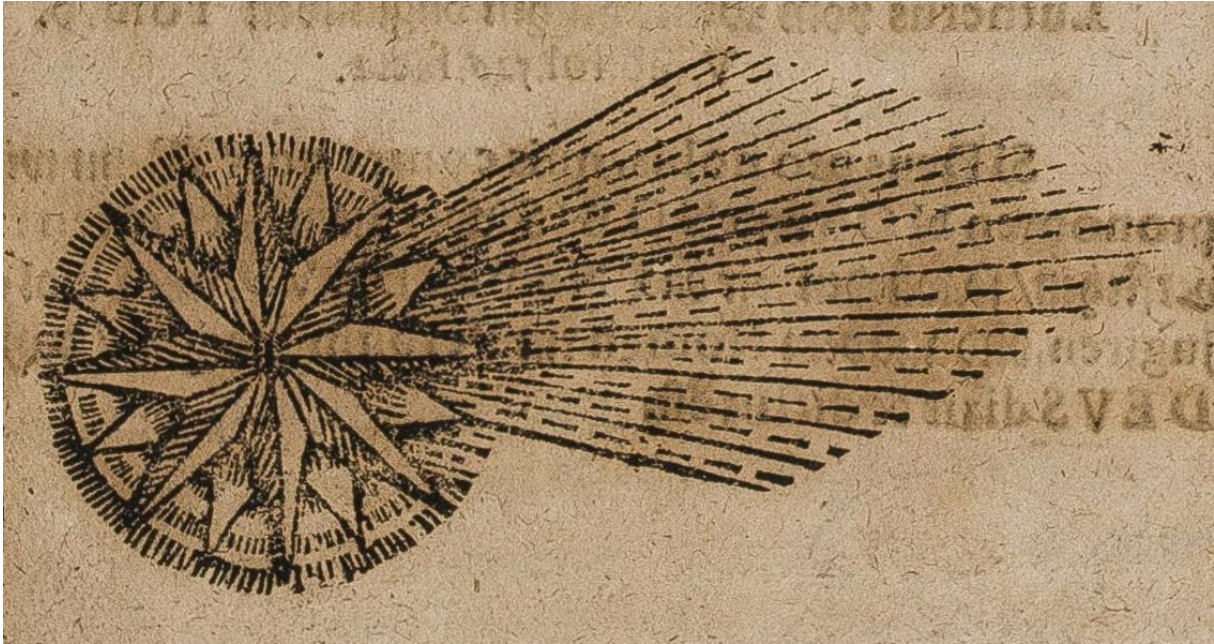
<sup>759</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 51.

<sup>760</sup> Ibid., S. 54.

<sup>761</sup> Vgl. Simonis (2001), S. 125.

<sup>762</sup> Ibid., S. 158.

Rhetorik bedienen. In Analogie zur Rolle des Hausvaters zeichnen sie das Bild eines Gottes, der die Menschen wie ungezogene Kinder mit der „Zuchtrute der Pestilenz“ maßregelt, eine recht „pädagogische Metapher“, wie Hans Lang urteilt.<sup>763</sup> Als sichtbares Pendant dieser Rute interpretierte man laut Hartmut Lehmann derweil leuchtende Himmelserscheinungen, wie den gekrümmten Schweif des unheilvollen Kometen von 1618.<sup>764</sup>



*Abb. 10: Eine „Zorn Ruthe (...) in gestalt eines Roth Fewrigen Sterns mit einem erschrecklichen langen Schwantz oder Besem“ habe Gott den Menschen als Vorzeichen seiner Plagen gesandt, verkündet im Jahre 1618 der Pfarrherr Theodor Majus.<sup>765</sup>*

Auch in den ärztlichen Ratgebern findet sich diese Metapher in all ihren Nuancen. Wie Victor Gregorii verkündet, sei die Pest nichts anderes „als eine Ruhte/ Straffe/ vnd strenge Gericht Gottes“.<sup>766</sup> Die Gerechtigkeit dieses göttlichen Urteils erweist sich damit von selbst. Keinen Zweifel lässt etwa Christian Crocius daran, dass der lasterhafte Mensch „Gottes Ruthe täglich verdienet“.<sup>767</sup> Zweck der Pest sei dabei nach

---

<sup>763</sup> Lang (2004), S. 150.

<sup>764</sup> Vgl. Lehmann (1985), S. 684, 688.

<sup>765</sup> Majus (1618), fol. A1r.

<sup>766</sup> Gregorii (1636), S. 8. Vgl. Willich (1564), fol. A2v.

<sup>767</sup> Crocius (1666), fol. A2r.



Meinung des Nassauer Arztes Jakob Tabernaemontanus letztlich, dass er die Menschen „als mit einer ruten vnd vätterlichen züchtigung“ wegen ihres „sündlichen lebens heimsüchte/ vnnd zur buß vermanet“.<sup>768</sup> Weit weniger väterlich wirken dagegen die weiteren Waffen, die dem zornigen Gott metaphorisch in die Hand gelegt werden. Von pädagogischem Wert sind seine Strafen dann allenfalls noch für den unbeteiligten Dritten. Von geistlicher Seite werde die Pest häufig „eine Geißel/ Pfeil/ Rach-Schwerdt und Straff-Ruthen Gottes“ genannt, verbreitet etwa Adam von Lebenwaldt.<sup>769</sup> Während das Schwert als Waffe eine ambivalente Stellung einnimmt und sehr wohl auch als Richtschwert im Sinne des göttlichen Strafgerichts gedeutet werden kann, scheint der Pfeil schon eher in die Sphäre des Krieges zu weisen. Nach der Rute ist die Geißel vielleicht noch das harmloseste Büsserwerkzeug. Als solche konzeptualisiert auch der Universalgelehrte Joseph Grünpeck, was er unter den göttlichen Plagen versteht, und zwar auf sehr graphische Weise.

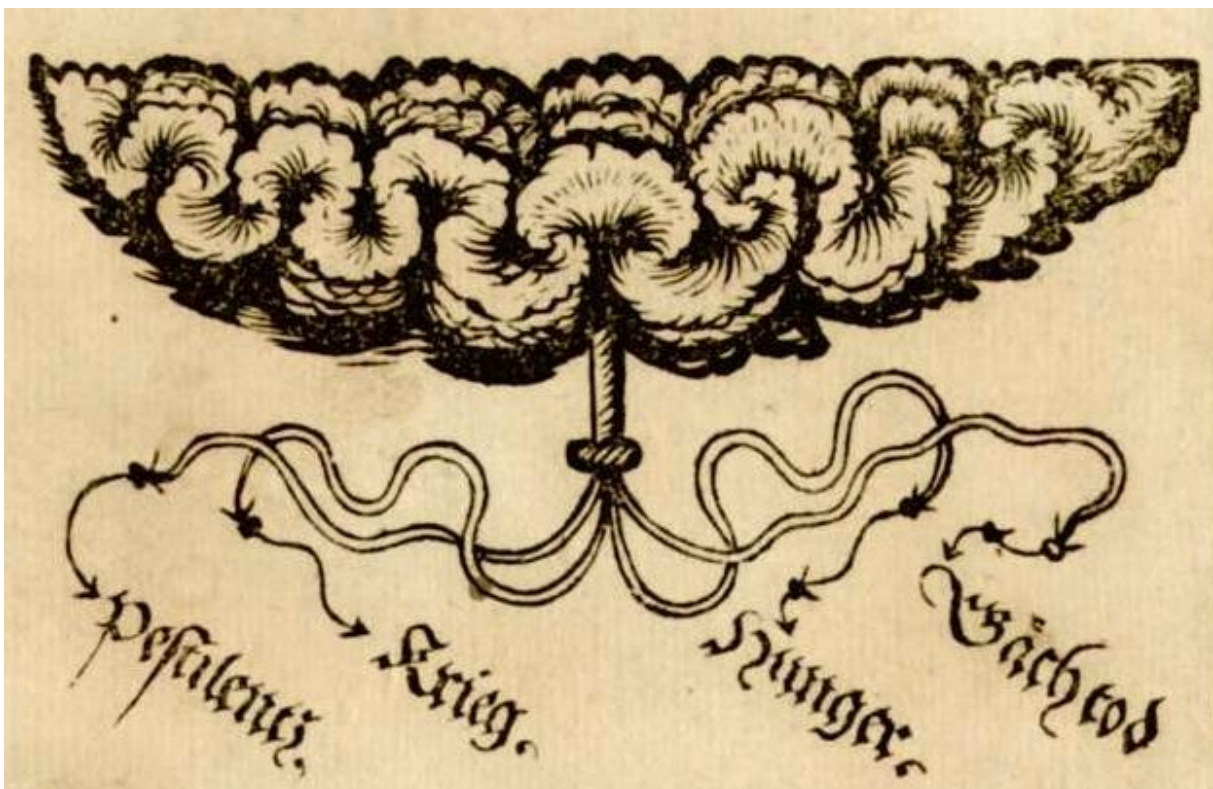


Abb. 11: Die vierschwänzige Geißel symbolisiert in der Neuauflage eines astrologischen Werks von Joseph Grünpeck die Strafen Gottes.<sup>770</sup>

<sup>768</sup> Tabernaemontanus (1564), fol. 1r.

<sup>769</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1.

<sup>770</sup> Grünpeck (1522), fol. A1r.

Diese üblicherweise als Trias genannten göttlichen Plagen, gelten jedoch nicht nur in der christlichen Tradition als Geißeln der Menschheit. Um die grassierenden Seuchen in einen größeren historischen Kontext einzuordnen, die heidnischen Quellen ihres medizinischen Wissens als kongruent zur biblischen Wahrheit darzustellen und damit letztlich ihre überlegene Bildung zu demonstrieren, zitieren Ärzte wie Georg Grauchen in ihren Ratgebern gerne auch den delphischen Orakelspruch zur attischen Pest:

„Krieg/ thewre Zeit [Hungersnot]/ vnd Pestilentz  
Werden gehen weit an alle Grentz.“<sup>771</sup>

Letztlich werden Krieg und Seuche auch aus der Perspektive der göttlichen Strafen stets in Zusammenhang gebracht, sei es durch bloße gemeinsame Nennung oder durch Konzeptualisierung des einen durch die Werkzeuge des anderen. Sicher ergeben sich diese Überschneidungen auch durch ihre große zeitliche und morphologische Nähe: Nicht nur treten beide erfahrungsgemäß gemeinsam auf, auch sind ihre Verheerungen kaum voneinander zu unterscheiden.

Auf Grundlage dieser Analogie, treiben es einige Zeitgenossen so weit, den Seuchen gar die Dimension eines göttlichen Feldzuges zuzuschreiben: Ein „Krieg Gottes mit den Menschen“ sei die Pest nicht nur nach Ansicht des Arztes Adam von Lebenwaldt, der sich damit auf eine Quelle der lateinischen Fachprosa bezieht.<sup>772</sup> Natürlich tritt der biblische Gott jedoch nicht persönlich aufs weltliche Schlachtfeld, sondern sendet wie im Alten Testament üblich seine strafenden Engel aus. So erinnert Michael Feige aus gegebenem Anlass daran, wie Gott durch seine „Würg=Engel“ schon einst „alle Erstgeburten in Egypten=Land erschlagen“<sup>773</sup> und selbst unter den Israeliten „in dreyen Tagen Siebentzig=Tausent Menschen erwürget hat“<sup>774</sup> als Strafe für die Volkszählung durch König David.

---

<sup>771</sup> Grauchen (1607), fol. A1v.

<sup>772</sup> Lebenwaldt (1695), S. 1. Der Leibarzt verdeutscht damit eine Passage aus dem „Tractatus de peste“ des päpstlichen Juristen Gianfrancesco Riva von 1538. Sogar in der Übertragung eines Geistlichen nämlich des Wiener Fraters Ferdinand Hauck wird die Pest als ein solcher „Krieg Gottes“ bezeichnet. Marchini/Hauck (1679), S. 1.

<sup>773</sup> Feige (1630), fol. F4r.

<sup>774</sup> Ibid., fol. B1r.

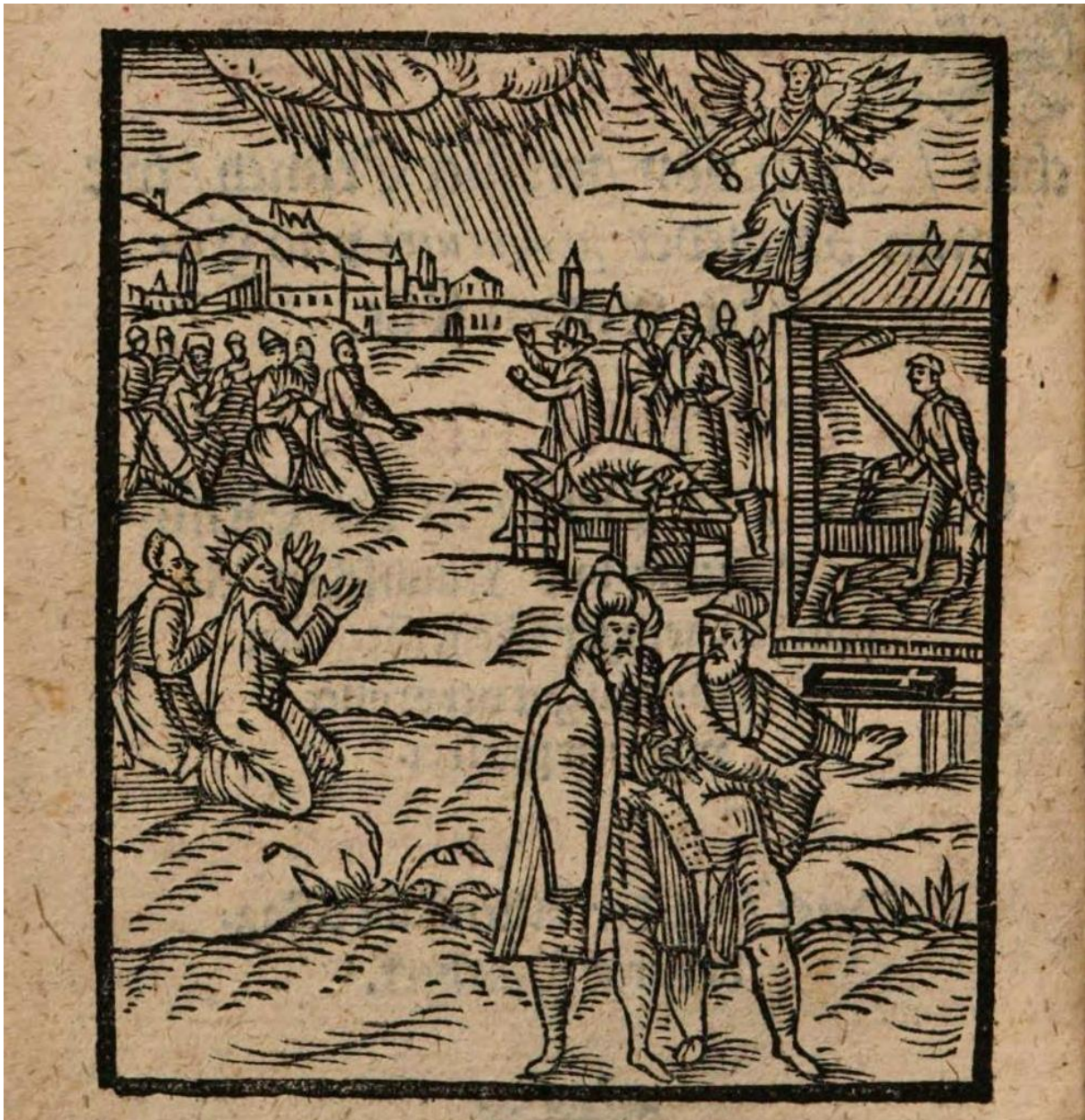


Abb. 12: Ein göttlicher Rache-Engel bringt in der theologischen Pestschrift des Magdeburger Pfarrherren Johann Baumgart die Strafe der Pest über Jerusalem.<sup>775</sup>

Auch in jetziger Pestzeit habe der himmlische Rächer nach Darstellung des Christian Crocius<sup>776</sup> und Thomas Reinesius seine Vasallen wieder losgeschickt, um den Menschen mit „dem gezuckten scharffen Schwerdte des WürgEngels“ zu richten.<sup>777</sup> Keinem sehr positiven Gottesbild entspringt das Motiv des Todesengels, dessen

<sup>775</sup> Baumgart (1582), fol. A1v.

<sup>776</sup> Vgl. Crocius (1666), fol. A2r: „Wurg-Engel“.

<sup>777</sup> Reinesius (1625), fol. A2r.

ikonographische Repräsentationen Dinzeltbacher vom Mittelalter bis in die Barockzeit verfolgen konnte,<sup>778</sup> das aber selbst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch in der Medizin ein schattenhaftes Dasein fristete.<sup>779</sup>

Für den Patienten der Frühen Neuzeit spricht Werfring dem Konzept des strafenden Gottes in all seinen metaphorischen Ausprägungen gleichwohl nicht ab, auch seine sinnstiftenden Seiten besessen zu haben, versieht es die Sinnlosigkeit des Seuchentods doch mit einer Gesetzmäßigkeit, die dem Talionsprinzip entspringt:<sup>780</sup> Der Mensch beleidigt Gott durch sein Ungehorsam, also straft Gott ihn dafür. Die Gesetze, auf denen diese höhere Gerechtigkeit fußt, sind jedem Menschen durch Predigt bekannt, ihre Umsetzung also nur gerecht.

Abgesehen von seinen sinnstiftenden Aspekten scheint das von Ärzten vehement kolportierte Konzept der Seuchenstrafe die Mediziner allerdings zunächst vor ein gewisses Dilemma zu stellen, denn durch welche weltlichen Bemühungen ist einer solchen Krankheit überhaupt noch beizukommen? Schon von geistlicher Seite ist diese Frage nicht unumstritten. Wie der Tübinger Pfarrer Johannes Brenz in seiner Pestschrift verdeutlicht, geben nicht wenige Theologen zu bedenken, es sei

„wider den Glauben/ das man sich vor der Pestilentz/ vnd dem todt fürchte/ auch auß solcher forcht/ entweder Artzney gebrauche/ oder von dem sterbenden ort/ an andere sichere ort fliehe/ vnnd also sich/ so vil an jm ist/ der gewaltigen Hand Gottes widersetze“.<sup>781</sup>

Wenn die Pest göttlicher Wille ist, fügen jegliche Versuche dieser verdienten Strafe zu entgehen dem zu ahndenden Sündenkatlog nur noch weitere Vergehen hinzu. „Etliche andere“ widersprechen laut Brenz dieser Ansicht jedoch und postulieren solche rettenden Maßnahmen vielmehr mit dem Argument, „man soll Gott nicht

---

<sup>778</sup> Vgl. Dinzeltbacher (1996), S. 172, S. 181-187.

<sup>779</sup> Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts fürchtete man mit der Diphtherie eine gleichfalls tödliche Infektionserkrankung als einen „Würgeengel der Kinder“. Suerbaum et al. (2016), S. 310. Auch wenn sich diese Metapher durch die typischen Schwellungen im Kehlkopfbereich zugegebenermaßen aufdrängen mag, werfen ihre moralischen Implikationen doch Fragen auf.

<sup>780</sup> Vgl. Werfring (1999), S. 36.

<sup>781</sup> Brenz (1565), S. 9.

versuchen“,<sup>782</sup> indem man ihn zu einem Eingreifen zwingt, da der frühe Seuchentod des einen oder anderen seinem göttlichen Willen zuwiderlaufen könnte. Luther selbst lässt laut Wolfgang Beutin sowohl die medizinische Vorsorge als auch die Flucht zu – letztere allerdings unter der Einschränkung, dass die betreffende Person keine verantwortungsvolle Position in der Gemeinde innehaben darf. Sogar Calvin, nach dessen Prädestinationslehre sich doch überhaupt alle Fluchtversuche erübrigen müssten, fordert laut Matthias Lang, man solle in dieser Frage die Vernunft gebrauchen.<sup>783</sup> Bei der persönlichen Umsetzung könnten beide freilich nicht unterschiedlicher sein: Während Luther bleibt, zieht Calvin die Flucht vor – gerade mit Hinweis auf seine unentbehrliche Position in der Gemeinde, wie Beutin berichtet.<sup>784</sup> In vergleichbarem Maße divergieren auch die ärztlichen Ansichten in den Ratgebern. Aus der verbreiteten Konzeptualisierung der Seuche als einer göttlichen Strafe ergibt sich zunächst eine so hoffnungslose Unterlegenheit des Menschen, dass scheinbar nur zweifelhafte Flucht oder fromme Duldung als Auswege in Frage kommen. Tatsächlich gehört gerade der Fluchtaufruf laut Eikermann und Kaiser zu den anerkanntesten Präventionsmaßnahmen in Seuchenzeiten.<sup>785</sup> In den ärztlichen Ratgebern sind derlei Anweisungen häufig vertreten, etwa bei Heinrich Schiller: Ist die Luft von der Pest vergiftet, so gelte „das alte Sprüchwort: *Citò, longè, tardè*, ein par neue Schuh angezogen/ und auß dem Staub weyt darvon“.<sup>786</sup> Auch Martin Pansa zufolge ist in diesem Fall „die *fuga*, vnd die enderung der Orten zu rathen/ jedoch daß man an gesunde örter fliehe“.<sup>787</sup> Auch wenn sie die Wirksamkeit weltlicher Bemühungen damit ausdrücklich betonen, scheinen sie der Bedeutung ihres Berufsstandes doch merkwürdig wenig Geltung einzuräumen. Als eine mögliche Erklärung dieses vernünftigen aber doch beinahe als Eingeständnis ärztlicher Machtlosigkeit zu lesenden Rates zitiert Werfring die kritische Einschätzung des siebenbürgischen Arztes Adam Chenot (1776), demzufolge seine Vorgänger die Verantwortung für die Pest durch theologische Konzeptualisierung bewusst auf die

---

<sup>782</sup> Ibid., S. 10.

<sup>783</sup> Vgl. Lang (2004), S. 141.

<sup>784</sup> Vgl. Beutin (2011), S. 186.

<sup>785</sup> Vgl. Eikermann/Kaiser (2011), S. 16.

<sup>786</sup> Schiller (1606), S. 11.

<sup>787</sup> Pansa (1614a), S. 11.

Geistlichkeit abgeladen haben, um kontagiöse Kranke von sich fernzuhalten und selbst die eigene Flucht noch zu rechtfertigen.<sup>788</sup> Während Chenot wenigsten den Vorwurf des Vorsatzes relativiert, indem er auf die mentalitätsprägende Rolle antiker und biblischer Konzepte hinweist, erscheint es zumindest bezogen auf die Seuchenratgeber einigermaßen absurd, anzunehmen, dass sich die Ärzte derart offen zu ihrer Hilflosigkeit bekannt hätten. Tatsächlich bezieht sich Schillers Rat allein auf „gefährliche grosse Sterbensläuffte“,<sup>789</sup> wie sie sich nur in seltenen Fällen ergäben, und auch Pansa entbindet seine Empfehlung zur Flucht ebenso wenig wie Schiller von seitenlangen und mit Selbstbewusstsein vorgetragenen Gesundheitsanweisungen für denjenigen, der „nicht weichen kann“.<sup>790</sup> Solche Aufrufe gelten in den Ratgebern, gerade wenn deren Autoren Stadtärzte sind, also stets unter Vorbehalt, denn ein Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung soll unter allen Umständen vermieden werden. Mit am deutlichsten lässt diese Bedenken Victor Gregorii durchscheinen, der die Risiken der Flucht sorgfältig mit jenen des Gottvertrauens abwägt:

„In Betrachtung/ daß wol ehe die jenigen so geflohen/ bey jrer Wiederkunfft am ersten dahin gestorben/ Derowegen meines wenigen Erachtens nach man mitten in Flammen billig Gott vertrawen vnd gedültig darbey sein sol/ Insonderheit die jenige/ So Ampts vnd Gewissens halben nicht fliehen können“.<sup>791</sup>

Der Vorstellung, "man könne der Pest über eine Wagenleiß [=Wagenspur] entfliehen",<sup>792</sup> erteilt Johann Stentzel schon allein aus praktischen Gründen eine völlige Absage: „wann (...) das gantze Land mit der leydigen Sucht angesteckt/ wie soll einer sich mit der Flucht befreyen?“<sup>793</sup> Theologische Bedenken führt wiederum Thomas Reinesius an: Da „Gott diese vnnnd andere Straffen vber vns schicket“ sei es

---

<sup>788</sup> Vgl. Werfring (1999), S. 33f.

<sup>789</sup> Schiller (1606), S. 11; vgl. ebenso Feige (1630), fol. D4v: „Wo aber die Pest schon zimlich eingerissen/ vnd starck an einem Ort grassiret/ (...) vnd sonderlich einer furchtsam ist“.

<sup>790</sup> Pansa (1614a), S. 11.

<sup>791</sup> Gregorii (1636), S. 33.

<sup>792</sup> Stentzel (1683), S. 2.

<sup>793</sup> Ibid., S. 45.

„vnzweifelich“, dass „niemand derselben entfliehen kann“.<sup>794</sup> Dass einige frühneuzeitliche Ärzte das Feld damit nun vollends der Geistlichkeit überlassen hätten, lässt sich daraus jedoch ebenso wenig ableiten. Vielmehr verwenden Ärzte wie Reinesius gerade das theologische Seuchenkonzept als Angelpunkt, um die eigene Praxis und Wissenschaft zu rechtfertigen.

„So sol doch/ weil vns Gottes geheimer Rath/ was er mit einer oder andern Straffe meyne/ auch was er vber eines oder des andern Kranckheit beschlossen vnbeusst/ Er auch mitten im Zorn Gnade einwenden/ vnnd zur Artzney sein gedeyen geben kann vnnd will/ niemand ihn versuchen/ vnd die von ihm befohlene vnd gewiesene Mittel vnterlassen/ oder muthwillig verachten.“<sup>795</sup>

Demnach seien Arzneien als ebenso gottgegeben anzusehen wie die Krankheiten selbst.<sup>796</sup> Welches Schicksal einem jeden Menschen blühe, ob früher Seuchentod oder Greisenalter, wisse aber allein Gott. Wer also mutwillig auf medizinischen Beistand verzichte, ohne seinen göttlichen Plan zu kennen, führe Gott in Versuchung. Ausgerechnet das martialische Bild des Würgeengels erweist sich in den Seuchenratgebern nun als Schlüssel dazu, wie man den einmal gefassten göttlichen Plan in gnädigere Bahnen lenken könne. Das biblische Vorbild ist hierbei die bereits erwähnte Erzählung von der Seuchenstrafe für die Volkszählung Israels: „Vnd da der Engel seine hand ausstreckt vber Jerusalem/ da er sie verderbet/ Rewete es den HERRN vber dem vbel/ vnd sprach zum Engel zu dem Verderber im volck/ Es ist gnug/ las nu deine hand ab“.<sup>797</sup>

Den strafenden Gott gnädig zu stimmen, sei somit die vordringlichste Aufgabe des Patienten, wie Stentzel ausführt. Denn der Zorn Gottes sei "mit Vätterlicher Barmhertzigkeit vermischet",<sup>798</sup> so dass er ihn aus Reue jederzeit wieder fallen „vnd also den gesandten Straff-Engel das gezuckte Schwert einstecken lassen" könne.<sup>799</sup>

---

<sup>794</sup> Reinesius (1625), S. 1.

<sup>795</sup> Ibid., S. 1f.

<sup>796</sup> Vgl. Schiller (1606), S. 25: „Ich [Gott] hab den Arzt gemacht/ vnnd die Kräuter auß der Erden erschaffen/ laß ihn nicht von dir/ denn du bedarffest seyn“.

<sup>797</sup> Luther (1545), 2.Sam 24,14.

<sup>798</sup> Stentzel (1683), fol. )(4v.

<sup>799</sup> Ibid., S. 18.

Damit er „sein außgezogen schwert von vns guttigklich abwenden wolle“ empfiehlt Bosch daher die Anrufung durch das Gebet.<sup>800</sup> Die Botschaft dieser Ärzte, welche allesamt den strafenden Charakter der Seuche anerkennen, liest sich wie folgt: Für sich genommen bewirken Medizin und Glaube wenig, zusammen ergeben sie jedoch einen kraftvollen Synergismus. Erst durch die Gnade Gottes werden die ärztlichen Maßnahmen zu wirksamen Waffen gegen die Krankheit, ohne medizinischen Beistand lässt sich jedoch auch kein Gottvertrauen rechtfertigen. Stentzel konzeptualisiert seine Bußübungen sogar in selber Weise wie seine Anweisungen zur häuslichen und leiblichen Reinheit, versteht er darunter doch das „Gewissen [zu] purgieren/ [zu] reinigen vnd den darinn schon lang gelegnen Unrath/ das ist/ die Sünde [...] auß[zu]führen“.<sup>801</sup> Was anfangs wie ein rein passives Konzept erscheint, dem der Mensch auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist, entwickelt sich in den Ratgebern zu einem Narrativ, welches den Patienten durch aktive Mitarbeit zur Selbstheilung ermächtigt. Geradezu anmaßend müssen einem Geistlichen die Worte Stentzels erscheinen, wenn er beschwört, Gott lasse sich noch die gezückte Rute durch „wahre Buß vnnd Gebett [...] auß den Händen nemmen“.<sup>802</sup>

### *Krankheit als Gnadenzustand*

Galt Krankheit in der religiösen Deutung der Frühen Neuzeit noch vielfach als Zeichen der Sünde, betrachtete man sie laut Bianca Frohne gleichzeitig aber auch als Ausweis der Erwählung durch Gott, schließlich stellte das für alle Außenstehenden nur allzu augenscheinliche Leid eine anerkannte Möglichkeit dar, sich nicht nur sein Seelenheil durch Sühne zu verdienen. Auch eine Veredelung des Geistes gehe damit einher, wie frühneuzeitliche Patienten in autobiographischen Schriftzeugnissen nicht müde wurden zu erläutern.<sup>803</sup> Diese Konzeptualisierungen wurden entsprechend gerne zum

---

<sup>800</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol A3v. Vgl. Reinesius (1625), S. 1: Er rät daneben zu „wahrer Busse“ und „Christlichem Gottseligem Wandel“.

<sup>801</sup> Stentzel (1683), S. 16f.

<sup>802</sup> Ibid., )?(4v.

<sup>803</sup> Vgl. Frohne (2014), S. 332-333.



Anlass genommen, die eigenen Gebrechen in umso wundersameren Bildern zu schildern.<sup>804</sup>

Das Leiden der Pest scheint für diese Form der Selbstdarstellung zunächst nur mäßig geeignet, ist ihr Krankheitsverlauf doch üblicherweise kurz und tödlich. Zumindest die theologischen Pestschriften greifen dennoch auf ähnliche Narrative zurück und setzen auf ihre trostspendende Wirkung gegenüber Sterbenden und deren Angehörigen. Einen möglichen Ansatz stellen argumentative Bemühungen dar, den strafenden Charakter der Seuchen nach Belieben umzudeuten. So bezeichnen Geistliche die Seuche in Anlehnung an das Buch Hiob mitunter auch als göttliche Feuerprobe, mit welcher der Schöpfer gerade den Rechtschaffenen zu prüfen gedenke,<sup>805</sup> den Pesttod wiederum als Gnade, die er gerade den Frommen zuteilwerden lasse, um sie aus dem irdischen Jammertal schon früh in seinen erwählten Schoß zurückzuholen.<sup>806</sup> Doch auch in ihrer Konzeptualisierung als Strafe kann die Seuche noch auf einen Zustand der Auserwählung hindeuten, schließlich muss sich der Patient dieses göttlichen Eingriffs, dessen Ziel, wie wir am Bild der Rute gesehen haben, eben auch pädagogischer Natur ist, überhaupt erst als würdig erwiesen haben. Spätere Schriften nehmen daher ein salomonisches Sprichwort<sup>807</sup> zum Anlass, die Pest sogar als ein Zeichen der göttlichen Liebe zu deuten wie das Beispiel des Bischofs von Cádiz zeigt,<sup>808</sup> dessen spanische Predigten über die jesuitische Übersetzung<sup>809</sup> auch im deutschsprachigen Raum rezipiert wurden. Des identischen Wortlauts bedient sich der katholische Geistliche Emericus a Sancto Stephano in seiner Prager Chronik:

---

<sup>804</sup> Ibid., S. 336.

<sup>805</sup> Vgl. Rhode (1583), fol. 150r: „will unser getrewer Gott/ der rechtschaffenen Christen Glauben vnd Liebe probieren/ wie er den lieben Job auch mit Blatern probieret hat/ denn der Gerechte wird durchs Creutz/ wie das Goldt durchs Fewr bewert erfunden“. Vgl. auch Baumgart, fol. H3r-v.

<sup>806</sup> Ibid, fol. 149v: „es nimpt Gott offt die Frommen/ sonderlich die fleissigen wolberichten Catechismus Kinderlein hinweg/ das sie nicht von der garstigen Welt besudelt“. Vgl. auch Baumgart, fol. H3v.

<sup>807</sup> Vgl. Weber/Gryson (2007), Prov. 3, 12: „quem enim diligit Dominus corripit et quasi pater in filio conplacet sibi“.

<sup>808</sup> Vgl. Barcia y Zambrana (1695), S. 276: „Luego es senal manifesto de que Dios nos ama, esta peste que su Magestad nos embia.“ Der Bischof zitiert dabei nach eigenen Angaben den heiligen Cyprianus, epist. 5: „Deus vtique, qui quem corripit diligit: quando corripit ad hoc emendet vt servet“, der sich dem Wortlaut nach offensichtlich auf den entsprechenden Vers der Vulgata bezieht.

<sup>809</sup> Vgl. Barcia y Zambrana (1715), S. 459: „So ist es dann ein augenscheinliches Zeichen/ daß uns GOtt liebet/ weil er uns die Pest zuschicket“.

„Derjenige ist viel armseeliger/ welchen GOtt nicht strafft/ wann er gesündigt hat; dann derjenige ist nicht würdig von GOtt geliebt zu werden/ der nicht würdig geachtet wird/ daß er gezüchtigt werde. So ware es dann ein augenscheinliches Zeichen/ daß GOtt unsere liebe Prager geliebet/ da er ihnen im Jahr 1659 die Pest zugeschicket“.<sup>810</sup>

Eine solche Deutung, welche bereits der Krankheit an sich heilsame Bedeutung beimisst, findet sich in den untersuchten ärztlichen Seuchenschriften dagegen höchstens implizit. Offensichtlich sehen zeitgenössische Ärzte, wenn sie auch theologischen Konzepten ihre Reverenz erweisen mögen, ansonsten recht wenig Anlass dazu, noch weitergehend in der Domäne der Seelsorge zu wildern. Dieser widmet Victor Gregorii zwar sogar ein eigenes Kapitel für solche Patienten „bey welchen Leibliche Mittel nichts fruchten wollen“, kann ihnen jedoch nichts Tröstenderes an die Hand geben als die Aussicht auf baldige Erlösung aus dem irdischen Jammertal und Vereinigung mit Gott.<sup>811</sup> Ihr moralisches Placet scheinen die Ärzte erst demjenigen Patienten vorbehaltlos zu erteilen, der sich durch Genesung hervorgetan hat, schließlich hat jener durch medizinische Heilungsbemühungen nicht nur eine angemessene Vorleistung erbracht, sondern sich durch deren Erfolg auch noch als Objekt göttlichen Wohlwollens erwiesen. Und wie kann derjenige nicht erwählt sein, dem unter ärztlicher Hand die göttliche Gnade der Heilung zuteilwird? Der Glanz der Erwählung fällt in diesem Szenario überdies nicht nur auf den Patienten ab. Schließlich gehört zur iatrotheologischen Agenda ebenso der Ansatz, den biblischen Gott nach alttestamentarischer Tradition als „den Höchsten Arzt“ zu bezeichnen, wie es nicht nur Joachim Hager tut.<sup>812</sup> Wendet man sich in bußfertiger Weise an ihn und fügt darauf noch die weltlichen Arzneien hinzu, wird er laut Jakob Tabernaemontanus „als der einig Artzet (wie er selbst im 15. Cap. Exod spricht: Ich der HERR bin dein Artzt) beyde der Seelen vnd des Leibs kranckheiten heylen“.<sup>813</sup> Ärztliche Bescheidenheit bedingt die Beliebtheit dieses Narrativs nur zum Teil: Gemäß Blacks Interaktionstheorie erfährt damit auch der Arztbegriff eine nicht unerhebliche

---

<sup>810</sup> Vgl. Emericus a Sancto Stephano (1737), S. 148.

<sup>811</sup> Gregorii (1636), S. 63-69.

<sup>812</sup> Hager (1676), fol. B4v. Zum Motiv der göttlichen Medizin vgl. auch Lobenstein-Reichmann (2015), S. 67.

<sup>813</sup> Tabernaemontanus (1564), fol. A6v.

Bedeutungsverschiebung hin zum Göttlichen, die man als zeitgenössischer Fachkollege bei gegebener Gelegenheit natürlich nicht unerwähnt lässt. Selbstverständlich gilt das in selber Weise für die Autoren der Gichttratgeber, wie man an Johann Pistorius' Ausführungen über die „Göttliche Kunst“ der Medizin<sup>814</sup> erkennen kann.

### *Die Göttin Podagra*

Schließlich sollen die moralischen Motive der Gichterkrankung, die zum Großteil bereits an früherer Stelle erwähnt worden sind, noch einmal gesammelt vor dem Hintergrund der göttlichen Plagen betrachtet werden. Innerhalb der Ratgeberliteratur grenzt sich die Gicht von den Seuchen zwar durch ihre eigene, am altgriechischen Mythos orientierte Entstehungsgeschichte ab, entfernt sich allerdings nie sehr weit von der moralischen Konzeptualisierung, welche für die Pest typisch ist. Alle von Lobenstein genannten Kennzeichen der theologischen Krankheitskonzeption finden sich auch bei ihr verwirklicht: Die Krankheit als Sündenspiegel, göttliche Strafe und Symptom der Gnade. Übernatürlichen Ursache schenken auf den ersten Blick allerdings weder Anhart, noch Pistorius oder Pansa übermäßig viel Beachtung.<sup>815</sup> Allein Bosch erwähnt in seinen Ausführungen zur Ätiologie, dass sie auch auf „ein besunder werck Gottes“ zurückzuführen sein könne.<sup>816</sup> An Stelle der göttlichen Instanz tritt stattdessen mitunter eine Person, die allenfalls allegorischen Charakter aufweist, nämlich die Göttin *Podagra*,<sup>817</sup> welche aus den lukianischen Lustspielen ihren Weg in die frühneuzeitlichen Enkomien gefunden hat und gemäß der Nähe, welche in der antiken Mythologie zwischen Menschen- und Götterreich herrscht, dort neben den göttlichen auch alle Attribute einer weltlichen Herrscherin zugewiesen bekommt, wie wir gesehen haben.

---

<sup>814</sup> Pistorius (1659), fol. )(1r.

<sup>815</sup> Vgl. Anhart (1560), fol. A3r-A4r; vgl. Pansa (1625), S. 138-140; vgl. Pistorius (1659), S. 35-50.

<sup>816</sup> van den Bosch, Johann Lonaeus (1582), S. 5. Allerdings überwiegt auch bei ihm die Bedeutung natürlicher Ursachen, vgl. S. 7-19.

<sup>817</sup> Vgl. Anhart (1560), fol. H2r: „so muessen wier ja billich dem Podagra/ die Gottheit zuaygnen/ vnd sie ain Göttin nennen“.

Die Funktion eines Spiegels, der die moralische Verkommenheit des Patienten wie der Krankheit selbst reflektiert, findet sich in vielerlei Beschreibungen der Erkrankung. Am augenscheinlichsten fällt diese Rolle dem metaphorischen Gefolge der *Podagra* zu, unter dem sich Pansa zufolge solch illustre Gestalten tummeln wie die „Jungfraw *Polyphagia* von Frashausen/ vnd Schleckspitzen“, „die Leutselige Fraw *Misoponia*, von Arbeitschew/ Faulgänglichlingen/ vnd Spazierfeld“ sowie „die plintzelnte Jungfraw *Philypnia* oder Schlaffhulda von Federsdorff vnd Faulbettlein“.<sup>818</sup> Da jene Persönlichkeiten das Umfeld bilden, in welchem die junge Göttin sozialisiert worden ist, - so der Gedankengang - sucht sie sich auch unter ihren Patienten entsprechende Gesinnungsgenossen. Dass der Gliederschmerz gewissermaßen als Strafe zu verstehen sei, die auf ein ausschweifendes Leben folgt, haben wir als ebenso offenkundig kennengelernt: „Hat einer oft eine gantze Nacht dem Gott Baccho auffgewartet, so muß er hernach manche Nacht der Göttin *Podagrae* dienen“, stellt etwa Pansa fest.<sup>819</sup> Auch dass die Krankheit ihre Patienten auszeichnen kann, haben wir vor dem Hintergrund der sozialen Vorteile des Gichtbesuchs bereits hinreichend erörtert. So zweifelhaft ihr Ruf auch sein mag, erweist sie eben nicht jedem die Ehre ihrer göttlichen Wertschätzung, die auch noch den Charakter auf unvergleichliche Weise veredelt.

Letztendlich handelt es sich bei der Konzeptualisierung der Gicht als antike Göttin um ein literarisches Spiel, das auf Grundlage heidnischer Motive eine unterhaltsame und geistreiche Krankheitsdarstellung erlaubt, wie sie alleine anhand biblischer Quellen zur damaligen Zeit nur schwer denkbar wäre: Weder bedarf das Wort Gottes dichterischer Ergänzungen, noch duldet es sie. Aus ironischer Distanz imitiert dagegen die Göttin *Podagra* den Ernst der göttlichen Plagen.

Abgesehen davon greifen die Gichtratgeber die theologischen Motive der strafenden oder als Gnadenzeichen zu wertenden Krankheit mitunter allerdings auch in expliziter Weise auf, nicht zuletzt da die Bibel für den zeitgenössischen Patienten von argumentativer Seite sicherlich ein solideres Fundament darstellt als die späthumanistische Dichtkunst. Gerade das Konzept der erziehenden und auszeichnenden Krankheit erscheint für chronische Gebrechen geradezu prädestiniert, schließlich bieten jene – ganz im Gegensatz zur Pest – eine lange

---

<sup>818</sup> Pansa (1625), S. 187f.

<sup>819</sup> Pansa (1623), S. 577.

Leidensgeschichte, die mitunter auch ihre sichtbaren Spuren hinterlässt. In den Augen der Umstehenden erhebt sich Leben des Patienten somit zum beständigen Sühneopfer. Diesen sekundären Krankheitsgewinn zu fördern, erscheint auch für manche Ärzte attraktiv. So bedient sich Anhart in seinem Gichtratgeber eines Bibelverses, den wir bei den Seuchen nur von theologischer Seite in seiner tröstenden Funktion kennengelernt haben:

„Item/ weil der sälig ist/ so von Gott geliebt wiert (es wiert aber diser allein geliebt/ wie Salomon bezeugt/ der von Gott gestrafft ist) Wer will dann den *Podagricum*/ als der von Gott gezüchtigt/ nicht sälig schätzen?“<sup>820</sup>

Das strafende Podagra ist eine von Gott verliehene Gnade, mittels derer sich der allseits bewunderte Prüfling Hoffnungen machen kann, das Seelenheil zu erlangen: „Dadurch der Leib nur eine kurtze vergengliche Zeit etwas geplaget wird/ auff daß er zu nachgehender ewiger Zeit in Christo erfrewet werde“, wie es Pansa formuliert.<sup>821</sup> Noch an einer vermeintlich so schmachvoll erworbenen Krankheit darniederliegend kann sich der Betroffene also des göttlichen Wohlwollens sicher sein.

Während das Motiv der auszeichnenden Krankheit von Patientenseite sicher bereitwillig angenommen worden ist, bleibt die rhetorische Wirkung der Gicht als eines göttlichen Sanktionsmittels eher zweifelhaft. Im Unterschied zu den Seuchen äußerten Patienten bei individuellen Erkrankungen nämlich nur selten den Glauben, es könne sich bei ihrem Leiden um eine Strafe für ihre Sünden handeln, wie Stolberg erläutert.<sup>822</sup> Möglicherweise ist dies ein weiterer Grund dafür, dass man diesem Motiv von Ratgeberseite häufiger im Zustand der ironischen Brechung begegnet.

---

<sup>820</sup> Anhart (1560), fol. I4r.

<sup>821</sup> Pansa (1625), S. 197. Vgl. auch Anhart (1560), fol. I4r: „wie soll dann das Podagra ein arm/ muesäligs ding genennet sein? durch welches hilff wiert die Ewig Säligkeit erlangen“.

<sup>822</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 50.

## *Zusammenfassung*

Auch wenn die Autoren der Ratgeber den Schwerpunkt ihrer Schilderungen insgesamt also auf die natürlichen Krankheitsursachen setzten, bedienten sie sich dennoch ebenso der Bildlichkeit und Logik iatrotheologischer Krankheitskonzepte sowie vereinzelter Metaphern aus deren Dunstkreis.

Fest verankert in der medizinischen Tradition war etwa die Konzeptualisierung der Krankheit als Spiegel der Sünde, was vor allem in den Seuchenschriften zum Tragen kommt. Bosheit, Sünde und Schmutz als genuine Attribute der Pest und eine halb physisch halb metaphysisch verstandene Korruption auf Seite des Patienten weisen aufeinander hin und bedingen sich gegenseitig. Jeder Seuchenfall muss dem Patienten auf diese Weise neben dem Stigma der Kontagiosität auch noch das moralische Stigma der erwiesenen Sündhaftigkeit zugefügt haben. Damit rückt die regelmäßig von Ärzten geforderte leibliche Purgation auch in die Nähe des Beichtsakraments.

Verbunden war das Konzept der Krankheit als Zeichen der Sünde bekanntlich mit der Anschauung, dass es sich bei ihr um eine Strafe Gottes handelt. In den Seuchenratgebern berief man sich dabei vor allem auf die pädagogische Metapher des biblischen Gottes als eines strengen, aber wohlwollenden Vaters. Die Pest avancierte hierunter zur züchtigenden Rute, mit welcher er seine Kinder zur Umkehr im Glauben bewegen will. Wohl im Bewusstsein, dass dieses Motiv die bittere Realität des Seuchensterbens nur in unzureichender Weise abbildet, präsentierten einige Ärzte die pestbringende Gottheit aber auch mit Waffen, die mehr auf Vergeltung abzielen scheinen denn auf vergleichbar „sanfte“ Erziehung. Als Ausgleich für die Beleidigungen, die ihm durch den sündigen Lebenswandel der Gemeinde angetan worden sind, führt der biblische Gott selbst oder von mordenden Todesengeln vertreten das Schwert in einem regelrechten Rachezug gegen den Menschen. Im festen Glauben an eine höhere Gerechtigkeit konnte dem Tod somit etwas Berechenbares abgewonnen werden. Die scheinbare Ausweglosigkeit dieser Konzeptualisierung machte Chancen und Risiken von präventiven Maßnahmen wie Arznei oder Flucht unter Theologen ebenso wie unter Ärzten allerdings umstritten. In den ärztlichen Ratgebern einigte man sich in der Regel dennoch darauf, den Patienten durch aktive Mitarbeit zur Eigenvorsorge zu ermächtigen, indem man empfahl, geistliche Maßnahmen wie Buße und Gebet in Synergie mit weltlichen Arzneien zu

nutzen: Habe man mit ersteren den zornigen Gott reuig gestimmt, so könnten auch Zweitere ihre Wirkung entfalten.

Wenig Verbreitung findet in den ärztlichen Ratgebern dagegen der Ansatz, die Seuchen als göttliches Gnadenzeichen zu werten. Während theologische Autoren ihren Lesern gegenüber das Paradigma der Seuchenschuld aufweichen, indem sie die Krankheit etwa als Glaubensprobe, als ersehnte Vereinigung mit Gott oder im erzieherischen Sinn als Zeichen väterlicher Liebe deuten, bringen die Ärzte die Gnade Gottes höchstens mit der vollendeten Heilung in Verbindung, durch deren moralische Aufladung sie wiederum den Nimbus des eigenen Berufsstandes pflegen.

Anders verhält es sich zum Teil mit den Gicht ratgebern, deren Gegenstand durch seinen chronischen Charakter dazu einlädt, ihm eine iatrotheologische Aufwertung zukommen zu lassen, die für den Patienten einen sekundären Krankheitsgewinn bedeutet. Die Motive der als Sündenzeichen oder Strafe konzeptualisierten Krankheit finden sich bei der Gicht ebenfalls, auch wenn sie, statt in einem christlichen Kontext aufzutreten, häufig Bezug auf die griechisch-römische Mythologie nehmen. Auf diese Weise waren den Autoren bei der literarischen Ausgestaltung ihrer Ratgeber weit größere Freiheiten und sogar der Einsatz von tröstendem Humor erlaubt.

Insgesamt unterstützten die Ärzte durch die Einbindung iatrotheologischer Konzepte also vor allem solche Narrative, welche dem Leiden Sinnhaftigkeit verliehen oder dem eigenen Ansehen Geltung.

#### 4. Diskussion der funktionellen Aspekte von Metaphorik vor dem Hintergrund der Anforderungen an den Arzt der Frühen Neuzeit

Nachdem wir nun bereits eine breite Palette an Metaphern aus Bildfeldern verschiedener Lebensbereiche und deren Besonderheiten kennengelernt haben, möchte ich meine Befunde resümierend hinsichtlich dreier meiner Meinung nach besonders paradigmatischer Funktionsaspekte betrachten. Inwiefern trägt Metaphorik dazu bei, die ärztliche Rolle in der Gesellschaft zu festigen, inwiefern hilft sie dem einzelnen Arzt am Krankenbett zu bestehen und inwiefern kann sie sogar Vermittlerin „heilender Worte“ sein?

Verglichen mit heutigen Maßstäben praktizierte der Arzt der Frühen Neuzeit unter weder finanziell noch rechtlich sonderlich günstigen Rahmenbedingungen. Nicht wesentlich besser stand es um seine Behandlungserfolge. Dennoch erschien die ärztliche Laufbahn vielen jungen Menschen, die es zu nichts vergleichbar Handfestem brachten wie einem Studium der Theologie oder Jurisprudenz, in der Tat als erstrebenswert. Auch auf Patientenseite wurden akademische Ärzte sehr wohl angenommen, obwohl handwerkliche Heiler unter Umständen sowohl preisgünstiger als auch erfahrener waren.

Einer der Leitgedanken der medizinhistorischen Forschung Roger Frenchs bezieht sich darauf, dass der nachhaltige Erfolg des ärztlichen Standes unter diesen Umständen maßgeblich darauf beruhte, dass die Ärzte verstanden, unter ihrem Laienpublikum eine besondere Wertschätzung ihrer Bildung und ihres Intellekts zu kultivieren.<sup>823</sup> Dass es dabei um weit mehr ging, als einen nach heutigem Maßstab als gesund bezeichneten Körper- und Geisteszustand zu restituieren, versteht sich von selbst. Welche Faktoren zu diesem Ansehen beitrugen soll im Folgenden ebenso erörtert werden wie deren metaphorische Prägung.

---

<sup>823</sup> Vgl. French (2003), S. 1-2.



#### 4.1. Der Arzt im Dienst der Obrigkeit

Neben der begehrten Position eines Leibarztes am Fürstenhofe, wo man der ärztlichen Beratungskompetenz nicht nur in medizinischen Fragen große Wertschätzung entgegengebracht, gab es für den akademischen Arzt durchaus noch weitere Betätigungsfelder, die seinem Streben nach Ansehen und Einfluss gerecht werden konnten, vorausgesetzt er willigte ein, sich dem Erhalt der bestehenden Ordnung zu verpflichten. Eines dieser Ämter, dessen Notwendigkeit für das Gemeinwohl er nicht zuletzt durch gezielten Gebrauch von Metaphorik untermauerte, war das des Stadtarztes. Wie Schilling, Schlegelmilch und Splinter hervorheben, hatten die frühneuzeitlichen Prozesse der Verwaltungsbildung und Medikalisierung zur Folge, dass man der akademischen Medizin mit der Bestallung von Stadtärzten ein zunächst noch relativ unklar definiertes Aufgabenfeld im Dienste der öffentlichen Gesundheit zuwies, welches die Ärzte bald durch eigene Akzentsetzung auszugestalten begannen.<sup>824</sup> Die Befugnisse und Pflichten, welche den Ärzten damit zukamen, kann man als einem Teilgebiet der sogenannten „guten Policey“ zugehörig betrachten. Als solche bezeichnet Peter Blickle eine Form der Reglementierung des öffentlichen Raums, welche vom Charakter her zwar vorwiegend unterhalb des hohen Status der gesetzlichen Rechtsprechung angesiedelt zu den zentralen Feldern staatlicher Herrschaftsausübung gehörte. Während sie in den Fürstentümern in hoheitlicher Hand lag, wurde sie in den Reichsstädten vor allem von der bürgerlichen Obrigkeit normiert und mit dem offiziellen Anspruch verteidigt, durch Verknüpfung von Sicherheit und Wohlfahrt dem städtischen Gemeinwohl zu dienen.<sup>825</sup> Als Konzept geht die gute Policey Andrea Iseli zufolge ideell wie begrifflich vor allem aus der mittelalterlichen Rezeption der „*politiká*“ von Aristoteles hervor und gewann erstmals im 16. Jahrhundert an Gewicht, als man die Welt aufgrund von Glaubensschismen, Krieg und Seuchen als zunehmend zerrüttet wahrnahm und daraus ein ausgeprägtes Bedürfnis nach öffentlicher Ordnung entwickelte.<sup>826</sup> Entsprechend weitläufig waren die Reglementierungen und erstreckten sich von der rechten Religionsausübung, Armenfürsorge und Kleiderordnung, über den Handel, das Bauwesen und nicht zuletzt

---

<sup>824</sup> Vgl. Schilling et al. (2011), S. 124.

<sup>825</sup> Vgl. Blickle (2008), S. 222-226.

<sup>826</sup> Vgl. Iseli (2009), S. 16-19.

eben auch auf die öffentliche Gesundheit mit Verordnungen zur Prävention und Bewältigung von Seuchen. Vor diesem Hintergrund sollte man die ärztlichen Ratgeber betrachten, die ihren gesundheitspolitischen Anspruch teils schon im Titel offenbaren, etwa durch Wahl des Begriffs Pestordnung oder -regiment,<sup>827</sup> teils durch Nennung des Auftraggebers klarstellen,<sup>828</sup> teils aber auch erst im Verlauf der Darstellung deutlich machen, indem sie auf die Durchsetzung öffentlicher Maßnahmen pochen.

Wie groß die Furcht vor der Pest auch gewesen sein mag, beliebt waren die von den Ärzten geforderten Maßnahmen mit Sicherheit nicht, schließlich stellten sie nicht selten einen empfindlichen Eingriff in das öffentliche Leben dar, der bei so manchem Bürger Unverständnis ausgelöst haben mag, vor allem solange die Seuche noch fern schien. Durchaus umfangreich sind etwa die Regelungen, die Balthasar von Güldenlee verlangt: Neben der Reinigung von Häusern, Straßen und Brunnen sowie der Entzündung läuternder Feuer gehört die Verbannung des Viehs vor die Stadtmauern ebenso zu seinem Forderungskatalog wie das Verbot öffentlicher Zusammenkünfte, worunter insbesondere die Schließung von Bad- und Wirtsstuben fiel. Alle Bewohner eines betroffenen Hauses, ob krank oder gesund, sollten zusammen eingesperrt werden, bis jeder, der anfällig für die Pest war, entweder genesen oder verstorben war.<sup>829</sup> Bis zur sechsten Woche nach Abklingen der Symptome sollte die Isolation aufrechterhalten werden, verlangt sogar Michael Feige,<sup>830</sup> der sich damit streng an die 40-tägige Frist der Quarantäne hält, die Manfred Vasold zufolge ursprünglich von Hafenstädte wie Marseille seit dem Spätmittelalter eingeführt worden war, um die Infektion durch Schiffe fremder Herkunft zu verhindern.<sup>831</sup> Gerade in Zusammenhang mit der Quarantäne gab es laut Kira Newman im England der Frühen Neuzeit viele Vorbehalte in der breiten Bevölkerung wegen deren teils missbräuchlicher Umsetzung: Zum einen konnten sich Wohlhabende durch frühe Flucht über die Isolation hinwegsetzen, zum anderen musste der gemeine Bürger befürchten, dass die

---

<sup>827</sup> „Pest-Regiment“, Feige (1630), fol. A1r; „Regiment Vnd Ordnung“, Stentzel (1683), fol. ?1r; „Regiment“, Willich (1564), fol. A1r.

<sup>828</sup> „Auff gutachten vnd begehren E. E. Raths der Stadt Dreßden“, Feige (1630), fol. A1r; „Auff empfangenen gnädigen Befehl Des Hoch Wolgeborenen Herrn Heinrichen des Jüngern“, Reinesius (1625), fol. A1r; „Auff Anordnung Der Hoch=Fürstl. Sächs. Erblandes=Regierung zu Weißenfels“, Hager (1676), fol. A1r.

<sup>829</sup> Vgl. Güldenlee (1691), S. 781f; vgl. auch Gregorii (1636), S. 24.

<sup>830</sup> Vgl. Feige (1630), fol. D4r.

<sup>831</sup> Vgl. Vasold (1991), S. 98.

Quarantäne zur Ahndung milderer Gesetzesverstöße zweckentfremdet wurde.<sup>832</sup> Wiewohl man also viele Maßnahmen der Gesundheitspolicey vom modernen Standpunkt her grundsätzlich positiv bewerten würde in Anbetracht ihres Wirkungspotentials und ebenso zugestehen muss, dass sie das verbreitete Bedürfnis nach einem harten Durchgreifen angesichts einer vitalen Bedrohungen befriedigt haben dürften, stellten sie gegenüber der damaligen Bevölkerung ein nicht unumstrittenes Machtinstrument dar.

Wie aus den Ausführungen der letzten Kapitel hervorgeht, sind immer wieder auch Aspekte der öffentlichen Gesundheit zum Gegenstand metaphorischer Konzeptualisierungen geworden. Es scheint, dass in den Ratgebern solche Sprachbilder nicht zuletzt dazu genutzt wurden, das ärztlich gebilligte Vorgehen der Obrigkeit zu rechtfertigen beziehungsweise dem eigenen Rat obrigkeitliche Autorität zu verleihen, wobei die Autoren vor allem auf die argumentative Metaphernfunktion setzen. Am augenscheinlichsten wird dies bei den Bildern des Krieges.

Schon Maßnahmen, die ursprünglich gar nicht in diesem Sinne intendiert sein müssen, mögen im Auge des Laien ihren unterschweligen metaphorischen Gehalt offenbaren. So empfahl man neben großen Feuern etwa auch Schießpulver in den Gassen zu entzünden, da laut Christian Crocius „der Schwefel [...] und der Salpeter die Luft trefflich von den miasmatibus reinigen“ sollen.<sup>833</sup> Einen einleuchtenden Wirkmechanismus, wie wir ihn in Zusammenhang mit der reinigenden Wirkung des Feuers kennengelernt haben, liefert er dagegen nicht. Mit ausführlichen Erklärungen hält sich Michael Feige wiederum ebenso wenig auf<sup>834</sup> wie mit solch solch kleinmütigen Maßnahmen: „etliche Schösse auß grossen Geschütz“ sollten es schon sein, die man „gegen den jenigen Orth sonderlich/ da die Gefahr erst herkommen“ abzufeuern habe.<sup>835</sup> Ihre einschlagende Wirkung suggeriert diese Methode mit allen sinnlich wahrnehmbaren Mitteln und unterstützt damit den Standpunkt, dass der Kampf der Obrigkeit gegen die Seuche eben ganz buchstäblich mit den Mitteln des Krieges ausgefochten werden müsse. Von verschiedenen Autoren haben wir die Seuche

---

<sup>832</sup> Vgl. Newman (2012), S. 809-834.

<sup>833</sup> Crocius (1666), fol. A3bf.

<sup>834</sup> Zwar nennt Feige in diesem Zusammenhang ebenfalls die „verbesserung der Luft“ als Mechanismus, redet im kriegerischen Sinn aber doch zugleich von „vertreibung“ der Pest als Ziel. Feige (1630), fol. D4r.

<sup>835</sup> Ibid.

kennengelernt als eine feindliche Entität, deren Eindringen in die Welt der Menschen einem Angriff auf die öffentliche Ordnung gleichkommt. In entsprechender Weise erfolgte gerade die Beschreibung prophylaktischer und therapeutischer Maßnahmen des Seuchenschutzes als eine Art Feldzug gegen die Krankheit, dessen Gelingen ebenso von „hailsamer Artzney“ wie „gebürlicher Policey“ abhängt.<sup>836</sup> Die Logik des Krieges diktiert also, nach welchen Methoden die Gesundheitspolicey durchzusetzen sei. „Es solle auch gleich eine Obrigkeit dahin bedacht seyn/ daß zu solchen Zeiten die Statt/ mit Früchten/ Wein/ Fleisch/ vnd anderen zur Leibs=Nahrung nöthige Stuck“ versorgt sei, „gleich wie/ so man von einem Feind einiger Zeit ploquirt oder gar belagert zuwerden in Sorge stunde“, unterrichtet etwa Johann Stentzel seine Leser.<sup>837</sup> Auch verschärfte Personenkontrollen an den Stadttoren zählt er zu den erforderlichen Maßnahmen.<sup>838</sup> Selbige begründet Balthasar von Güldenlee mit dem Konzept der listigen Seuche, beinahe als ob man die Pest *in persona* am Eindringen hindern könne: Da sie nämlich

„gar leicht von einem Orth zu dem andern einschleicht/ wird die Obrigkeit darauff bedacht seyn/ daß allenthalben in den Thoren gute Wachten gehalten/ und niemand ohne Paß/ insonderheit aus verdächtigen Oerthern eingelassen werde.“<sup>839</sup>

Immer wieder im Laufe der Geschichte wurde kriegerische Metaphorik als rhetorisches Mittel zur Durchsetzung von Maßnahmen missbraucht, welche die Einschränkung individueller Freiheiten zu Gunsten der Allgemeinheit zum Ziel hatten.<sup>840</sup> Dasselbe gilt, wie wir gesehen haben, auch für andere Metaphern, die sich auf die Inszenierung einer Drohkulisse verlegen, etwa dem Konzept der Seuche als Brand. Allerdings rechtfertigen diese Metaphern nicht nur öffentliche Maßnahmen, wie die von Feige

---

<sup>836</sup> Vgl. van den Bosch, Johann Lonaeus (1562), fol. A3v.

<sup>837</sup> Stentzel (1683), S. 19.

<sup>838</sup> Ibid., S. 18.

<sup>839</sup> Güldenlee (1691), S. 780.

<sup>840</sup> Als aktuelleres Beispiel nennt Lakoff die Rhetorik der US-Regierung vor dem Hintergrund der Terroranschläge des 11. Septembers 2001. Ein metaphorischer Kampf zwischen Gut und Böse wurde heraufbeschworen, um die damalige Notstandsgesetzgebung zu rechtfertigen. Lakoff (2014), S. 108.

geforderten Einschränkungen auf den Handel mit gebrauchten Textilien,<sup>841</sup> die als „äußerlicher Zunder“ dienen könnten, sondern bekanntlich auch in privatim zu ergreifende Schritte gegen den „innerlichen Zunder“. Dass sich öffentliches und privates dabei dermaßen eng verquicken ist kein Zufall. So betrachtet Blickle als vorrangige Zielsetzung der „guten Policey“ nicht zuletzt die Disziplinierung des Körpers.<sup>842</sup> Nicht von ungefähr stilisiert der frühneuzeitliche Staat Lundt zufolge die Gesundheitsvorsorge der Untertanen zur Bürgerpflicht.<sup>843</sup> Für den akademischen Arzt wiederum stellte die Arbeit im Dienste der Policey eine willkommene Möglichkeit dar, „die Nützlichkeit der eigenen Expertise zu unterstreichen“, wie Stolberg bemerkt.<sup>844</sup> Er ist es, der die Gesellschaft ausgehend von ihrem kleinsten Element, dem individuellen Leib, zu disziplinieren vermag und zwar nicht nur auf physischer Ebene. So zeigen sich die Anweisungen der ärztlichen Ratgeber vom tiefen Bemühen durchdrungen, den Körper auch moralisch zu bessern: Gesellschaftliche Normen wie das Ideal von Ordnung und Mäßigung erheben sie kurzerhand zum allgemeingültigen Naturgesetz.<sup>845</sup> Unreine Wohnstätte, unreiner Körper und durch Sünde verunreinigte Seele sind eben nicht voneinander trennbar, alles hängt voneinander ab und weist aufeinander hin. Nicht zuletzt muss auch das zur damaligen Zeit noch unbestrittene Konzept der strafenden Krankheit, an dessen Ausdeutung auch Ärzte ihren Anteil hatten, von seiner normierenden Seite betrachtet werden. Schließlich wusste es Zuwiderhandlungen gegen das sittliche Gebot sicher nicht sehr viel schlechter zu disziplinieren, als es ein Bußgeld vermocht hätte.

Insgesamt zeigt sich damit, dass die Ärzte durch mehr oder weniger bewusste Anwendung von Metaphern nicht nur eben jene Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens stützten, nach denen sie für das Gemeinwohl relevant blieben, sondern sich auch aktiv an ihrer Gestaltung beteiligten.

---

<sup>841</sup> Feige (1630), fol. D4r.

<sup>842</sup> Vgl. Blickle (2008), S. 220.

<sup>843</sup> Vgl. Lundt (2009), S. 83.

<sup>844</sup> Stolberg (1998), S. 308.

<sup>845</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 313.

## 4.2. Selbstbehauptung auf dem medizinischen Markt

Wenden wir uns nun dem klassischen Feld ärztlicher Betätigung zu: der Begegnung zwischen Heiler und Patient. Hier gilt es zunächst festzustellen, dass die Bedingungen auf dem Gesundheitsmarkt für den akademischen Arzt durchaus nicht günstig waren. Sein im Vergleich zur heutigen Zeit nicht minder umfangreiches für den Studenten allerdings äußerst kostspieliges Studium,<sup>846</sup> befähigte ihn kaum zu einer medizinischen Praxis, welche dem therapeutischen Erfolg nach ohne weiteres seinen überlegenen Habitus gegenüber handwerklich gebildeten Heilern gerechtfertigt hätte, denn die meisten Therapien der Frühen Neuzeit dürften von der Wirkung her kaum über die eines Placebos hinausgegangen sein, wenn sie nicht geradewegs schädlich waren, wie etwa Stolberg feststellt.<sup>847</sup> Auch von Seiten der Arzt-Patientenkommunikation gab es Hindernisse, worauf sich aus dem damaligen Briefverkehr rückschließen lässt. Im Gegensatz zum Wundarzt, dessen Metier sehr viel greifbarer war, erhob der akademische Arzt den Anspruch, über die unsichtbare Innenwelt des Körpers zu herrschen und das mittels einer komplizierten und in lateinischer Sprache formulierten Krankheitstheorie, welche den ungebildeten Patienten im besten Falle zu beeindrucken, ihm aber kaum ein grundlegendes Krankheitsverständnis zu vermitteln imstande war.<sup>848</sup> Warum sollte man also den vergleichbar hohen Preis für einen Medicus bezahlen? Die Skepsis des gemeinen Bürgers machte den gelehrten Mediziner nach Einschätzung Roger Frenchs auf dem Gesundheitsmarkte angreifbar und zwar umso mehr, wenn er sich keine festbesoldete Stelle als Leib- oder Stadtarzt sichern konnte.<sup>849</sup> Der hohe soziale Status, den seine akademische Bildung mit sich brachte, änderte dabei laut Stolberg wenig an seiner finanziellen Abhängigkeit.<sup>850</sup> Wie Jütte erläutert, war es unter Patienten durchaus üblich, verschiedene Heilkundige zu konsultieren, bevor man in eine Behandlung einwilligte. Der Preis spielte bei der Wahl des Therapeuten sicher eine gewichtige Rolle. Gerade bei langwierigen Behandlungen wurde das Honorar sorgfältig ausgehandelt. Kam es im Verlauf zu keinem oder einem nur unzureichendem

---

<sup>846</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 19-20.

<sup>847</sup> Vgl. Stolberg (2003), 101.

<sup>848</sup> Vgl. Stolberg (2015b), S. 46.

<sup>849</sup> Vgl. French (2003), S. 119.

<sup>850</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 97.

Heilungserfolg, konnte die Zahlung des vollen Betrags verweigert werden.<sup>851</sup> Sehr häufig kam es in diesem Zusammenhang aber auch zum Wechsel des Therapeuten, wie Stolberg erläutert.<sup>852</sup> Was die Beziehung zwischen Arzt und Patient von der brieflichen Korrespondenz bis zum Verhalten am Krankenbett darüber hinaus durchgehend verband, war laut Jütte die „ständige Kontrolle ärztlicher Leistungen durch das Laiensystem“. Der Therapeut tat daher gut daran, die Erwartungen des Patienten und seiner Angehörigen zu erfüllen.<sup>853</sup>

Dabei war und ist bis heute noch Vertrauen das größte Kapital des Arztes. Gerade aus Mangel an objektivierbaren Befunden hält Lobenstein-Reichmann das frühneuzeitliche Arzt-Patienten-Verhältnis in dieser Hinsicht jedoch für ein ganz besonderes. Während sich der damalige Arzt auf nichts Weiteres als seine Beobachtungsgabe und den Wahrheitsgehalt der Patientenauskunft stützen konnte, um zu einem Urteil zu kommen, stand der Patient vor dem noch existentielleren Problem, welchem Therapeuten er überhaupt sein Leben anvertrauen durfte. Erfahrung galt laut Lobenstein schon damals viel: mit Sprichwörtern bedachte man die Gefahr, die von jungen oder unkundigen Heilern ausging.<sup>854</sup> Das Vertrauen des Patienten zu gewinnen, war für die Ärzte wiederum nicht nur essentiell, um überhaupt einen Behandlungskontakt herzustellen, auch die Effektivität der Therapie betrachtete man als in hohem Maße davon abhängig, wie French erläutert.<sup>855</sup>

Von vielfältiger Art waren daher die ärztlichen Bemühungen um das Vertrauen ihrer Patienten. Besondere Verbreitung fand bekanntlich jene Strategie, sich auf antike Autoritäten zu berufen, deren Wissen und Erfahrung unbestritten war: in manchem Falle über eine volkssprachliche Erläuterung, die bei aller Quellentreue durchaus um Verständnis bemüht sein konnte, nicht selten allerdings durch das lateinische Zitat oder den Gebrauch des Fachjargons im Allgemeinen, der wiederum indirekt auf deren Wissenstradition hinweist. Dass viele Patienten dem allein sprachlich schon kaum folgen konnten, hielt der mittelalterliche Mondeville noch eher für einen Vorteil, schätzte er das Ausmaß des Vertrauens in das angeordnete Medikament doch indirekt

---

<sup>851</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 198-200. Mitunter musste die Therapie auch unentgeltlich weitergeführt werden.

<sup>852</sup> Vgl. Stolberg (2015b), S. 45.

<sup>853</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 212.

<sup>854</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 59f.

<sup>855</sup> Vgl. French (2003), S. 146.

proportional zum Verständnis der ärztlichen Anweisung:<sup>856</sup> Die wunderliche Therapie zeigt wundersame Wirkung. Doch auch wenn der Wunderglaube in der frühneuzeitlichen Gesellschaft noch tief verwurzelt gewesen sein mag, dürfte dieser auf Submission hinauslaufende Ansatz allein nicht mehr so recht gefruchtet haben. Eine neue Skepsis gehörte schließlich ebenso zum Geist der Frühen Neuzeit: die Hinterfragung mittelalterlicher Autoritäten als Vermittler antiken Wissens und vereinzelt sogar die Hinterfragung antiker Autoritäten durch das Experiment. Eine immer tragendere Rolle nimmt deswegen vor allem die Zurschaustellung persönlicher Behandlungserfahrung ein, worunter Crisciani die zahlreichen Anekdoten in den Ratgebern Savonarolas zählt,<sup>857</sup> an denen es auch im vorliegenden Quellenkorpus nicht mangelt: „Vnd wiewol mich ein *podagricus* berichtet“, „Ich habe auch gesehen/ daß“, „daher sehen wir auch oft“<sup>858</sup> sind etwa gebräuchliche Wendungen, mit denen Pansa auf vermittelte, eigene sowie geteilte Erfahrungen hinweist. Bezeichnend sind auch manche Floskeln Gùldenklees, welche seine Behandlungserfahrung beschwören, ohne eine langwierige Anekdote beizusteuern. So bewirbt er etwa ein Medikament als ein „bißher oft probirtes *specificum*“ oder schreibt einer Therapie zu, sie beruhe auf „in der *experienz* gegründeten Satzungen“.<sup>859</sup> Freilich handelt es sich dabei auch nur um eine gefälligere Form althergebrachten Autoritätsgebarens, bedenkt man die fehlende Nachprüfbarkeit solcher Behauptungen. Besondere Bedeutung misst Crisciani daher den Sprichwörtern im Werk Savonarolas bei, die auch in den vorliegenden Ratgebern nicht weniger zahlreich sind: erinnert sei hier an die Mahnung zur Flucht, die Warnung vor dem Seuchenbrand oder der Verweis auf die Verwandtschaft aller göttlichen Plagen. Sprichwörter sind laut Crisciani allgemeinverständlich, da sie sich auf eine geteilte Erfahrungswelt beziehen, und allgemeingültig, da sie auf anerkannten Wahrheiten beruhen.<sup>860</sup> Im medizinischen Kontext der Ratgeber dienen sie als patientennahe Fürsprecher der dargelegten Theorien und stärken damit die Vertrauenswürdigkeit des Autors.

---

<sup>856</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 68.

<sup>857</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 310.

<sup>858</sup> Pansa (1623), S. 122, 125, 126.

<sup>859</sup> Gùldenkee (1691), S. 797, 799.

<sup>860</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 313.



All dies sind Eigenschaften, die Bertau auch der Metapher zuschreibt. Vorzüglich zu nennen sind an dieser Stelle ihre phatische Funktion, also das Schaffen von Intimität durch Beschwörung einer gemeinsamen Erfahrungswelt, ihre epistemische und illustrative Funktion, also die Beschreibung und Verdeutlichung des schwer fass- und verstehbaren, und nicht zuletzt die damit einhergehende argumentative Funktion.<sup>861</sup> Im konkreten Fall handelt es sich natürlich um die Theorien der frühneuzeitlichen Medizin, die durch die Metapher in die Patientenwelt geholt und erläutert, um die daraus abgeleiteten Behandlungsanweisungen wiederum, die durch sie gerechtfertigt werden. Anekdote, Sprichwort und Metapher sieht Crisciani gleichermaßen im Dienst sowohl einer „empirischen Epistemologie“ wie einer „Epistemologie der Überzeugung“.<sup>862</sup> Bezogen auf Lobenstein-Reichmanns These vom Mangel an objektivierbaren Befunden könnte man also behaupten, die Metapher gleiche diesen Defekt auf Seiten des Patienten aus, indem sie das Krankheits- und Heilungsgeschehen sowie das ärztliche Verständnis davon in eine für ihn nachprüfbar sinnliche Erfahrungswelt hinüberträgt. Fällt diese Übersetzungsleistung gelungen aus, mag der Patient eher geneigt sein, dem Arzt Vertrauen zu schenken und seinen Anweisungen Gehorsam zu leisten. Und auch wenn nun viele Briefe und Ratgeber durch lateinische Versatzstücke und Anklänge an komplexe Theorien weiterhin streckenweise kryptisch bleiben, so erschließt sich dem Patienten doch stets noch die Meta-Ebene der volkssprachlichen Metaphorik. Ohne seine Ausführungen also ganz von der Aura des Wundersamen zu befreien, kann der Arzt den Patienten gleichzeitig an seinen Ideen teilhaben lassen und ihn so von deren Richtigkeit überzeugen.

Wie diese Sprachbilder im Einzelnen eingesetzt werden, habe ich in meinen bisherigen Ausführungen anhand zahlreicher Beispiele aufgezeigt. Mal wird die Krankheit als Unkraut konzeptualisiert, das es auszureißen gelte, mal als Gast, den man mit einer schlechten Küche aus dem Haus treiben müsse: den Möglichkeiten der Metapher scheinen kaum Grenzen gesetzt zu sein. Doch eignen sich die Bilder für jeden Patienten gleichermaßen? Das Problem der rechten Zielgruppenzuweisung dürfte für den ärztlichen Erfolg nicht unerheblich gewesen sein. Nicht jedem Patienten kann man den Aufbau des Körpers anhand eines Bergwerks erklären. Eine Furcht, die ohnehin

---

<sup>861</sup> Vgl. Bertau (1996), S. 231-234.

<sup>862</sup> Crisciani (2005), S. 316-317.

viele Patienten der Frühen Neuzeit vereinte, war laut Stolberg jene vor einer standardisierten und unpersönlichen Behandlung, die ihrem individuellen Fall nur oberflächlich Rechnung trug.<sup>863</sup> Zumindest in dieser Hinsicht jedoch sind die in der ärztlichen Praxis vorherrschenden ontologischen Krankheitsauffassungen dem klassisch-galenischen Krankheitsmodell deutlich unterlegen, welches so viele Krankheitszustände kennt wie Patienten.<sup>864</sup> Entsprechend zeigen sich Stolberg zufolge Diagnosen und Therapien in den Praxisaufzeichnungen zeitgenössischer Ärzte wie jenen des Georg Handsch von fachlicher Seite nur wenig an den individuellen Patienten angepasst.<sup>865</sup>

Eine Strategie, diesen vom Patienten anscheinend als Mangel wahrgenommenen Umstand auszugleichen, könnte sich wiederum auf der Ebene volkssprachlicher Metaphorik abgespielt haben. Die untersuchten Seuchenratgeber etwa bieten gemäß ihrer breiten Leserschaft ein weites Spektrum an metaphorischen Konzepten, aus dem sich sicherlich für jeden Patienten ein passendes ergeben haben dürfte. Um Prozesse der Individualisierung zu untersuchen, eignen sie sich hingegen nicht. Hierfür rücken die brieflichen Konsultationen in den Fokus, deren selektivere Metaphorik ich nicht allein auf ihr begrenztes Fassungsvermögen zurückzuführen möchte. Wie ich bereits angedeutet habe, adressierte Martin Pansa seine ausuferndsten Kriegsmetaphern explizit an Gichtkranke aus adeligen Kreisen: So etwa an einen mährischen Freiherrn,<sup>866</sup> einen adeligen Fürstenrat aus Schlesien,<sup>867</sup> einen kurfürstlichen Amtmann aus der Pfalz<sup>868</sup> sowie einen gräflichen Rat aus Franken.<sup>869</sup> Dass die vermutete Lebensrealität dabei eine größere Rolle zu spielen scheint als der gesellschaftliche Rang, zeigt sich daran, dass eine Trennlinie eher zwischen den Geschlechtern angedeutet wird. Neben den einschlägigen Briefen an männliche Aristokraten, deren Erziehung sie schon früh mit dem militärischen Handwerk in Berührung gebracht hat und ihm prägende Funktionen für Weltbild und adeliges

---

<sup>863</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 93ff.

<sup>864</sup> Ibid., S. 38-39.

<sup>865</sup> Stolberg (2015a), 73-75.

<sup>866</sup> Pansa (1623), S. 74-90.

<sup>867</sup> Ibid., S. 111-151

<sup>868</sup> Ibid., S. 316-341.

<sup>869</sup> Ibid., S. 407-448.

Selbstverständnis verliehen haben mag, gehen viele der besprochenen Ratschläge außerdem an Beamte, deren Angelegenheiten vom Kriegsgeschehen nicht unberührt geblieben sein dürften. Der Brief an eine adelige Dame dagegen kommt weitestgehend ohne Kriegsmetaphorik aus.<sup>870</sup> Auch an Pansas Anwendung montaner Metaphern im Sendschreiben an einen thüringischen Bergmeister können wir Prozesse der Individualisierung verfolgen. Par excellence zeigt sich hier auch die phatische Kapazität der Metapher: indem sich der Arzt rhetorisch in die vermutete Erfahrungswelt des Patienten begibt, erreicht er eine persönlichere Bindung. Sicher steckt aber auch etwas Anmaßung darin, aus der beruflichen oder sozialen Identität des Patienten allein auf sein Weltbild zu schließen und diese Annahme zum Anlass zu nehmen, in fachfremden Sphären zu dilettieren. Eine solch fahrlässige Demonstration ärztlicher Hybris dürfte man im Mindesten als riskant bezeichnen. Sinnvoll erscheint dieser Ansatz nur in Zusammenarbeit mit anderen Methoden.

Kaum wird sich etwa ein vernünftiges Vertrauensverhältnis aufbauen lassen, ohne dem Patienten echte Zuwendung entgegenzubringen, wie sie beispielweise durch empathische Spiegelung erreicht wird. „Aktives Zuhören“ nennt sich eine vielbeachtete von Carl Rogers beschriebene Gesprächstechnik, die auf dem Paraphrasieren von Patientenäußerungen basiert, und inzwischen fester Bestandteil heilberuflicher Ausbildung ist. Dabei sei es essentiell, sich nicht auf den intellektuellen Inhalt einer Aussage zu beschränken, sondern den Fokus auf die Einstellungen und Emotionen des Patienten zu lenken.<sup>871</sup> Ganz fremd scheint diese Methode auch den frühneuzeitlichen Ärzten schon nicht gewesen zu sein, wie aus deren brieflichem Verkehr zu entnehmen ist: Ganz selbstverständlich beginnt der ärztliche Rat zunächst mit einer Paraphrase der Patientengeschichte, die den Leser ganz nebenbei darüber versichert, dass er der richtige Adressat ist. Dabei allein belassen es Zeitgenossen wie Martin Pansa allerdings keineswegs. So erscheint es als gängige Praxis, vorbestehende Krankheitskonzepte des Patienten aus der Krankengeschichte zu extrahieren und für das Gespräch nutzbar zu machen. Kernerding beschreibt diese Technik der modernen Psychotherapie als „Formulierung“. Indem man beim Paraphrasieren der Patientenäußerung die Konzentration auf bestimmte Aspekte ihres Bedeutungsgehaltes lenkt, könne man nicht nur Empathie vermitteln, sondern auch

---

<sup>870</sup> Ibid., S. 348-353.

<sup>871</sup> Vgl. Rogers (1981), S. 117.

das Gespräch dahingehend steuern, dass die Erarbeitung einer konstruktiven und wechselseitig geteilten Perspektive gelinge.<sup>872</sup> Beinahe regelhaft greift Pansa metaphorische Konzepte auf, die zuvor im Patientenbrief zur Sprache gebracht wurden. Damit erscheinen seine Antworten in den Augen der Adressaten nicht nur besonders nachvollziehbar und persönlich, sondern auch außergewöhnlich kompetent, denn natürlich konzentriert sich Pansa vorzüglich auf solche Metaphern, die er routiniert bedienen und zum Nutzen seiner medizinischen Agenda einbringen kann.

„[Das Podagra] hat mich vergangen Herbst also hart *angegriffen*/ daß es mir in die Füße/ in die Schienbein/ in das dicke Fleisch/ in die Hände/ Ellbogen/ Schultern/ ja auch etlicher massen in die Brust vnd Halß gerathen/ vnd fast ein viertel Jahr damit zubringen müssen mit grossen vnleidlichen Schmertzten.“

klagt etwa ein mährischer Freiherr.<sup>873</sup> Ebenso berichtet ein fränkischer Graf davon, wie ihn die Gicht „zuweilen angriffen vnd lagerhaft gemacht“ hat,<sup>874</sup> was Pansa in diesem wie in anderen Fällen zum Anlass nimmt, die Gicht mit einem ehrgeizigen Kriegsherrn zu vergleichen. Mitunter drängt sich die Vermutung auf, die Patienten selbst bezögen ihre metaphorische Sprache nicht unmaßgeblich aus früheren Publikationen des Autors:

„Wann mir nun in währendem Lager ein gut Gesell/ der vnter die Zahl der *Pater noster* Gesellschaft zu rechnen/ ewer *Consilium Antipodagricum secundum speciale* zu lesen zugestellet/ hab ich so viel befunden/ daß er [Pansa] diesen Gast recht verdolmetschet/ seine *originem* wol beschreibt/ vnd Andeutung gibt/ mit was Waffen er zu rück zu halten/ oder wo er sich bereits einquartirt/ wie er aus dem Lager zu schlagen“,<sup>875</sup>

---

<sup>872</sup> Vgl. Konerding (2015), S. 228-229.

<sup>873</sup> Pansa (1623), S. 75 (eigene Kursivschrift). Auch andere Patienten nehmen die Kriegsmetapher vorweg: „Nu sol ich euch nit bergen/ daß mich fast in die fünff Jahr/ Gott der Herr mit dem podagra angegriffen“, gesteht ein Meissener Beamter. Ibid., S. 375.

<sup>874</sup> Ibid., S. 535.

<sup>875</sup> Ibid., S. 410.

schreibt ihm etwa ein gräflicher Rat und erhält als Antwort prompt eine Allegorese, die wiederum sowohl Gast- als auch Kriegsmetapher einbezieht. „Desselben beyde Büchlein vnd *intitulirte Consilia Antipodagrica* sind mir durch gute Leute *communiciret* worden“, erinnert sich auch ein pfälzischer Beamter und nennt die Gicht – nicht unkommentiert von Pansa – einen „bösen Gast“ sowie ein „loses Vnkraut“. <sup>876</sup> Für diese Deutung spricht auch, dass in die Antwortschreiben mancher Patienten eine Gastmetapher erst Einzug hält, nachdem Pansa sie zuvor in einem brieflichen Rat eingeführt hat: Obwohl das „Zipperlein“ auch gleich bisweilen bei ihm habe „anklopfen wollen“, sei er schon ein dreiviertel Jahr lang nicht mehr „daran zu Bett gelegen“, freut sich ein Leipziger Bürger. <sup>877</sup> Nicht gar so heftig sei die Gicht gewesen, als sie ihn „im Anfang diß Monats heimsuchet“ habe, <sup>878</sup> bilanziert ein Augsburger den Erfolg seiner bisherigen Behandlung. All diese Beispiele lassen sich als Hinweise darauf werten, dass die Metapher ihren richtigen Adressaten gefunden hat. Der erfolgreiche Austausch eines Konzeptes, das zwischen beiden Gesprächsteilnehmern Vertrauen und Nähe herstellen kann, möchte ich als geglückte Kommunikation bezeichnen. Deutlich zeigt sich in jenen Fällen die wechselseitige Gestaltung metaphorischen Sprechens über Krankheit.

Zuletzt möchte ich mich der Frage widmen, welche Rolle Metaphorik gespielt haben könnte bei der Verteidigung gegen objektivierbare Befunde, die am ärztlichen Misserfolg nur wenig Zweifel ließen. Natürlich lässt sich diese Frage aus dem vorliegenden Quellenkorpus nicht in direkter Weise beantworten. Indem man seine Misserfolge publizierte, machte man kaum zahlungskräftige Kunden auf sich aufmerksam. Trotz allem enthalten die Ratgeber entsprechende Floskeln und Konzepte, deren vorrangige Funktion darin gelegen haben dürfte, sich gegen Misserfolge abzusichern. Beispielhaft zeigt dies French an einem ärztlichen Betätigungsfeld, das sich sehr augenscheinlich im Bereich des Objektivierbaren befindet und daher für den Patienten in besonderer Weise dazu geeignet war, die Qualität des Heilkundigen einzuschätzen: der Prognose. Dass die hippokratische Tradition sie zu den wichtigsten ärztlichen Aufgaben zählt, <sup>879</sup> dürfte nicht überraschen

---

<sup>876</sup> Ibid., S. 302, 307.

<sup>877</sup> Ibid., S. 23.

<sup>878</sup> Ibid., S. 73.

<sup>879</sup> Vgl. French (2003), S. 11.

angesichts der damals nur mäßigen therapeutischen Erfolge: Man erwartete nicht immer unbedingt durch die Bemühungen des Heilkundigen gesund zu werden, wollte aber zumindest über die Unwägbarkeiten von Krankheit und Tod ein wenig Gewissheit erlangen. Recht hoch dürften die Erwartungen gerade gegenüber dem akademischen Arzt mit seiner überlegenen Bildung gewesen sein, die entsprechenden Zeichen des Körpers sowie der Gestirne richtig zu deuten und so den Krankheitsverlauf korrekt vorherzusagen. Erwies sich eine Prognose dabei als völlig unzutreffend, war für den Patienten schnell klar, dass der Arzt weniger von seinem Handwerk verstand, als er vorzugeben pflegte. Durch negative Mund-zu-Mund-Propaganda konnte dies seinem Renommee ernsthaften Schaden zufügen. Wollte der Arzt also den Erwartungen seiner Patienten gerecht werden, musste er entsprechende Gegenstrategien entwickeln. Beispielhaft dafür sind laut French die prognostischen Maximen, welche der italienische Arzt Clemens Clementini formuliert hat: Niemals sollte man mehr Vorhersagen treffen als unbedingt nötig. Seine Prognosen sollte man dabei stets düsterer gestalten als es die gegebenen Umstände rechtfertigten. So behielt man im schlimmsten Falle recht und konnte in günstigsten Fall die Rekonvaleszenz sogar noch als Erfolg der eigenen Therapie verbuchen.<sup>880</sup> Dort also, wo sich unvoreilhaft Befunde nur allzu leicht objektivieren ließen und damit das Ansehen des Arztes in Verruf zu bringen drohten, galt es Mehrdeutigkeit zu schaffen. Letztlich kann man dies für den Umgang mit der Prognose ebenso feststellen wie für die rhetorische Absicherung heilender wie vorbeugender Maßnahmen. Gerade Praktiken zur Gesundheitsvorsorge ziehen laut Blumenberg große Teile ihres Selbstverständnisses aus der bloßen Suggestion von Beeinflussbarkeit, die sich durch den Einsatz rechtfertigender Narrative selbst dort noch behaupten kann, wo ihr der Misserfolg scheinbar klare Grenzen aufzeigt.<sup>881</sup>

Ein narratives Werkzeug, das Mehrdeutigkeiten wie kaum ein anderes herzustellen vermag, ist die Metapher. Durch ihre vielseitigen Ableitungsmöglichkeiten erlaubt sie es den Ratgeberautoren auch unvorhersehbare Krankheitsverläufe vorwegzunehmen, wie ich anhand einiger bekannter Beispiele kurz rekapitulieren möchte: Mal ist die Krankheit ein treuer Gast, mit deren Besuch man rechnen muss, mal ein ungeladener Fremder, der seine Ankunft ebenso wenig ankündigt wie die Dauer seines Aufenthalts.

---

<sup>880</sup> French (2003), S. 11.

<sup>881</sup> Vgl. Blumenberg (1979), S. 18-19.

Mal verhält sie sich gesittet, ein anderes Mal als wäre sie selbst der Herr im Hause. Das Krankheitserleben ist so bunt wie die frühneuzeitliche Gastkultur. Vor allem jene Metaphern erscheinen als Rechtfertigungsmittel für ein Scheitern geeignet, welche die Vorsorge und Therapie als besonders dringlich darstellen, schließlich wohnt ihnen die Möglichkeit zur Katastrophe schon inne. Ungewiss ist naturgemäß der Ausgang der Krankheitsschlacht. Heroische Therapieanweisungen mögen einen greifbaren Sieg suggerieren. Vor einem allzu listigen Feind kann man allerdings noch so gut auf der Hut sein und mit noch so teuren Mitteln vorsorgen: Ist seine Tücke größer als die Raffinesse der eigenen Bemühungen, wird er dennoch an sein Ziel gelangen. Gleiches gilt für das Krankheitsfeuer. Unbändig sind seine Flammen und immer im Begriff sich zum Flächenbrand auszuweiten. Doch selbst wenn man es mit den geeigneten Maßnahmen eingedämmt zu haben glaubt, kann ihm ein verborgener Funke nochmals zum Ausbruch verhelfen. Ebenso verhält es sich mit dem Unkraut des Leibes. So zeitig man sich auch bemüht das Übel bei seiner Wurzel zu packen, bleibt doch oft nur noch die resignierte Feststellung, dass seine knorrigen Ausläufer schon zu tief vorgedrungen sind. Letztlich liegt alles in Gottes Hand, der die Strafe der Krankheit genauso schickt wie die Gnade der Heilung. Was kann man darüber schon Sicheres sagen? So etwa könnte man die Haltung der Ärzte zusammenfassen. Wie es Clementini fordert, sind sie vorsichtig, welche Heilserwartungen sie mit ihren Verordnungen wecken und verbinden selbst kühne Versprechungen mit rhetorischen Hintertüren. Die entsprechende Ambiguität, die auch aus den verfahrensten Situationen Auswege aufzeigt, liefert ihnen häufig die Metapher.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich das Feld der metaphorischen Sprache ganz im Geltungsbereich von Roger Frenchs grundlegender These, dass die damaligen Ärzte die Erwartungen ihrer Patienten eben dergestalt zu formen verstanden, dass sie ihnen am besten gerecht werden konnten.<sup>882</sup> Bedeutete dies in einem Fall die flüchtigen Aspekte ihrer Kunst unter Berücksichtigung von Laienkonzepten in greifbare Bilder zu übersetzen, um so Intimität, Verständnis und letztlich Vertrauen in ihre Praxis zu erzeugen, bedeutete es im anderen Fall, „harte“ Fakten, die den guten Eindruck untergruben, durch den selektiven Filter der Metapher weichzuzeichnen.

---

<sup>882</sup> Vgl. French (2003), S. 146.

### 4.3. Sinnstiftung und heilende Worte

Im Folgenden sollen die sinnstiftende Leistung des Mythos sowie das mythologische Wesen der frühneuzeitlichen Medizintheorie aufgezeigt werden. Wie die Metapher dazwischen vermittelt, soll in beispielhaften Bildern ausgebreitet werden.

Immer wieder haben wir in den letzten Kapiteln jene sinnstiftenden Aspekte der Metapher kennengelernt, die nicht nur Bedeutung, sondern auch Trost oder gar eine seelische Form der Heilung vermitteln. Was sich bei den religiösen Metaphern als besonders augenscheinlich erweist, hat sich häufig auch bei jenen Metaphern gezeigt, die auf Basis des Ähnlichkeitsgedankens Bedeutung verleihen. Nun soll ein abschließender Versuch unternommen werden, scheinbar gegensätzliche Bedeutungsgeflechte unter diesem Aspekt zusammenführen. Insbesondere soll gezeigt werden, welches sinnstiftende Potential selbst einem umstrittenen Konzept wie dem der Krankheitsschlacht innewohnt.

Zunächst möchte ich in diesem Zusammenhang auf die zeitgenössische Schnittmenge zwischen ärztlicher und geistlicher Domäne erinnern, die bei der gemeinsamen Berufung beginnt und viele Betätigungsfelder überspannt. Wir haben bereits festgestellt, dass sich so mancher Ratgeberautor gleich dem mittelalterlichen Heilkundigen<sup>883</sup> auf *Christus medicus* beziehungsweise den göttlichen *Archiater* berief, der mittels seiner Gnade als höchster Arzt über Erfolg oder Scheitern seiner Praxis entschied. Vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit formulierte eine Vielzahl von Schriften zur ärztlichen Tugend- und Pflichtenlehre das Ideal eines Arztes, der nicht nur als moralische Instanz auftrat, sondern auch als bedeutender Akteur auf dem Feld der Seelsorge: Tröstende Worte galten als seelische Arznei, wie Lobenstein erläutert.<sup>884</sup> Allerdings entfaltete sich ihre heilsame Wirkung nach Ansicht der Zeitgenossen keineswegs in Bezug auf die Seele allein, sondern auf den ganzen Körper und dessen humorale Konstitution.<sup>885</sup> Auch wenn die gelehrte Medizin in der Frühen Neuzeit aus den Klöstern an die Universitäten wanderte, blieben körperliche und seelische Heilung im Denken genauso untrennbar wie die Vorstellungen von Krankheit und Sünde. Nicht von ungefähr zeigt Crisciani Parallelen zwischen ärztlicher Ratgeberliteratur und der

---

<sup>883</sup> Vgl. Langum (2016), S. 59.

<sup>884</sup> Vgl. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 58.

<sup>885</sup> Vgl. Pansa (1623), S. 30-31 zur schädlichen Wirkung der Melancholie.



zeitgenössischen Gattung der Laienpredigt auf, die sich nicht nur bezüglich ihrer Struktur, sondern auch ihres pädagogischen Ansatzes nahestehen.<sup>886</sup> Allzu deutlich springen darüber hinaus die Bezüge zwischen Arzt-Patienten-Gespräch und priesterlicher Beichte ins Auge. Im Sündenbericht sammelt der katholische Geistliche die Symptome der seelischen Korruption, von der er das Beichtkind freispricht, indem er ihm ein reinigendes Regiment der Buße auferlegt. Die Beichte stellt damit den ersten Schritt zu seelischer Gesundheit dar. Dieselbe Struktur weisen auch die chirurgischen Schriften des Lanfranc von Milan (1250–1306) und John Aderne (1307–1392) auf, die, wie Virginia Langum betont, von körperlicher Korruption als Korrelat zur Sünde und von der Pein des Wundschmerzes als Korrelat zur Buße sprechen.<sup>887</sup> Beide Professionen üben ihr Geschäft in Analogie zum (höchsten) Gericht aus: Dass es während der Pestzüge zu den vordringlichen Aufgaben des Arztes gehörte, die Kranken zu erkennen und deren Isolation zu verordnen, gesunde(te) Patienten aber von der Seuche freizusprechen, liest sich genau genommen in derselben Manier.<sup>888</sup> Nicht zuletzt soll darauf hingewiesen werden, dass Ärzte im Verlauf des 18. Jahrhunderts gerade für weibliche Patienten tatsächlich in mancherlei Hinsicht die Rolle des Beichtvaters übernahmen, wie Stolberg berichtet.<sup>889</sup> Allein aufgrund dieser Überschneidungen vom frühneuzeitlichen Mediziner als einem „Priesterarzt“ zu sprechen, ist angesichts der Begriffsgeschichte sicher übertrieben, die starken wechselseitigen Bezüge machen allerdings deutlich, dass die Sinnstiftung ein geteiltes Kernanliegen gewesen sein muss. Sieht man von ihren Schnittmengen ab, verhält sich die seelsorgerische Praxis beider Professionen wohl am ehesten komplementär zueinander: So eröffnen sie ihren Klienten jeweils unterschiedliche Denk- und Handlungsspielräume, um das Leiden in der Welt anzugehen.

Die Erklärungsmuster, welche dem Geistlichen zur Verfügung stehen, werden ihrem Wesen nach gemeinhin dem Mythos zugeordnet. Um auf seine Funktion zu sprechen zu kommen, möchte ich mit Hans Blumenberg einige Vorüberlegungen anstellen. Krankheit, insbesondere die schwere Erkrankung, begreife ich als einen existenziellen Zustand, der von einer großen Unsicherheit begleitet wird. Woran gelitten wird, wie

---

<sup>886</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 309.

<sup>887</sup> Vgl. Langum (2016), S. 62.

<sup>888</sup> Vgl. Hammond (2005), S. 105.

<sup>889</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 94.

dieser Zustand angegangen werden kann und mit welchem Ausgang zu rechnen ist, stehen als offene Fragen im Raum – verdrängen extreme Symptome wie Schmerz, Luftnot und Übelkeit nicht bereits jeden Ansatz eines klaren Gedankens in den Schatten einer unbestimmten Angst. Darin gleicht der Zustand des Kranken jenem urtümlichen Status des in die Welt hineingeworfenen Menschen. Seinen Ausgangszustand bezeichnet Blumenberg als einen „Absolutismus der Wirklichkeit“, eine Verfasstheit also, in welcher er „die Bedingungen seiner Existenz annähernd nicht in der Hand hatte und, was wichtiger ist, schlechthin nicht in seiner Hand glaubte“.<sup>890</sup> Um die damit verbundene Daseinsangst zu bewältigen, stellen Mythos als narrative und Logos als argumentative Form der Sinnsuche das nötige Instrumentarium. Während beide Kategorien traditionell als Gegensätze begriffen werden, weist Blumenberg darauf hin, dass die gemeinsame Trennlinie rein imaginärer Natur ist, der Mythos vielmehr eine Leistung des Logos darstellt.<sup>891</sup> Während die Schöpfung der antiken Götterhimmel zu seinen offensichtlicheren Ausprägungen gehört, möchte ich auch die allegorische Einkleidung der Welt in der Frühen Neuzeit zu seinem Wirkungsbereich rechnen. Denn worin sich der Mythos im Besonderen auszeichnet, ist sein großes Potential Distanz zu schaffen zum Absolutismus der Wirklichkeit.<sup>892</sup> Dies gelingt ihm, indem er die Schrecknisse der Welt nicht als bloßes Geschehen interpretiert, sondern als ein Handeln, dessen verantwortliche Akteure aufgerufen, angegriffen oder anderweitig beeinflusst werden können.<sup>893</sup> Ein wesentliches Mittel, das mythisch umschriebene Schrecknis aus seiner Fremdheit herauszuheben, stellt dabei die Metapher dar.<sup>894</sup>

Wenn es nun darum geht, das Leiden des Patienten anzuerkennen und auf sinnstiftende Weise zur Krankheitsbewältigung beizutragen, dürfte derselbe Schritt am Anfang stehen, der die Arbeit am Mythos initiiert: nämlich die „Benennung des Unnennbaren“, das dadurch angehbar gemacht wird.<sup>895</sup> Nicht umsonst begreift unsere Kultur das namenlose Grauen als die höchste Stufe des Schreckens, wie Blumenberg

---

<sup>890</sup> Blumenberg (1979), S. 9.

<sup>891</sup> Vgl. *ibid.*, S. 18.

<sup>892</sup> Vgl. *ibid.*, S. 15.

<sup>893</sup> Vgl. *ibid.*, S. 19.

<sup>894</sup> Vgl. *ibid.*, S. 12.

<sup>895</sup> *Ibid.*, S. 11.

bemerkt.<sup>896</sup> Aus den Schilderungen zeitgenössischer Ärzte weiß Stolberg sogar zu berichten, dass die Landbevölkerung des frühen 19. Jahrhunderts auf kaum etwas anderes begieriger war, als den Namen ihrer Krankheit in Erfahrung zu bringen, von dessen Besitz allein man sich schon eine fast magische Verfügungsgewalt über die Krankheit erhoffte.<sup>897</sup> Der vordringliche Zweck des Mythos besteht gemäß Blumenberg darin, den unkontrollierbaren Aspekten des Lebens den Anschein zu geben, sie ließen sich vorhersehen und beeinflussen. Die Erklärung der weltlichen Phänomenologie dient ihm dabei nur als Mittel.<sup>898</sup> Um praxistaugliche Bewirkbarkeitssuggestionen zu etablieren bedarf es also eines sinnstiftenden Narrativs, wie es nicht zuletzt die damalige Medizinteorie zur Verfügung stellte. Nicht umsonst sah der Renaissance-Arzt Jean Fernel die entscheidende Überlegenheit des akademisch gebildeten Mediziners gegenüber dem Empiriker gerade darin begründet, dass er allein ein Wissen von den Ursachen der Dinge habe.<sup>899</sup>

Vom Blickwinkel des naturwissenschaftlichen Positivismus der Moderne steht die frühneuzeitliche Medizinteorie klar unter dem Einfluss des Mythos. Zwar richtet sich ihre Syntax weitestgehend nach den Gesetzen der Logik. Sieht man aber von den spärlichen und methodisch dürftigen Komponenten ab, die auf Empirie beruhen, fußt die damalige Medizinteorie fast vollständiger auf antiker Philosophie, die wie Blumenberg feststellt, von „Mythologeme[n]“ regelrecht durchdrungen ist.<sup>900</sup> Dieser Umstand ist jedoch nicht als reiner Mangel zu begreifen. Dass wir die Humoralpathologie aufgrund wirksamerer Alternativen heute ablehnen, stellt ihren möglichen Nutzen für den Menschen der Frühen Neuzeit nicht in Abrede. Um dies zu erläutern, verweise ich erneut auf die moderne Psychotherapie. Zu deren wichtigsten Wirkkomponenten zählte Jerome D. Frank ihr Potential, dem Patienten ein „plausibles Erklärungsschema (Mythos)“ für seine Erkrankung zur Verfügung zu stellen, aus dem sich praktikable Problemlösungswege ableiten ließen.<sup>901</sup> Dieser Ansatz dürften auch für jede andere Behandlungssituation von Vorteil sein, schließlich gehören mangelnde

---

<sup>896</sup> Vgl. *Ibid.*, S. 40.

<sup>897</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 41.

<sup>898</sup> Vgl. Blumenberg (1979), S. 19.

<sup>899</sup> Vgl. French (2003), S. 160, 161.

<sup>900</sup> Blumenberg (1979), S. 58.

<sup>901</sup> Pfammatter/Tschacher (2012), S. 60.

Krankheitsbewältigung und Non-Compliance zu ihren Kernproblemen. Allerdings erscheint es fraglich, ob die damalige Medizintheorie diesem Zweck von sich aus genügen konnte. Verschiedene Hindernisse wie ihre Komplexität sowie die Barriere zwischen Fach- und Umgangssprache wurden bereits aufgezeigt. Fraglich zeigte sich darüber hinaus, wie flexibel sie auf das Patientennarrativ eingehen konnte.

Dessen Bedeutung für die Krankheitsbewältigung halten sowohl Walter Benjamin als auch Lobenstein und Stolberg für zentral.<sup>902</sup> Wobei es natürlich nicht nur darum gehen kann, die Erzählung des Patienten zu Tage zu fördern, sie muss auch in die Diagnostik und den Behandlungsplan eingebettet werden. Was der ontologischen Medizintheorie an gedanklicher Beweglichkeit derweil abgehen mag, um auf jeden Zustand sowie jeden Patienten individuell einzugehen, besitzen Metapher und Sprachbild im Übermaß. Das abstrakte Grauen gelingt es ihnen durch figurative Entitätenbildung zu binden. Anthropomorphismen und Vergegenständlichungen heben es in die Welt des Vertrauten, wo es angegangen werden kann. Sinnstiftende Aspekte haben wir dabei in fast jedem Bildfeldbereich kennengelernt, insbesondere dem der Gast-, Bergwerks- oder religiösen Metapher. Welche aktivierenden, aufrichtenden oder tröstenden Seiten selbst einem scheinbar kaum konstruktiven Sprachbild zu eigen sind, möchte ich nun am Beispiel der Krankheitsschlacht aufzeigen. Ähnlich wie es Pouchelle für Mondevilles Schriften beschreibt, erweckt die Analogie hierbei den Eindruck, selbst von heilsamen Kräften beseelt zu sein,<sup>903</sup> was bezeichnend ist für eine Zeit, in welcher der Glaube an die Macht des Wortes noch hochprävalent ist.

Unabdingbar für das Verständnis der sinnstiftenden Aspekte dieses Sprachbilds sind seine Bezüge zur antiken Denkschule der Stoa, die von den Humanisten Erasmus und Juan Luis Vives rückwirkend sogar als Wegbereiter einer christlichen Ethik inszeniert wurde, wie Schwager zu berichten weiß.<sup>904</sup> Jenes von Jütte als christlich gekennzeichnete Ideal, wonach die Krankheit wegen ihres göttlichen Ursprungs geduldig zu ertragen sei,<sup>905</sup> könnte man in diesem Sinne als ihren gemeinsamen Schnittpunkt bezeichnen. Mit ihrem Ziel, den Geist gerade angesichts der Widrigkeiten der Welt von störenden Affekten zu befreien (apatheia), avancierte die stoische

---

<sup>902</sup> Vgl. Benjamin (1977), S. 309-310; vgl.a. Lobenstein-Reichmann (2015), S. 63; Stolberg (2003), S. 66-69.

<sup>903</sup> Vgl. Pouchelle (1990), S. 97.

<sup>904</sup> Vgl. Schwager (2012), S. 133.

<sup>905</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 208.

Philosophie laut Lundt zu einem wichtigen Leitbild der Renaissance.<sup>906</sup> Ihre bewegte Entstehungsgeschichte unter dem Eindruck von Tyrannis und römischem Bürgerkrieg begründete derweil nicht nur ihre inhaltliche, sondern auch ihre bildsprachliche Ausrichtung. Nicht umsonst bildete sie das gedankliche Fundament der Militärtheorie von Justus Lipsius (1547-1606), wie Schwager bemerkt.<sup>907</sup> Wenn ein frühneuzeitlicher Arzt seine gesundheitlichen Ratschläge also mit sinnstiftender Metaphorik ausgestalten wollte, stellten stoische Philosophie und kriegerisches Sprachbild natürliche Verbündete dar und zwar umso mehr, wenn es sich bei dem Patienten um einen Adligen handelte. Das verzweifelte Hadern mit dem Schicksal abzulehnen, muss dabei keineswegs bedeutet haben, sich einem passiven Dulden zu überlassen, wie es die christliche Lesart zu implizieren scheint. Im Gegenteil geht es um eine Geisteshaltung, welche gleichmütige Annahme des Leides mit wehrhaften Bemühungen verbindet, sich seiner zu entledigen. „Wir müssen uns dem Geschick entgegenstellen, um uns in der Abwehr gegen seine Schläge von ihm selbst abhärten zu lassen“, fasst Seneca die stoische Einstellung zusammen.<sup>908</sup>

Dass sich die richtige Ausübung dieser Tugend eben nicht mit Tatenlosigkeit aufhält, formuliert Pansa im Vorwort seines dritten Gichttratgebers. Harsche Kritik übt er hier etwa an solchen Patienten, die sich so lange „mit Arrestirung/ Fußfesselung vnd Handverstrickung ritterlich halten“, bis schließlich „alles im gantzen menschlichen Gebewde verwüestet/ vnd zu nicht gemacht“ sei.“<sup>909</sup> Militärische Metaphorik dient bei Pansa seltener dazu Furcht zu erzeugen als eine Form von Ritterlichkeit zu idealisieren, die den Patienten im Kampf gegen die Krankheit bestärkt. Wenn Pansa einem schlesischen Fürsten gegenüber die Gicht als nicht zu unterschätzenden Feind inszeniert,<sup>910</sup> liest sich das nicht nur als Warnung, sondern auch als Würdigung des langjährigen Krankheitsverlaufes, den der Patient trotz weitreichender Erfahrungen auf den physischen Schlachtfeldern Europas nicht zu seinen Gunsten hat entscheiden

---

<sup>906</sup> Vgl. Lundt (2009), S. 75.

<sup>907</sup> Vgl. Schwager (2012), S. 117.

<sup>908</sup> Seneca (2017), S. 153.

<sup>909</sup> Pansa (1623), fol. B1v.

<sup>910</sup> „Podagra oder Arthritis ist ein solcher mächtiger Feind/ der nicht allein die Vorstädte des Leibs/ das ist die eusserlichen Gliedmassen/ sondern auch die Stadt vnd Vestung selbst einzunehmen begehret/ wenn man ihn zu nahe heran lest kommen/ vnd nicht bey zeiten aus dem Lager schlegt/ in dem er nach solcher Nachlässigkeit eine besondere giftige Art vnnd Schädlichkeit an sich nimpt/ daß er mehr durch eine ventositet, als flüssige materien mit der zeit schaden thut.“ Pansa (1623), S. 119.

können. Gleichzeitig macht er ihm Hoffnung auf einen günstigen Ausgang und zwar, indem er in ihm all jene Anlagen zu erkennen glaubt, die für einen Sieg entscheidend sind: „Denn die fürnehmsten *viscera* scheinen noch ihren *vigorem* haben/ die Natur ist ziemlich starck/ die Leber wol warm/ der Magen auch noch bey ziemlicher Stärke“. <sup>911</sup> Einen gräflichen Rat wiederum gemahnt er so zu mehr Durchhaltevermögen. Gegen seine heftige Gicht gelte es die Behandlung beharrlich fortzuführen und dabei alle zur Verfügung stehenden Kräfte zu bündeln. „Dieweil sichs im Krieg vbel siegen lest/ wenn man nicht *conjunctis viribus* den Feind angreiff/ sich bald abschrecken lest/ vnd mit der Flucht *salviret*.“ <sup>912</sup> Ganz ähnlich schildert er die Furcht vor der Pest als das eigentliche Verhängnis des Kranken. Durch „grosse erschrecknis/ kleinmütigkeit/ vnd schwermütigkeit des Krancken“ lasse so mancher „alle mittel fahren“ und sei somit „seines verderbens selbst ein vrsach“. <sup>913</sup> Unter den verschiedenartigen Metaphern innerhalb der Ratgeber tut sich also ausgerechnet die vielgescholtene Kriegsmetapher besonders hervor, wenn es darum geht, den Patienten zur Selbsthilfe zu ermächtigen (Empowerment). Wie wir an früherer Stelle gesehen haben, zeigt sie nicht nur die grundsätzliche Möglichkeit auf, sich gegen die Krankheit zu erheben, sondern auch die zwingende Notwendigkeit zum Kampf. Die einschlägigen Waffen liefert sie gleich mit. Dieser Befund deckt sich weitgehend mit den Ergebnissen Bourkes und Seminos et al., welche die aktivierenden Eigenschaften der Metapher im Kontext historischer Quellen sowie aktueller Patienteninterviews hervorheben. <sup>914</sup>

Nicht für jeden Patienten allerdings ist ein Aufbegehren gegen die Krankheit sinnvoll. Den Sterbenden und Entkräfteten ist damit genauso wenig geholfen wie den unheilbar Kranken. Doch auch solchen Patienten kann die stoische Philosophie Trost spenden. Wenn der Widerstand an seine Grenzen stößt, soll stoische Geduld (*patientia*) den Patienten darin unterstützen, sein Leiden zu akzeptieren, wie Jütte erklärt. <sup>915</sup> Dazu dient häufig die euphemistische Umdeutung der Erkrankung als heilsam. Seneca zeigt in „*de providentia*“ nicht nur auf, dass das Unangenehme oftmals positivere Folgen

---

<sup>911</sup> Vgl. Ibid., S. 119.

<sup>912</sup> Vgl. Ibid., S. 427.

<sup>913</sup> Pansa (1614a), S. 1.

<sup>914</sup> Bourke (2014), S. 475-498: „Pain was no longer conceived of as an entity that had to be passively endured. Rather, it was an ‘enemy’ to be fought and ultimately defeated.“, Vgl. Semino et al. (2017), S. 60-66.

<sup>915</sup> Vgl. Jütte (1991), S. 209.

zeitigt als das Angenehme,<sup>916</sup> er stilisiert es sogar zu einer Art Tugendprüfung für edle Geister.<sup>917</sup> Infolgedessen findet die Idee der heilsamen Krankheit unter frühneuzeitlichen Gelehrten wie Montaigne<sup>918</sup> und Pirckheimer prominente Verfechter. Anhand der Gichtenkomien und einschlägiger Gesundheitsratgeber konnten wir beobachten, wie aus der Synthese von stoischer Philosophie und Gastmetaphorik ein sinnstiftendes Krankheitsnarrativ hervorging: charakterliche Besserung und soziale Distinktion waren ihre Verheißungen. Eine ähnliche Form sekundären Krankheitsgewinns bietet auch die Verbindung von Stoa und militärischer Metaphorik. Entgegen aller Ermutigungen, die er dem schlesischen Fürsten bezüglich der Prognose seiner Gichterkrankung hat zukommen lassen, verzichtet Pansa gewohnheitsgemäß nicht darauf, sich mittels düsterer Vorahnungen gegen ein Scheitern der Therapie abzusichern. Als Anlass dient ihm dabei wieder einmal der chronifizierte Krankheitsverlauf.<sup>919</sup> Für den Fall, dass sich dieser fortsetzen sollte, versieht Pansa die Krankheit jedoch mit einem Narrativ, auf welches der Patient mit Stolz blicken dürfte. Die Veranlagung zu schwachen Gliedern führt er nämlich auf eine frühere Kriegsversehrungen zurück:

„[Euer Gnaden haben] in der Jugend an ihren Kräfften einen mercklichen schaden genommen/ ob zwar solches durch kein vnziemlich Mittel geschehen/ sondern vielmehr Tugend/ vnd einen Ritterlichen Adelichen Namen *propria virtute, quae verissime nobilitat* an sich zu bringen“.<sup>920</sup>

Vergleicht man dies mit den ätiologischen Faktoren, die an anderer Stelle zur Sprache kommen, handelt es sich also um eine äußerst schmeichelhafte Zuschreibung: Statt sie mit dem Laster in Verbindung zu bringen, wird die Krankheit zur sekundären Kriegswunde erhoben. Pansa verfährt in diesem Falle ähnlich wie mit dem Geistlichen, dessen Gicht er in übertragener Weise auf seine allzu bereitwillige Gastfreundschaft

---

<sup>916</sup> Vgl. Seneca (2017), S. 144-145.

<sup>917</sup> Vgl., *ibid.*, S. 152-153. Diese Praxis spiegelt sich auch in der Hiobsrezeption christlicher Autoren wider, wie wir gesehen haben.

<sup>918</sup> Vgl. Engelhardt (1999), S. 114f.

<sup>919</sup> Vgl. Pansa (1623), S. 119.

<sup>920</sup> *Ibid.*, S. 117.

zurückführt. In beiden Situationen wird aus der Krankheit mit dem zweifelhaften Ruf etwas überaus Vorzeigbares.

Für Angehörige adeliger Kreise könnte das kriegerische Krankheitsnarrativ in den Ratgebern darüber hinaus noch eine weitere nicht zu unterschätzende Dimension metapherngebundener Sinnstiftung bergen. Um das zu verstehen, muss man sich vor Augen führen, was eine gichtbedingte Invalidität für einen Edelmann bedeutet haben muss. Dass der Verlust der Kampf-tauglichkeit eine existenzielle Erfahrung ist, die das ständische Selbstverständnis nachhaltig erschüttert, davon zeugt laut Bianca Frohne ein gebräuchlicher Topos in autobiographischen Schriften, der mindestens bis in das 16. Jahrhundert verbreitet war: die Todessehnsucht des im Kampf versehrten Adligen.<sup>921</sup> Sicherlich sollte man vorsichtig sein, von einem Schriftstück, das nicht zuletzt dazu diente, der Nachwelt eine glanzvolle Familiengeschichte zu hinterlassen, auf individuelle Befindlichkeiten zu schließen. Ebenso sollte man aber die sekundären Folgen einer ohnehin schon schmerzhaften Körpererfahrung auf den Selbstwert des Patienten nicht unterschätzen, vor allem wenn es sich um den Verlust einer so identitätsstiftenden Teilhabe handelt. Wie schwer der Verlust vom Einzelnen tatsächlich wahrgenommen wird, dürfte nur untergeordneten Einfluss auf das Potential der Selbstvergewisserung haben, welches solch einer repräsentativen Klage innewohnt: Solange keine Aussicht darauf besteht, den Kriegsdienst in absehbarer Zeit wiederaufnehmen zu können, wird selbst ein weniger kampfbegeisterter Edelmann psychischen Nutzen daraus ziehen, der Authentizität seiner Klage Glauben zu schenken. Nun besitzt die Gichterkrankung zwar bei weitem nicht das Prestige einer Kriegswunde, in ihrer invalidisierenden Konsequenz stehen sie einander jedoch in nichts nach. In beiden Fällen ist der Versehrte aus diesem wichtigen Lebensbereich ausgenommen.

Gerade gegenüber solchen Patienten bietet die Konzeptualisierung der Krankheit als Krieg demnach eine hervorragende Möglichkeit, die einschränkende Erfahrung der Invalidität mit Sinn zu versehen. Indem der Arzt nämlich das Ringen einander verfeindeter Mächte in den Körper verfrachtet, bietet er dem Adligen eine Art häuslichen Ersatz-Feldzug an, in welchem er trotz körperlicher Verletzung seine Kühnheit und Ausdauer unter Beweis stellen kann. Für den Patienten bedeutet dies sekundären Krankheitsgewinn, für den Arzt darüber hinaus eine Möglichkeit, den

---

<sup>921</sup> Vgl. Frohne (2014), S. 344.



Patienten zum Gehorsam anzuhalten: Wer sich tapfer hält, obschon keine therapeutischen Siege mehr zu erwarten sind, verteidigt nicht nur seine Ehre, sondern kann wenn nicht gar einen kurzen Waffenstillstand so doch zumindest die Bedingungen der Kapitulation aushandeln. Dass auf der anderen Seite ein Patient, der von den Gräueln des Krieges traumatisiert ist, von dieser Praxis kaum profitieren dürfte, versteht sich von selbst. Wiederum erweist es sich als entscheidend, die genutzten Sprachbilder auf den jeweiligen Adressaten zuzuschneiden.

### Zusammenfassung

Mithilfe der Metapher verschaffen sich die Autoren der Ratgeber also in drei besonders paradigmatischen Stellungen Autorität: Nicht nur als höchst erfahrener und vertrauenswürdiger Vertreter der ärztlichen Zunft wollen sie sich damit präsentieren, sondern auch als Seelsorger im weitesten Sinn und als Verteidiger der öffentlichen Ordnung.

In der frühneuzeitlichen Gesellschaft, deren Orientierung am Gemeinwohl durch die „gute Policey“ reglementiert ist, erfüllen insbesondere die Stadtärzte eine wichtige Rolle im Dienst der öffentlichen Gesundheit. Die obrigkeitliche Macht, die ihnen dabei zuteilwird, geht über jene der individuellen Arzt-Patienten-Beziehung weit hinaus und ist dadurch nicht unproblematisch. Das zeigt sich nicht zuletzt an der verwendeten Metaphorik. Indem sie den Seuchenfall als kriegerischen Angriff auf die bestehende Ordnung inszenieren, dessen Wechselfälle wiederum mit den Mitteln des Krieges angegangen werden müssten, rechtfertigen sie etwa die Einschränkung bürgerlicher Freiheiten. Indem sie ihre Expertise bei der Disziplinierung des Körpers nicht mehr nur auf der Ebene seiner individuellen Basalfunktionen anwenden, sondern auf die ganze Gesellschaft richten, verhelfen sie ihrem Stand zu politischer Relevanz.

Da für die klassische Arztrolle eine besonders starke Abhängigkeit des Mediziners vom Wohlwollen des Patienten und seiner Angehörigen galt, war Vertrauen das ärztliche Kapital schlechthin. Statt es mittels autoritärer Ansätze allein zu erlangen, ermöglichte der Einsatz der Volkssprache daneben auch eine Überzeugung durch Einsichtgabe. Gerade bildliche Wendungen, wie sie in Sprichwort, Metapher und Vergleich verwirklicht sind, machen komplizierte Sachverhalte auf Ebene einer geteilten Erfahrungswelt verständlich. Dieser Befund zeigt sich über das gesamte Quellenkorpus hinweg. Sie schaffen aber auch Intimität und vertiefen damit die Arzt-

Patienten-Beziehung durch gegenseitige Anteilnahme. Während in der ärztlichen Praxis der Frühen Neuzeit ontologische Krankheitsmodelle auf dem Vormarsch sind, welche die individuelle Krankheitserfahrung eher in standardisierte Schemata zwängen, bieten Sprachbilder vielfältige Möglichkeiten zur Individualisierung. Das Aufgreifen von Patientenmetaphern, wie es sich etwa in den Briefen Martin Pansas nachweisen lässt, kann man auch als empathische Spiegelung interpretieren. Besonders gefährdet war das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient allerdings im Falle des Therapieversagens oder einer unzutreffenden Prognose. Um die Objektivierbarkeit solcher Misserfolge abzumildern, kam dem Arzt wahrscheinlich die Mehrdeutigkeit der Metapher zugute. Sie schafft es, auch unerwartete Krankheitsausgänge vorwegzunehmen und das Narrativ des Arztes so stets geradlinig erscheinen zu lassen.

Seelischen Trost zu spenden kann man als gemeinsames Betätigungsfeld von Arzt und Geistlichem auffassen. Beide greifen dabei im weitesten Sinn auf mythische Strukturen zurück, deren Zweck darin besteht, Distanz zum erdrückenden Absolutismus der Wirklichkeit zu schaffen. Das Grauen der Krankheitsrealität wird dadurch gebunden, dass es mit einer Identität versehen wird, die sich in vertrauten Kategorien bewegt und damit bewältigbar erscheint. In den Ratgebern ist es nicht zuletzt die Metapher, die sich als Teilmenge des Mythos darum verdient macht, das sinnstiftende Potential der Medizintheorie zu komplementieren. Solche Eigenschaften lassen sich selbst der Kriegsmetapher nachweisen, die damit deutliche Bezüge zur antiken Stoa herstellt. In den Briefen Pansas fungiert sie als Werkzeug zur Selbstermächtigung des Patienten im Kampf gegen die Krankheit. Stoische Philosophie und Kriegsmetapher können aber auch die Akzeptanz eines chronischen Leidens erleichtern. Indem es mit einer positiven Deutung versehen wird, kann sich sogar ein sekundärer Krankheitsgewinn einstellen. In diesem Sinne könnte man tatsächlich von heilenden Worten sprechen.

Ob sie sich nun aufzwingt, zu überzeugen versucht oder Linderung verschafft, in allen Fällen erscheint die Metaphorik der Ratgeber von dem deutlichen Bemühen getragen, der ärztlichen Expertise den Anschein unverzichtbarer Alltagsrelevanz zu verleihen.

## 5. Fazit und Ausblick

Betrachtet man die untersuchten Gesundheitsratgeber insgesamt, ergibt sich der erwartbare Befund, dass ein Werk frei von Metaphern kaum realisierbar ist. Je nach Autor und Thema unterscheiden sie sich dabei in Frequenz und Ausführung. Die Metapher lässt sich differenzierend nach der Zugehörigkeit zu einem Bildfeld, dem metaphorischem Gehalt und der kontextuellen Funktion betrachten. Die Beobachtung, dass Metaphern kaum je als „bloße“ Stilmittel gebraucht werden, sondern meistens zu einer Bedeutungserweiterung beitragen, erscheint von besonderer Geltung. Folglich können sie ebenso wie ein medizinisches Konzept als epistemisches Modell fungieren und damit erkenntnisleitende Funktion übernehmen. Metaphern und medizinische Konzepte scheinen hierbei keine klar zu trennenden Kategorien zu sein, sondern bilden ein sich gegenseitig beeinflussendes Kontinuum: So wie sich Metaphern aus den bildlichen Komponenten eines medizinischen Konzepts heraus entwickeln, können sich medizinische Konzepte auch aus dem konventionalisierten Bildgehalt einer Metapher konsolidieren. Resümieren wir nun abschließend, welche Bildtraditionen sich verfolgen lassen, nach welchen Regeln die Metaphernsysteme untereinander organisiert sind und welche Bedeutung ihnen für die Beziehung zwischen Arzt und Patient zukommt.

Auf den ersten Blick erscheinen die verwendeten Bildfelder als ein Abbild der damaligen Lebensrealität. So umfassen sie zahlreiche Topoi, die für den frühneuzeitlichen Alltag kennzeichnend waren wie die damalige Hausgesellschaft und Gastkultur, aber auch Gewalterfahrungen, Naturerleben und Religion. Als besonders prägend stellen sich insbesondere die traumatischen Erfahrungen der Konfessionskriege dar. Vielfach lassen sich die Metaphern jedoch gleichzeitig älteren Traditionslinien zuordnen. Da wären einerseits solche Sprachbilder zu nennen, die schon seit längerem in Studium und Fachliteratur zum Tragen kommen. Ihr Einsatz kann sowohl auf die bildliche Verfasstheit der Humoralpathologie selbst zurückzuführen sein oder aber auf ihre didaktische Aufbereitung, wie sie sich am Fall des Hauses als Körpermodell andeutet. Insbesondere die eminente Rolle der vier Elemente nehmen viele Ärzte hierbei zum Anlass, eine Metaphorik zu entwickeln, die sogar über das medizinische Konzept hinausweist. Auch die enorme Bildlichkeit der paracelsischen Lehre schlägt sich in einigen Werken nieder. Autoren wie Pansa und

Pistorius erkämpfen sich damit auf Kosten der Orthodoxie eine Sonderstellung auf dem mit zahllosen Publikationen gesättigten Gesundheitsmarkt. Ausdruck des literarischen Interesses frühneuzeitlicher Gelehrtenkultur stellen zudem die bildhaften Bezüge zur griechisch-römischen Dichtung dar, die sich vor allem in den Gichttratgebern zeigt. Ihr Einsatz ist ein wichtiger Pfeiler ärztlicher Selbstinszenierung und gibt damit sowohl Auskunft über den akademischen Hintergrund des Autors als auch seine Absicht, eine gebildete (und damit hoffentlich zahlungskräftige) Klientel zu akquirieren.

Auf der anderen Seite scheinen sich etliche bildliche Einflüsse eher auf die Volkstradition zurückführen zu lassen. Deutlich drängen sich solche Bezüge in den Sprachbildern zu Flora und Fauna auf, nicht weniger kommen sie in den zahlreichen Sprichwörtern zum Tragen. Unzweifelhaft ist der volkstümliche Bezug biblischer Metaphorik, bedenkt man die immer leichtere Verfügbarkeit vernakularer Bibelquellen. Indem viele Ärzte die religiöse Dimension der Seuche beleuchten und dabei figurative Zitate aus der Heiligen Schrift einflechten wie jenes von der schleichenden Seuche, der verzehrenden Emotion oder das paulinische Gleichnis vom Sauerteig, stellen sie ihre Praxis neben einem Fundament ärztlicher Gelehrsamkeit und Erfahrung auch auf ein Fundament des Glaubens.

Die Unterscheidung der Metaphern nach ihrer vermeintlichen Zugehörigkeit zur Laien- oder Gelehrtenkultur erscheint allerdings nur mäßig hilfreich. Einerseits negiert dieses Vorgehen die allgegenwärtigen Überschneidungen beider Sphären, andererseits ergibt sich daraus keine zuverlässige Aussage über die Zugänglichkeit einer Metapher. Selbst die Metaphern aus universitärer Tradition sind in der Regel so angelegt, dass sie gleichzeitig als Abbild der Alltagskultur verstanden werden können. Nicht zuletzt zeigen Beispiele wie jenes vom himmlischen Seuchenpfeil, dass gerade die populäre Metapher mitunter sogar mehreren Traditionslinien zugehörig ist.

Auch die von Pouchelle für die mittelalterliche Ratgeberliteratur getroffene Unterscheidung der Metaphern gemäß ihrer Zugehörigkeit zur Kulturwelt, die man eher mit Gesundheit assoziierte, und einer als pathologisch wahrgenommenen Naturwelt, erwies sich nicht als zielführend. Zu zahlreich und ausgefeilt zeigten sich in meinem Korpus besonders jene Krankheitsmetaphern, die auf Personifikationen beruhen und Aspekte zwischenmenschlicher Gewalterfahrung oder missbrauchter Gastfreundschaft aufgreifen. Wenn man beiden Arbeiten zugestehen möchte, einen repräsentativen Ausschnitt der jeweiligen Epoche abzubilden, könnte man daraus

folgern, dass der Arzt der Frühen Neuzeit im Gegensatz zu seinen Vorgängern auf zunehmende Weise die Gesellschaft und den Menschen selbst als Bedrohung für das gesundheitliche Wohlergehen betrachtete.

Wenden wir uns nun den Gemeinsamkeiten der porträtierten Körper- und Krankheitsbilder zu. Sucht man dabei nach übergeordneten Systemen, kommt man nicht umhin auf die Bedeutung des zeitgenössischen Analogiedenkens zu stoßen. Die meisten Metaphern innerhalb der Ratgeber stellen den Menschen als ein Abbild seiner Umwelt dar: Er ist ein Mikrokosmos, der sich seiner eigenen Verfasstheit und Stellung im Makrokosmos nur dadurch im Klaren werden kann, dass er die weltlichen Phänomene beobachtet und auf sich bezieht. Die porträtierten Sprachbilder sind allein daher schon kaum als bloße Stilmittel zu verstehen, sondern als Träger einer höheren Erkenntnis: Sie künden von der Weisheit Gottes, der die genannten Abbildungsbeziehungen zum Besten der Welt eingerichtet hat. Eine Argumentation auf Basis der Analogie, wie sie in den Ratgebern beispielhaft verwirklicht wird, gewinnt vor diesem Hintergrund eine geradezu zwingende Überzeugungskraft. Ein weiteres Konzept, das die Beziehung der Sprachbilder untereinander beeinflusst, ist das der Sympathie als einer quasi-magnetischen Kraft, die Ähnliches zusammenführt. Da sie auch zwischen der Krankheitsmaterie und dem dazu prädisponierten Körper wirken soll, geht das konsultative Bemühen der Ärzte dahin, die prädisponierende Bedingung (in diesem Fall die Ähnlichkeit) mithilfe des Sprachbildes zu enthüllen und in einen Kontext zu stellen, der Wege zur Verhaltensänderung aufzeigt.

So unterschiedlich die verwendeten Sprachbilder und damit die Perspektiven auf das Phänomen Krankheit auch sein mögen, lassen sie sich darüber hinaus auf eine wesentliche Kernthese verdichten, die ihren Ursprung in der traditionellen Medizintheorie hat: Krankheit bedeutet eine Abweichung vom Mittelmaß und einen Verlust innerer Ordnung. Sie ist das orgiastische Gastmahl der Göttin Podagra, der Seuchenkrieg, der das Land verheert und die Städte verbrennt, das wuchernde Unkraut und das Wüten des wilden Tiers. Der Körper in seinem Idealzustand dagegen gleicht einem geordneten Haus, dem wohlunterhaltenen Herdfeuer und der gepflegten Flur. Die Metaphorik der Ratgeber schreibt damit das antike Ideal der *Temperies* fort, wie es laut Stolberg die Körpervorstellungen bis über die Frühe Neuzeit hinaus

beeinflusst.<sup>922</sup> Dasselbe Denken prägt auch die metaphysische Dimension von Krankheit. Viele Ratgeber begreifen das Leiden als einen Verlust des Friedens mit Gott, welcher mit der Sünde assoziiert ist. Krankheit wird oftmals als Strafe konzeptualisiert, die den Patienten wie sein Umfeld dazu anhalten soll, zu einem Leben gemäß göttlich verhängter Ordnung zurückzukehren. Zweifellos handelt es sich dabei um ein Narrativ, welches die Disziplinierung von Körper und Sitte zu seinen Zielen zählt.

Betrachtet man die funktionellen Aspekte des Metapherngebrauchs in den Ratgebern insgesamt, so stellt die manipulative Ausübung ärztlicher Macht sicher keine Randerscheinung dar. Schuldbehaftete, verschleierte oder furchteinflößende Sprachbilder gehören zum frühneuzeitlichen Standardrepertoire, wenn es gilt, die Motivation und Behandlungsdisziplin im Sinne des Arztes zu beeinflussen. Wirtschaftlicher Eigennutz und Schutz der öffentlichen Gesundheit stellen dabei teils vereinbare Ziele dar, denen die individuelle Freiheit des Patienten untergeordnet wird. Es sind vor allem jene Schattenseiten der Metapher, gegen welche sich die Kritik Susan Sontags richtet.<sup>923</sup>

Wer den Blick allerdings allein auf Aspekte der Disziplinierung verengt, vernachlässigt die in der Summe vielleicht ausschlaggebenderen Facetten metaphorischer Praxis. Davon scheinen etliche tatsächlich eher auf die verhältnismäßig mächtige Stellung hinzudeuten, welche der frühneuzeitliche Patient gegenüber seinem Arzt innehatte. Die Verhältnisse auf dem Gesundheitsmarkt machten es zu keiner einfachen Aufgabe, das Wohlwollen eines Patientenkreises zu gewinnen und zu erhalten, dessen Größe und Zahlungskraft einem bürgerlichen Lebensstil Vorschub leisteten. Seine Praxis in Wort und Tat an Patientenbedürfnissen auszurichten, versprach damit einer Beziehung beiderseitigen Vorteils den Weg zu ebnen.

In diesem Zusammenhang haben wir die wohlgewählte Metapher als ein Instrument erfahren, das Intimität herzustellen vermag und dem Arzt Raum gibt, den Patienten in seiner ganzen Einzigartigkeit zu erfassen. Indem sie die Erfahrungswelt von Laien und Experten zusammenführt, fördert sie darüber hinaus sowohl die Einsicht in den Prozess der ärztlichen Entscheidungsfindung als auch die Teilhabe daran. Das

---

<sup>922</sup> Vgl. Stolberg (2003), S. 190.

<sup>923</sup> Vgl. Sontag (1978), S. 57, 64.

Vertrauensverhältnis, dass sich daraus ableitet, gründet also nicht nur darauf, dass sich der Patient angenommen und verstanden fühlt, sondern auch fachlich in guten Händen wähnt, ohne dabei um seine Autonomie fürchten zu müssen.

Einiges deutet tatsächlich darauf hin, dass innerhalb der ärztlichen Ratgeber eine Art Übersetzungsleistung stattfindet, wobei bildliche Formulierung neben Anekdoten und Sprichwörtern einen wichtigen Vektor darstellen.<sup>924</sup> So eklatant, wie man annehmen dürfte, erscheint der Unterschied zwischen Fach- und Ratgeberliteratur allerdings nicht bei allen Autoren. Während im Ratgeberwerk Martin Pansas Dichte und Komplexität der Sprachbilder beinahe literarische Ausmaße annehmen,<sup>925</sup> gebrauchen viele seiner Kollegen Metaphorik wesentlich maßvoller. Ebenso zeigten sich jene Werke der lateinische Fachprosa, die in dieser Arbeit zur Kontextualisierung herangezogen wurden, metaphernreicher als es Criscianis Einschätzung vermuten lassen würde.<sup>926</sup> Um an dieser Stelle mehr Klarheit zu schaffen, wäre ein systematischer Vergleich zwischen Fach- und vernakularsprachlicher Ratgeberliteratur ein Desiderat. Berücksichtigt man die Zahl der Nachdrucke über den zeitlichen Verlauf könnte man möglicherweise Aufschluss darüber erlangen, welchen Anteil die Bildlichkeit der Darstellung zur Popularität eines Werkes beigetragen haben mag.

Weitere Erkenntnisse über die Verbreitung, Akzeptanz und kommunikative Dynamik von Metaphern im Arzt-Patienten-Diskurs könnte darüber hinaus eine Analyse der archivarischen Briefkorrespondenzen liefern. So könnten sich die Hinweise nachprüfen lassen, die sich aus den abgedruckten Arzt- und Patientenbriefen in den Ratgebern Pansas ergeben: dass eine geteilte Bildsprache nämlich mitunter erst durch den Austausch beider Gesprächspartner entsteht, also erarbeitet beziehungsweise verhandelt werden muss. Viel stärker rückt dann möglicherweise die Rolle des Patienten als maßgeblichem Gestalter von Metaphorizität gegenüber der direktiven Instanz des Arztes in den Vordergrund.

---

<sup>924</sup> Vgl. Crisciani (2005), S. 312-317.

<sup>925</sup> Was laut Christian Teuber seiner Strategie entsprechen dürfte, sich als Volksaufklärer zu inszenieren. Vgl. Teuber (1991), S. 10.

<sup>926</sup> Auch wenn beispielsweise die deutschsprachige Fassung von Carolo Musitanos Werk „De lue venerea“ an vielen Stellen expliziter ist, was ihre Bildlichkeit betrifft, zeigt sich bereits das Original als äußerst kreativ im Umgang mit Metaphorik. So beschreibt er die verschiedenen Symptome und Stadien der Syphilis als Aufzüge in einem Theaterstück [„In humani corporis teatro tot presentat scenas“, Musitano (1689), S. 3] oder vergleicht Krankheit an sich mit einem Schatten, der sich auf den Wänden der Leibeskommer abzeichnen, wenn die Lebenskerze als Bild für die innere Wärme ins Flackern gerät [Vgl. Musitano (1689), S. 38ff].

Nicht zuletzt möchte ich der Metapher, so wie sie sich in den Ratgebern darstellt, zubilligen, einen beachtenswerten Anteil zum Vorgang der seelischen Bewältigung (Coping), wenn nicht sogar zum Genesungsprozess selbst beitragen zu können. Als Vektor eines ontologischen Krankheitsverständnisses ebenso wie als Manifestation krankheitsbezogener Mythologismen kann sie das Individuum darin unterstützen, sich vom Krankheitsgeschehen zu distanzieren oder es erträglicher zu gestalten, indem das Leiden mit einem konstruktiven Sinn versehen wird. Besteht noch Aussicht auf Besserung, verwenden verschiedene Ratgeberautoren die Metapher aber auch um Kräfte zu mobilisieren und den Patienten im Sinne des Empowerments zur aktiven Selbsthilfe zu ermächtigen. Dieses Potential lässt sich selbst vielen problematischeren Metaphern nicht ohne weiteres absprechen. Die Herausforderung zeigt sich darin, auch von bildsprachlicher Seite her gegenüber jedem individuellen Patienten stets den richtigen Ton zu treffen. An diesem Punkt stößt die vorliegende Arbeit in einen Bereich vor, der Anknüpfungspunkte bietet für empirische Studien aus Gebieten wie der Palliativmedizin oder Psychosomatik.

Denn auch wenn meine Untersuchungen epochenspezifisch sind, werfen sie doch Schlaglichter von der Vergangenheit bis in die Gegenwart: Viele der erwähnten Sprachbilder haben Eingang gefunden in die residuale Hintergrundmetaphorik des Sprechens über Krankheit und formen noch heute das Körperbild von Arzt und Patient. So beeinflussen sie nicht nur „weiche“ Endpunkte wie die Patientenzufriedenheit, sondern über Mechanismen wie Compliance und Empowerment auch den Therapieerfolg. Letztlich stehen Heilberufler vor der Herausforderung, das konstruktive Potential der Metapher im Patientengespräch nutzbar zu machen, ohne sich von ihren destruktiven Seiten benutzen zu lassen. Dies gelingt nur, wenn man sich die Allgegenwart von Metaphorik ebenso wie ihre Mechanismen vor Augen führt.



## 6. Literatur

### 6.1. Quellen

Amman, Jost; Sachs, Hans: Eygentliche Beschreibung aller Stände auff Erden, hoher und nidriger, geistlicher und weltlicher, aller Künsten, Handwercken und Händeln. Durch d. weitberümpften Hans Sachsen gantz fleissig beschrieben u. in teutsche Reimen gefasset. Frankfurt a. M. 1568.

Anhart, Elias: Consilium podagricum. D. ist wie man sich vor d. Podagra hueten oder in Zeit dieser Kranckheit curirn u. trösten solle. Wien 1560.

Barcia y Zambrana, José de: Despertador Christiano De sermones Doctrinales. (tomo 5) Barcelona 1695.

Barcia y Zambrana, José de: Christ-eyfriger Seelen-Wecker/ Oder Lehrreiche Predigen über absonderliche Stellen der H. Schrift. Zu disem Zihl und End eingerichtet/ Daß der Sünder in sich selbstem gehe/ den gefährlichen Schloff der Sünden überwinde/ und sich zu wahrer Buß eyfrig und zeitlich aufmutere. In zwey Bücher abgetheilt/ Mit weitläufftiger Anleitung Wie alle und jede Predigen auf die Evangelia der Fasten und des Advents zu gebrauchen. (Anderer Theil) Augsburg, Dillingen 1715.

Baumgart, Johann: Pestilentz Büchlein. Von der Pestilentz und jhren ursachen, auch von gewisser Ertzney, wie man dawieder praeservirt ... werden solle. Magdeburg 1582.

Belzar, Georg: Kurtzer und Einfeltiger bericht/ wie man sich nicht allein für der itzt grassirenden Seuche der Pestilentz praeseruiren, Sondern auch/ so jemand nach dem Willen Gottes inficiret, wie man sich/ mit Göttlicher verleihung/ sol Curiren lassen. Dresden 1611.

Beroaldo, Filippo: Opusculum Philippi Beroaldi De terremotu et pestilentia. Cum annotamentis Galeni. Bologna 1505.

Beyerlinck, Laurens: Magnvm Theatrvm Vitæ Hvmanæ: Hoc Est Rervm Divinarvm, Hvmanarvmqve Syntagma Catholicvm, Philosophicvm, Historicvm, Et Dogmaticvm. Ad normam Polyanthæ vniuersalis dispositum. Lyon 1665.

Boccaccio, Giovanni: Decameron. Stuttgart 1860.

Brenz, Johannes: Bericht wie man sich in sterbenden Leuffen der Pestilentz Christlich halten soll. Tübingen 1565.

Carnarius, Johannes: De Podagrae Laudibvs Oratio. Padua 1553.

Celsus, Aulus Cornelius; Centre Traditio Litterarum Occidentalium: De medicina. Turnhout 2010.

Cheiner, Clement: Kurtzer bericht/ von itzo regierender Kranckheit der Pestis. Eisleben 1585.

Crocus, Christian Friedrich: Consilium Medicum wie man sich in besorglicher contagiösischer Kranckheit mit Gottes Hülff praeserviren, und was man, so einer damit heimgesuchet würde, im Fall der Noht, gebrauchen könne. Marburg 1666.

Dietenberger, Johann: Biblia. Mainz, Köln 1534.

- Dietenberger, Johann: Catholische Bibell. Das ist/ Alle Bücher der H. Schrifft/ beyde Alts und Newen Testaments. Nach alter in Christlicher Kyrchen gehabter Translation trewlich verteutschet/ und mit vielen heilsamen Annotaten erleuchtet. Köln 1621.
- Emericus a Sancto Stephano: Pragerisches Groß und Klein. Das ist: Geschichts-Verfassung, Des In seinen seltsamen Gnaden, scheinbaren Wunder-Zeichen, Wunder-würdigen Begebenheiten, Grossen: In seiner auß Jungfrau-Wachs gestalten Heiligen Bildnuß, Kleinen: Kindleins-Jesu. Welches schon über hundert Jahr bey denen Barfüßigen Carmelitern in der Königl. Kleinern Stadt Prag, andächtigt verehret wird. Prag 1737.
- Eysenmenger, Johannes Christophorus: Die hitzige ansteckende Kopffkranckheit zu verhüten / vnd sampt ihren zufällen zu Curiren. Heilbronn 1632.
- Fabricius Hildanus, Wilhelm: De Gangraena et sphacelo. Das ist: Von dem heissen und kalten brandt, oder wie es etliche nennen S. Antoni u. Martialis fewer, derselben unterscheidt, ursach ... auß Hippocrate, Galeno u. andern vornehmen autoribus zusammen gelesen. Köln 1593.
- Fabricius Hildanus, Wilhelm: Guilhelmi Fabricii Wund-Artzney, Gantzes Werck und aller Bücher so viel deren vorhanden. Aus dem Lat. übers. von Friderich Greiffen. Frankfurt a. M. 1652.
- Federer, Johann Jacob: Nova methodus, seu consilium medicum compendiosissimum. Oder newer kurzter doch außführl. method. u. vilbewährter Rathschlag von jetz grassierender epidem. rothen Ruhr; was dieselbige: wie deren fürzukommen u. wie d. zumal auch zu curieren seye. Freiburg i. Br. 1607.
- Feige, Michael: Pest-Regiment. Oder außführl. Bericht von d. Wesen oder Eigenschafft Ursachen u. Zeichen auch Praeservation u. Curation d. erschrückl. Seuche d. Pestilenz. Dresden 1630.
- Fernel, Jean; Forrester, John M.: The Physiologia of Jean Fernel (1567). Philadelphia 2003.
- Ficinus, Marsilius; Hasse, Karl Paul: Über die Liebe oder Platons Gastmahl. (Philosophische Bibliothek, Bd. 154) Leipzig 1914.
- Fischart, Johann: Podagrammisch Trostbüchlin. Inhaltend zwo artlicher Schuz Reden von herlicher ankraft, geschlecht, Hofhaltung, Nuzbarkait und tiefgesuchten lob des hochgelehrten, glidermächtigen und zarten Fräwllins Podagra : nun erstmals zu kitzeligem trost und erregung andächtiger Pfortengrammischer Personen, oder Handkrämpfigen vnd ... kämpfern lustig vnd wacker (wie ein Hund auf dem Lotterblatt) Straßburg 1577.
- Fracastoro, Girolamo: Hieronymi Fracastorii Veron. Liber unus, de Sympathia & Antipathia rerum; Item, De Contagione, & Contagiosis Morbis, & eorum curatione, Lib. III. Lyon 1554.
- Grauchen, Georgius: Kurtzer Unterricht/ wie man sich jetzo in der umbher pestilenzischen Seuche mit gebührlichen mitteln durch Gottes Gnade beydes Praeseruiren und Curiren soll. Zu Nutz und Wolfarth der Stadt Grimma/ und andern benachbarten. Leipzig 1607.
- Gregorii, Victor: Consilium antipestiferum prophylacticum et therapeuticum, das ist. Kurtzes und nötiges Bedencken ober die anjetzo grassirende gifftige Seuchen, als da seynd: Pestilenz, Hauptkranckheit, Fleckfieber, Masern, Pocken, Durchfälle,

samt denen mitzuschlagenden Symptomatibus. Wie man dieselbe, negst göttlicher Hülffe durch heilsame, sowohl chymische als galenische Mittel nicht allein curieren, sondern auch sich davor bewahren sol. Mit angeheffter Consolation, wessen sich jenige bey welchen leibliche Mittel nichts fruchten wollen, zugetrösten; allen Liebhabern de Artzney, insbesondere denen, so abgelegeneit des Orts von Armuhts halben keinen Medicum ersuchen können, zu Nutz gestellet. Halberstadt 1636.

Grünpeck, Joseph: Ein nutzlich Betrachtung der natürlichen, hymlichen, und prophetischen ansehungen aller trübsalen, angst und not, die über alle stände, geschlechter und gemaynden der Christenhait in kurtzen tagen geen werden. Augsburg 1522.

Güldenkle, Balthasar Timaeus von: Opera medicopractica. Leipzig 1691.

Haan, Laurentius: Kurtzer/ Unvorgreifflicher Bericht/ Von jetzo ein schleichender Rothenruhr/ wie dieselbe beschaffen/ mit Göttlicher hülffe praeserviret, unnd auch curiret werden könne. Hildesheim 1622.

Hager, Johann Joachim: Judicium Et Consilium Medicum, Über die zu dieser Zeit Grassirende Durchfälle. Wie man sich dabey verhalten praeserviren und mittelst Göttlichen Segens curiren solle Auff Anordnung Der Hoch-Fürstl. Sächs. Erblandes-Regierung zu Weißenfels. Weißenfels 1676.

Herlitz, David: De Cvra Gravidarvm, Pverperarvm & Infantum. Neue Frawen Zimmer/ Oder Gründtliche Vnterrichtung/ von den Schwangern vnd Kindelbetterinnen/ was jhnen vor/ in/ vnnd nach der Geburt zuwissen von nöthen sey/ Auch von vielen Kranckheiten der Jungen Kinder. Magdeburg 1614.

Hermann, David: Manuale Anatomicum, Das ist: Kurtze Beschreibung und Erzehlung aller unnd jeglicher Glieder unnd Theil deß gantzen menschlichen Cörpers. Auß den Authoribus auffß kürtest/ so müglich/ außgezogen/ und in dieses kleine Tractätlein gebracht. Nürnberg 1630.

Hoffmann, Friedrich: Medicina Consultatoria, 6. Theil. Halle 1728.

Hörnigk, Ludwig von: Würg-Engel. Von der Pestilentz Namen/ Eygenschafft/ Vrsachen/ Zeichen/ Præservation/ Zufällen/ Curation/ [et]c. Theils auß Vornehmer Theologorum, Berümbter Juristen/ Fürtrefflicher Medicorum, Erfahrner Politicorum, Kluger Physicorum, Beglaubter Historicorum, Sinnreicher Poeten/ vnd Anderer Gelährten/ herrlichen Schrifftten. Dannenhero Männiglichen/weiß Standts oder Profession er ist/ in= vnd ausserhalb Pestzeiten/ nutzlich zu lesen. Frankfurt a. M. 1644.

Imsser, Philipp: Pestilentzbüchlein für die armen Handwerks- und Bauers-Leut. Straßburg 1582.

Kohen, Tobias: Ma'aseh Toviyyah. Venedig 1707.

Kratzenstein, Christian Gottlieb: Abhandlung von der Erzeugung der Würmer im menschlichen Körper. Halle 1748.

Lebenwaldt, Adam von: Land- Stadt- und Hauß-Artzney-Buch. In welchem angezeigt und erwiesen wird wie man denjenigen Kranckheiten welche ein gantzes Land oder mehr Oerther anstecken so dann durch Contagion und Anklebung anderweitig fortgepflantz und ausgebreitet werden als da seyn: die Pest Pestilenzial- und petechialische Fieber ungarische Kranckheit rothe Ruhr Kinds-Blattern etc. mit Gottes Gnad und Hülff so wohl durch geringe als kostbare Mittel Widerstand thun

könne ; samt einer Chronick aller denckwürdigen Pesten ... ; dabey eine fünff-fache Cur zu finden nemlich cura theologica prophylactica curativa refectiva & purificativa das ist: geistliche Trost- Schutz- Hail- und Krafft-Cur; samt einer Anweisung die Häuser und Mobilien zu reinigen. Nürnberg 1695.

Logau, Friedrich von: Salomons von Golaw Deutscher Sinn-Getichte drey tausend. Breslau 1654.

Lohr, Friedrich: Wie, und wen man der Ertzeney, so einem erbarn Radte jnn der alten Stadt Magdeburgk vorordenet ist, gebrauchen soll. Magdeburg 1548.

Ludwig, Daniel: Herrn Daniel Ludwigs Weiland HochFürstl. Sächs. Gothaischen Leib- und Hof-Medici Zwey Teutsche Tractätlein von Feld-Kranckheiten und Rothen Ruhr. Deren Erstes nebst Entwurf eines Feld-Apotheckleins im Jahr 1664. das Andere 1666. jenes beym Feldzuge hiesiger Völcker nach Ungarn/ dieses aber bey ereignender rothen Ruhr-Seuche im Lande/ auf HochFürstl. Gn. Befehl von ihm heraus gegeben worden. Gotha, Mühlhausen 1685.

Luther, Martin: Das Newe Testament Deutzsch. Wittenberg 1522.

Luther, Martin: Ob man fur dem sterben fliehen muge. Wittenberg 1527.

Luther, Martin: Biblia. Das ist: Die gantze Heilige Schrifft: Deusch ... D. Mart. Luth. Wittenberg 1545.

Luther, Martin; Adelman von Adelmansfelden, Konrad; Albrecht; Karlstadt, Andreas; Cruciger, Caspar; Amsdorff, Nicolaus von; Anhalt, Adolf von; Eck, Johannes; Friedrich, III.; Gabriel; Maximilian; X, Leo; Friedrich, Johann, II.; Friedrich, Johann, III.; Georg; Wilhelm, Johann; Karl; Philipp; Schleinitz, Johannes von; Spalatin, Georg; Tetzl, Johannes; Cajetan, Thomas; Rörer, Georg: Der Erste Teil || aller Buecher vnnd Schrifften des || thewren/ seligen Mans Gottes Doct. Mart. Lutheri/ vom || XVII. Jar an/ bis auff das XXII. Zum Fuenfften mal gedruckt/|| aller ding dem Ersten vnd Andern Druck gleich/ ohn was || nach ordnung der zeit etwas geendert ist.|| ... ||. Halle, Jena 1590.

Magirus, Johannes: Prognosticon Astrologicum, Oder: Naturmässige und aus dem Lauff deß Gestirns genom[m]ene Muhtmassung Vom Gewitter/ Frucht- und Unfruchtbarkeit/ Gesund- oder Kranckheit/ Krieg oder Frieden/ Deß M.DC.LXV. ... Jahres ... \ ausführlich und nachdencklich gestellet Durch Joannem Magirum, D. Nürnberg 1664.

Majus, Theodor: Zorn Ruthe So der ewige Gott unnd Vater unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi/ unter dem Himmel in der Lufft/ in gestalt eines Roth Fewrigen Sterns mit einem erschrecklichen langen Schwantz oder Besem ... erzeiget. So ... von etzlichen im Augusto in Nordosten sol gesehen worden sein/ so sich auffs new ... im Octobri ... unnd weiter den 17. und 18. Novembris in Osten ... gesehen worden. Goslar 1618.

Mannagetta, Johann Wilhelm: Pest-Ordnung, oder der gantzen Gemein nutzlicher Bericht und Gutachten von der. Pestilentz in genere. Wien 1679.

Marchini, Filiberto; Hauck, Ferdinand Anton: Schuß Frey In dem Krieg Gottes Das ist: Geistlich- und Natürliche Mittel wider die Pestilentz nutzlich zu gebrauchen. Sambt etlichen schönen Fragstucken/ und der Infections-Ordnung so zu Palermo und Florenz gehalten worden. Wien 1679.

Martini, Matthaeus: Außführliches Bedencken Von der sehr gemeinen/ jedoch gefährlichen/ anfallenden Fieber/ vnd Heuptkranckheiten/ Natur vnd

Eigenschaften. Auch Wie mit derselben Præservation vnd Curation/ recht vnd gründlich zuverfahren ist. Eisleben 1616.

Meurer, Christoph: Kurtz und nothwendiger Unterricht, wie fur der Seuche der Pestilenz, nechst göttlicher allmächtiger Hülffe, mit guten und durch Erfahrung bewehrte Mittel, so in einem billichen Tax in der Apotecken allhier Zum schwarzen Mohren befindlichen, die Gesunden zu praeserviren, Inficirte aber zu curiren. Leipzig 1607.

Musitano, Carlo: De lue venerea. libri quatuor, in quibus eiusdem species singulae, nedum recensentur, verum non vulgari examine signa, caussae ... pensantur atque diriguntur iuxta recentiorum doctrinam, Galenicorum aliorumque ... reiecto. Neapel 1689.

Musitano, Carlo: D. Caroli Musitani Waag-Schaale der Venus-Seuche, oder Frantzosen-Kranckheit: darinnen nicht allein ihre Art und Zustand gemeldet, sondern auch alle Zeichen, Ursachen, Vorher-Verkündigungen und Curen untersucht und angewiesen werden; nebenst einer neu-erfundenen Artzney, solche Kranckheit glücklich zu curiren. Hamburg 1700.

Ortolf, von Baierland: Ein arczney buch von allen gepräzten der menschen: wye man den helffen sol zu irer gesuntheit vnd stercke. Augsburg 1488.

Pansa, Martin: Consilium Antipestiferum Das ist/ Ein getrewer Rath in gefehrlichen und gifftigen Sterbensleufften/ oder Pestilenzseuche. Leipzig 1614a.

Pansa, Martin: Consilium Peripneumoniacum: Das ist Ein getrewer Rath in der beschwerlichen Berg und Lungensucht. Darinnen verfasst was die fürnemsten Ursachen seyn beyderley Beschwerden beydes der gifftigen die vom Bergwerck entstehet: so wol der gemeinen die von Flüssen herrühret: Zuvor aber wie der Mensch mit der kleinen Welt und mit dem Bergwerck artlich zu vergleichen und wie beyde Suchten zu vertreiben seyn. Leipzig 1614b.

Pansa, Martin: Consilium antipodagricum specialissimum. Das ist: der dritte Theil der Gichtbücher. Leipzig 1623.

Pansa, Martin: Consilium Antipodagricum. Appendix Consilii Antipodagrici Specialis: darinnen X Consilia Specialissima. Leipzig 1625.

Paracelsus; Sudhoff, Karl: Schriftwerk aus den Jahren 1537 - 1541. (Bd. 11) München 1928.

Paracelsus; Sudhoff, Karl: Sämtliche Werke. (Abt. 1, Bd. 1) München 1929.

Paracelsus; Sudhoff, Karl; Goldammer, Kurt: Frühe Schriften zur Heilmittellehre (Arzneistoffe und Heilquellen) zur Begründung der tartarischen Lehre in der Pathologie, samt dem 6., 7. und 9. Buche in der Arznei, über tartarische, psychische Krankheiten und Kontrakturen. (Bd. 2) München 1930.

Pirckheimer, Willibald; Mayer, Moritz Maximilian: Vertheidigung oder Lob des Podagra. Vor dreihundert Jahren von dem hochgelehrten Willibald Pirckheimer lateinisch geschrieben nun aber den deutschen Podagrasten zum Trost in ihrer Sprache an den Tag gegeben und mit einem Anhang das Mandat und Privilegium der großen und weltberühmten Ritterschaft de Podagra enthaltend versehen. München 1884.

Pistorius, Johann: Consilium antipodagricum. Sive dissertatiuncula brevis de arthritide morbo pertinacissimo molestissimo ac dolorifico deque natura illius differentiis & causis (internis & externis) nec non signis communibus & propriis tam

- dogmaticorum quam hermeticorum curatione itidem experimentalis; d. ist: kurtzer u. gründl. Bericht von d. sehr beschwerl. u. unleidl. schmerz-haftten Kranckheit d. Glieder-Sucht Zipperlein oder Podagra ... von desselben Unterscheid Ursachen u. Zeichen der viel u. offft probirten Cur d. grosse unerleidl. Schmerzen balden zu stillen. Halberstadt 1659.
- Rahlf's, Alfred; Hanhart, Robert (Hrsg.): Septuaginta. Id est vetus testamentum graece iuxta LXX interpretes; duo volumina in uno. Stuttgart 2006.
- Reinesius, Thomas: Consilium Pestis Prophylacticum. Rath oder Bericht Was Män[n]iglichem bey jetzo grassirender geschwinder Pestseuche/ sich für derselben nach Gottes willen zubewahren/ zu thun und zu lassen sey. Gera, Halle (Saale) 1625.
- Rhode, Johann: Von Pestilenz und Sterbensläufften. Erfurt 1583.
- Rostinio, Pietro: Newer/ außführlicher vnnd nutzlicher Tractat von den Frantzosen. Frankfurt a. M. 1626.
- Rottendorff, Bernhard: Consilium, Oder Rätliches Gutachten/ Die anhero schwebende Epidemische Haupt-Kranckheit/ oder Ungarische Fiebersucht/ betreffendt Münster. Münster 1665.
- Ryff, Walther Hermann: Des aller fürtrefflichsten, höchsten unnd adelichsten geschöpffs aller Creaturen ... warhafftige Beschreibung oder Anatomie. Straßburg 1541.
- Savonarola, Michele; Belloni, Luigi (Hrsg.): Il trattato ginecologico-pediatrico in volgare. Ad mulieres Ferrarienses de regimine pregnantium et noviter natorum usque ad septennium. Mailand 1952.
- Schiller, Henrich: Von der Pestilenz. Hanau 1606.
- Seneca, Lucius Annaeus: Von der Vorsehung. In: Giebel, Marion (Hrsg.): Glück und Schicksal. Philosophische Betrachtungen. Stuttgart 2017.
- Sennert, Daniel: Institutionum Medicinae Libri V., Wittenberg 1611.
- Siegemund, Justine; Charlotte, Sophie; Blesendorff, S.: Die Chur-Brandenburgische Hoff-Wehe-Mutter/ Das ist: Ein höchst-nöthiger Unterricht/ Von schweren und unrecht-stehenden Geburten. In einem Gespräch vorgestellt/ Wie nemlich/ durch Göttlichen Beystand eine wohl-unterrichtete und geübte Wehe-Mutter/ Mit Verstand und geschickter Hand/ dergleichen verhüten/ oder wanns Noth ist/ das Kind wenden könne; Durch vieler Jahre Übung/ selbst erfahren und wahr befunden. Cölln an der Spree 1690.
- Smets, Wilhelm: Des hochheiligen, ökumenischen und allgemeinen Conciliums von Trient Canones und Beschlüsse. Nebst den betreffenden päpstlichen Bullen; mit gegenüberstehendem lateinischen Text nach der plantinianischen Ausgabe vom Jahre 1596. Canones et decreta. Bielefeld 1843.
- Staden, Hans: Wahrhafftige Historia und beschreibung eyner Landtschafft der Wilden/Nacketen/Grimmigen Menschfresser Leuthen/in der Newenwelt America gelegen. Marburg 1557.
- Stentzel, Johann Conrad: Regiment und Ordnung, wie zur Zeit der Pestilenz unnd anderen giftigen Fieber-Seuchen, der gemeine Burger und Landmann sich mit geringen Artzney-Mittlen ohne Kosten beschützen kenne. Auch in und nach der Cur sich zu verhalten habe. Rottweil 1683.

- Strupp, Joachim: Notwendiger und durch Gottes seggen nützlicher underricht in jetzigen sterbensleufften. Frankfurt a. M. 1564.
- Tabernaemontanus, Jacobus Theodorus: Gewisse vnnd erfahren Practick, Wie man sich mit Göttlicher hülf, vor der Pestilentz hüten vnd bewaren, vnnd so einer damit behafft, wie demselben zuhelffen. Es seyen alte oder junge, arme oder reiche leuth. Heidelberg 1564.
- Thurneysser, Leonhard: Prokatalēpsis Oder Praeoccupatio, Durch zwölf verschiedene Tractaten, gemachter Harm [!] Proben. Frankfurt an der Oder 1571.
- van den Bosch, Johann Lonaeus: Rathschlag, Wie man sich zu disen gefährlichen zeiten, vor der Pestilentz hütten Vnd Wie dieselbig so sie eingerissen, wider zu vertreiben, vnd zu curieren sey. Ingolstadt 1562.
- van den Bosch, Johann Lonaeus: Kurtzer Bericht von dem Podagra vnd andern Glidtsuchten: Was dieselben für Kranckheite[n] seyn, auch wie man solchen begegnen, vnd wo sie etwa einreissen wöllen, oder schon eingerissen, sie curiern soll. Ingolstadt 1582.
- Weber, Robert; Gryson, Roger: Biblia Sacra Vulgata. Editio quinta. Stuttgart 2007.
- Willich, Jodocus: Von der Pestilentz ein nützlich Regiment. Erstl. wie man sich in e. Stat für d. Pestilentz behüten sol u. möchte; item wie man sich verhalten sol in Heusern in welchen jemens gestorben ist auff das es nicht leichtl. weiter Schaden thu; item wie man den helfen sol welche mit d. pestilentz. Gifft begriffen sind; item e. Radtschlag vor schwangere Weiber u. kleine Kindlein. Frankfurt an der Oder 1564.
- Zapf, Johann Adam: Kurtz-entworffenes Bedencken/ Von der Natur/ Praeservation und Cur/ der itzo ümgehenden bösen Seuche/ Des Durchlauffens/ Von denen gemeinen Leuten Die Rothe Ruhr genant. Göttingen, Weimar 1666.

## 6.2. Sekundärliteratur

### *Enzyklopädien*

#### ADB:

Brüll, Adolf: Nerol, Tobias Kohen. In: Allgemeine Deutsche Biographie. (Bd. 23) Leipzig 1886, 436–437.

Heidemann, J.: Thurneisser zum Thurn, Leonhard. In: Allgemeine Deutsche Biographie. (Bd. 38) 1894, S. 226-229.

#### DWB:

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Erstbearbeitung (1854–1960), digitalisierte Version ([www.woerterbuchnetz.de/DWB](http://www.woerterbuchnetz.de/DWB)), Trier 2008.

#### FWB

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch, digitalisierte Version ([www.fwb-online.de](http://www.fwb-online.de)), Goebel, U.; Lobenstein-Reichmann, A (Hgg.), Göttingen 2017.

#### HLB

Kirchinger, Johann: Landwirtschaft (Spätmittelalter/Frühe Neuzeit), in: Historisches Lexikon Bayerns ([www.historisches-lexikon-bayerns.de](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de)), o.O. 2015 (Zugriffsdatum: 11.05.2020).

#### HWPh:

Remane, Adolf: Analogie. In: Ritter, Joachim (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt 1971, Sp. 214-229.

Schenk, G.; Krause, A.: Vergleich. In: Ritter, Joachim (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt 2001, Sp. 676-680.

Weinrich, Harald: Metapher. In: Ritter, Joachim (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt 1980, Sp. 1179-1186.

#### WiBiLex

Frey-Anthes, Henrike: Krankheit und Heilung (AT), in: Das Wissenschaftliche Bibellexikon im Internet ([www.wibilex.de](http://www.wibilex.de)), Alkier, St.; Bauks, M.; Koenen, K. (Hgg.), o.O. 2007 (Zugriffsdatum: 20.11.2017), 2.1.2.



*Zeitschriften, Monographien und Sammelbände*

- Albers, Ludger; Leiß, Ottmar: Diagnostische und therapeutische Bedeutung von Metaphern bei gastroenterologischen Erkrankungen. In: Albers, Ludger; Schäfer, Peter Klaus (Hrsg.): Körper - Sprache - Weltbild. Integration biologischer und kultureller Interpretationen in der Medizin. Stuttgart 2002, S. 39-55.
- Aristoteles; Fuhrmann, Manfred: Poetik. Griechisch/Deutsch. Stuttgart 1982.
- Aristoteles; Krapinger, Gernot: Rhetorik. Stuttgart 1999.
- Baader, Gerhard: Die Entwicklung der medizinischen Fachsprache in der Antike und im frühen Mittelalter. In: Baader, Gerhard (Hrsg.): Medizin im mittelalterlichen Abendland. Darmstadt 1982, 417–442.
- Bäumler, Ernst: Amors vergifteter Pfeil. Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit. Frankfurt am Main 1997.
- Beardsley, Monroe: The metaphorical twist. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt 1983, 120–141.
- Beecher, Donald: Windows on contagion, in: imagining contagion in early modern europe. In: Carlin, Claire L. (Hrsg.): Imagining contagion in early modern Europe. Basingstoke, New York 2005, 32–46.
- Benedek, Thomas G.: The spider and the gout. The thousand year history of a fable. In: Gutes Leben und guter Tod von der Spätantike bis zur Gegenwart, Albrecht Classen, Berlin/Boston 2012, 229–250.
- Benjamin, Walter: Illuminationen. Frankfurt am Main 1977.
- Bergdolt, Klaus: Der Schwarze Tod. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters. München 2011.
- Bertau, Marie-Cécile: Sprachspiel Metapher. Denkweisen und kommunikative Funktion einer rhetorischen Figur. Opladen 1996.
- Beutin, Wolfgang: Denn Gott hat die Arznei geschaffen und die Vernunft gegeben. Das Pest-Motiv im Traktat und in der Dichtung des 16. Jahrhunderts von Luther, Zwingli, u.a. In: Classen, Albrecht (Hrsg.): Religion und Gesundheit. Der heilkundliche Diskurs im 16. Jahrhundert. Berlin, Boston, Mass. 2011, 183–213.
- Biebuyck, Benjamin: Die poetische Metapher. Ein Beitrag zur Theorie der Figürlichkeit. Würzburg 1998.
- Black, Max: Die Metapher. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt 1983a, 55–79.
- Black, Max: Mehr über die Metapher. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt 1983b, S. 379-413.
- Blickle, Peter: Das Alte Europa. München 2008.
- Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos. Frankfurt am Main 1979.
- Blumenberg, Hans: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt am Main 1981.
- Blumenberg, Hans: Paradigmen zu einer Metaphorologie. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt 1983, 285–315.

- Boas, George: Macrocosm and Microcosm. In: Wiener, Philip Paul (Hrsg.): Dictionary of the history of ideas. Studies of selected pivotal ideas. New York, NY 1973, 126–131.
- Böhme, Gernot; Böhme, Hartmut: Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente. München 2004.
- Bourke, Joanna: Pain. Metaphor, body, and culture in Anglo-American societies between the eighteenth and twentieth centuries. *Rethinking History* 18 (2014), 475–498.
- Bowker, Judith: Cancer, Individual Process, and Control. A Case Study in Metaphor Analysis. *Health Communication* 8 (2009), 91–104.
- Casarett, David; Pickard, Amy; Fishman, Jessica M.; Alexander, Stewart C.; Arnold, Robert M.; Pollak, Kathryn I.; Tulsy, James A.: Can metaphors and analogies improve communication with seriously ill patients? *Journal of palliative medicine* 13 (2010), 255–260.
- Coenen, Hans Georg: Analogie und Metapher. Grundlegung einer Theorie der bildlichen Rede. Berlin, New York 2002.
- Crisciani, Chiara: Histories, Stories, Exempla, and Anecdotes: Michele Savonarola from Latin to Vernacular. In: Pomata, Gianna (Hrsg.): *Historia. Empiricism and erudition in early modern Europe*. Cambridge, Mass. 2005, 297–324.
- Debatin, Bernhard: *Die Rationalität der Metapher*. Berlin, Boston 1995.
- Demaitre, L.: The description and diagnosis of leprosy by fourteenth-century physicians. *Bulletin of the History of Medicine* 59 (1985), 327–344.
- Demaitre, Luke E.: Medieval Notions of Cancer. Malignancy and Metaphor. *Bulletin of the History of Medicine* 72 (1998), 609–637.
- Dinzelbacher, Peter: *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1996.
- Ditzen, Stefan: Imagination und Beobachtung an der Grenze der Sichtbarkeit – Fabelwesen, Drachen und mikroskopischen Würmern. In: Heßler, Martina (Hrsg.): *Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit*. München 2006, 44–56.
- Ebbing, Tina: *Körpermitte. Eine Kulturgeschichte des Bauches seit der Frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main 2008.
- Eibach, Joachim: Das Haus in der Moderne. In: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hrsg.): *Das Haus in der Geschichte Europas*. Berlin, München, Boston 2015, 19–37.
- Eikermann, Diethelm; Kaiser, Gabriele: *Die Pest in Berlin 1576. Eine wiederentdeckte Pestschrift von Leonhart Thurneisser zum Thurn (1531 - 1596)*. Rangsdorf 2011.
- Engelhardt, Dietrich von: *Krankheit, Schmerz und Lebenskunst. Eine Kulturgeschichte der Körpererfahrung*. München 1999.
- Finckh, Ruth; Grubmüller, Klaus (Hrsg.): *Minor mundus homo. Studien zur Mikrokosmos-Idee in der mittelalterlichen Literatur*. Göttingen 1999.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main 1974.

- French, Roger Kenneth: *Medicine before science. The rational and learned doctor from the Middle Ages to the Enlightenment.* Cambridge 2003.
- Frohne, Bianca: *Leben mit »kranckhait«: der gebrechliche Körper in der häuslichen Überlieferung des 15. und 16. Jahrhunderts. Überlegungen zu einer Disability History der Vormoderne.* Affalterbach 2014.
- Gotthard, Axel: *Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung.* Stuttgart 2016.
- Greenspan, Nicole: *Religious contagion in mid-seventeenth century England.* In: Carlin, Claire L. (Hrsg.): *Imagining contagion in early modern Europe.* Basingstoke, New York 2005, 212–227.
- Hammond, Mitchell Lewis: *Contagion, Honour and Urban Life in Early Modern Germany.* In: Carlin, Claire L. (Hrsg.): *Imagining contagion in early modern Europe.* Basingstoke, New York 2005, 94–106.
- Hanne, Michael: *Diagnosis and Metaphor. Perspectives in Biology and Medicine* 58 (2015), 35–52.
- Hentschell, Roze: *Luxury and lechery: Hunting the French Pox in Early Modern England.* In: Siena, Kevin Patrick (Hrsg.): *Sins of the flesh. (Essays and studies / Centre for Reformation and Renaissance Studies, Bd. 7)* Toronto 2005, 133–158.
- Hoffmann, Albrecht: *Die Wasserversorgung in der Renaissancezeit.* Mainz 2000.
- Hofmann, Siegfried: *Geschichte der Stadt Ingolstadt.* Ingolstadt 2006.
- Hohrath, Daniel: *Der Bürger im Krieg der Fürsten.* In: Kröner, Bernhard; Pröve, Ralf (Hrsg.): *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit.* Paderborn 1996, 305–329.
- Høystad, Ole Martin: *Kulturgeschichte des Herzens. Von der Antike bis zur Gegenwart.* Köln, Weimar, Wien 2006.
- Hutchings, D.: *Communicating with metaphor. A dance with many veils.* *American Journal of Hospice and Palliative Medicine* 15 (1998), 282–284.
- Iseli, Andrea: *Gute Polickey. Öffentliche Ordnung in der Frühen Neuzeit.* (UTB) Stuttgart 2009.
- Jacobitz, Karl; Seiler, Ernst Eduard: *Griechisch-deutsches Wörterbuch z. Schul- u. Privatgebrauch v. Karl Jacobitz u. Ernst Eduard Seiler.* Leipzig 1850.
- Jancke, Gabriele: *Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten.* (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, Bd. 15) Göttingen 2013.
- Jancke, Gabriele: *Gastfreundschaft in frühneuzeitlichen Haushaltsgesellschaften: Ökonomie und soziale Beziehungen.* In: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hrsg.): *Das Haus in der Geschichte Europas.* Berlin, München, Boston 2015, 449–466.
- Jütte, Robert: *Ärzte, Heiler und Patienten.* München [u.a.] 1991.
- Kaiser, Michael: *Inmitten des Kriegstheaters.* In: Kröner, Bernhard; Pröve, Ralf (Hrsg.): *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit.* Paderborn 1996, 281–303.
- Kirklin, D.: *Truth telling, autonomy and the role of metaphor.* *Journal of medical ethics* 33 (2007), 11–14.

- Kittay, Eva F.: Metaphor. Its cognitive force and linguistic structure. (Clarendon library of logic and philosophy) Oxford 1991.
- Konerding, Klaus-Peter: Heilung durch Sprache und Sprechen - Linguistik und Psychotherapie. In: Busch, Albert; Spranz-Fogasy, Thomas (Hrsgg.): Handbuch Sprache in der Medizin. (Handbücher Sprachwissen, Bd. 11) Berlin, Boston 2015, 225–242.
- Lakoff, George: The all new don't think of an elephant! Know your values and frame the debate. White River Junction, Vt. 2014.
- Lakoff, George; Johnson, Mark: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg 2007.
- Lanceley, Anne; Clark, Jill Macleod: Cancer in Other Words? The Role of Metaphor in Emotion Disclosure in Cancer Patients. *British Journal of Psychotherapy* 29 (2013), 182–201.
- Lang, Matthias: Medizinische und theologische Erklärung der Seuche. In: Ulbricht, Otto (Hrsg.): Die leidige Seuche. Pest-Fälle in der Frühen Neuzeit. Köln/Wien 2004, 133–180.
- Langum, Virginia: Medicine, Sin, and Language. In: Langum, Virginia (Hrsg.): Medicine and the seven deadly sins in late medieval literature and culture. (The New Middle Ages) Basingstoke 2016, 29–81.
- Lehmann, Hartmut: Die Kometenflugschrift des 17. Jahrhunderts als historische Quelle. In: Brückner, Wolfgang (Hrsg.): Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 13) Wiesbaden 1985, 683–700.
- Lepicard, Etienne: An alternative to the cosmic and mechanic metaphors for the human body? The house illustration in 'Ma'aseh Tuviyah' (1708) *Medical history* 52 (2008), 93–105.
- Lippert, Hans-Georg: Das Haus in der Stadt und das Haus im Hause. Bau- und Wohnformen des 13. - 16. Jahrhunderts gezeigt an Beispielen aus Limburg an der Lahn und anderen Städten in Hessen. München 1992.
- Lobenstein-Reichmann, Anja: Ärzte und ihre Patienten im Späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. In: Busch, Albert; Spranz-Fogasy, Thomas (Hrsgg.): Handbuch Sprache in der Medizin. (Handbücher Sprachwissen, Bd. 11) Berlin, Boston 2015, 47-72.
- Lundt, Bea: Europas Aufbruch in die Neuzeit. (Kultur und Mentalität) Darmstadt 2009.
- McAllister, M. E.: Stories of the Origin of Syphilis in Eighteenth-Century England. *Science, Myth, and Prejudice. Eighteenth-Century Life* 24 (2000), 22–44.
- Meyer, Heinz: Frühe Neuzeit. In: Dinzelbacher, Peter (Hrsg.): Mensch und Tier in der Geschichte Europas. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 342) Stuttgart 2000, 293–403.
- Montgomery, Scott L.: Codes and combat in biomedical discourse. *Science as Culture* 2 (1991), 341–390.
- Müller, Ingo Wilhelm: Iatromechanische Theorie und ärztliche Praxis im Vergleich zur galenistischen Medizin. (Historische Forschungen, Bd. 17) Stuttgart 1991.
- Müller-Jahncke, Wolf-Dieter: Astrologisch-magische Theorie und Praxis in der Heilkunde der Frühen Neuzeit. (Sudhoffs Archiv Beihefte, Bd. 25) Stuttgart 1985.

- Newman, Kira L. S.: Shutt up. Bubonic plague and quarantine in early modern England. *Journal of social history* 45 (2012), 809–834.
- Nie, Jing-Bao; Gilbertson, Adam; Roubaix, Malcolm de; Staunton, Ciara; van Niekerk, Anton; Tucker, Joseph D.; Rennie, Stuart: Healing Without Waging War. Beyond Military Metaphors in Medicine and HIV Cure Research. *The American Journal of Bioethics* 16 (2016), 3–11.
- Nutton, V.: The reception of Fracastoro's Theory of contagion. The seed that fell among thorns? *Osiris* 6 (1990), 196-234.
- Nutton, Vivian: The seeds of disease: an explanation of contagion and infection from the Greeks to the Renaissance. *Medical history* 27 (1983), 1–34.
- Oronsky, Bryan; Carter, Corey A.; Mackie, Vernon; Scicinski, Jan; Oronsky, Arnold; Oronsky, Neil; Caroen, Scott; Parker, Christopher; Lybeck, Michelle; Reid, Tony: The War on Cancer. A Military Perspective. *Frontiers in Oncology* 4 (2015), 1–5.
- Pagel, Walter: Paracelsus, Van Helmont, Virchow und die Wandlungen im ontologischen Krankheitsbegriff. *Virchows Archiv A Pathological Anatomy and Histology* 363 (1974), 183–211.
- Pagel, Walter: New light on William Harvey. Basel 1976.
- Pagel, Walter: Paracelsus. An introduction to philosophical medicine in the era of the Renaissance. Basel 1982.
- Palmer, R. J.: The control of plague in Venice and North Italy 1348-1600. Canterbury 1978.
- Pfammatter, Mario; Tschacher, Wolfgang: Wirkfaktoren der Psychotherapie – eine Übersicht und Standortbestimmung. *Zeitschrift für Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie* 60 (2012), 67–76.
- Porter, Roy; Rousseau, George S.: Gout. The patrician malady. New Haven 1998.
- Pouchelle, Marie-Christine: The body and surgery in the Middle Ages. Cambridge 1990.
- Pröve, Ralf: Der Soldat in der ‚guten Bürgerstube‘. In: Kröner, Bernhard; Pröve, Ralf (Hrsgg.): Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Paderborn 1996, 191–217.
- Reisfeld, Gary; Wilson, George: Use of Metaphor in the Discourse on Cancer. *Journal of Clinical Oncology* 22 (2004), S. 4024-4027.
- Richards, Ivor Armstrong: Die Metapher (1936) In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt 1983, 31–54.
- Roeck, Bernd: Der dreißigjährige Krieg und die Menschen im Reich. In: Kröner, Bernhard; Pröve, Ralf (Hrsgg.): Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Paderborn 1996, 265–279.
- Rogers, Carl R.: Die nicht-direktive Beratung. Counseling and psychotherapy. München 1981.
- Rolf, Eckard: Metaphertheorien. Typologie - Darstellung - Bibliographie. (De Gruyter Lexikon) Berlin/Boston 2005.
- Roncalli, R. A.: The history of scabies in veterinary and human medicine from biblical to modern times. *Veterinary parasitology* 25 (1987), 193–198.

- Rothschuh, Karl Eduard (Hrsg.): *Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart*. Stuttgart 1978.
- Sarradon-Eck, Aline; Egrot, Marc; Blance, Marie Anne; Faure, Muriella: *Anthropological Approach of Adherence Factors for Antihypertensive Drugs*. *Healthcare Policy* 5 (2010), 157-75.
- Sarti, Raffaella: *Ländliche Hauslandschaften in Europa in einer Langzeitperspektive*. In: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hrsgg.): *Das Haus in der Geschichte Europas*. Berlin, München, Boston 2015, 175–194.
- Schachtner, Christina: *Ärztliche Praxis. Die gestaltende Kraft der Metapher*. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1398) Frankfurt am Main 1999.
- Schäfer, Daniel: *More than a fading flame. The Physiology of Old Age between Speculative Analogy and Experimental Method*. In: Horstmanshoff, Manfred; King, Helen; Zittel, Claus (Hrsgg.): *Blood, Sweat and Tears - The Changing Concepts of Physiology from Antiquity into Early Modern Europe*. (Intersections) Leiden 2012, 239–266.
- Schiefer, Matthias: *Die metaphorische Sprache in der Medizin. Metaphorische Konzeptualisierungen in der Medizin und ihre ethischen Implikationen untersucht anhand von Arztbriefanalysen*. Freiburg i. Br. 2005.
- Schilling, Ruth; Schlegelmilch, Sabine; Splinter, Susan: *Stadtarzt oder Arzt in der Stadt? Drei Ärzte der Frühen Neuzeit und ihr Verständnis des städtischen Amtes*, in: *Medizinhistorisches Journal* 46 (2011), S. 99-133.
- Schmidt-Funke, Julia: *Städtische Wohnkulturen in der Frühen Neuzeit*. In: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hrsgg.): *Das Haus in der Geschichte Europas*. Berlin, München, Boston 2015, 215–232.
- Schmidt-Voges, Inken: *Das Haus in der Vormoderne*. In: Eibach, Joachim; Schmidt-Voges, Inken (Hrsgg.): *Das Haus in der Geschichte Europas*. Berlin, München, Boston 2015, 1–18.
- Schmitt, Rudolf: *Metaphern für Bildungsprozesse im Kontext von Krankheitserfahrungen*. In: Nittel, Dieter (Hrsg.): *Krankheit Lernen im Ausnahmezustand? Brustkrebs und Herzinfarkt aus interdisziplinärer Perspektive*. Berlin 2013, 173–184.
- Schmitt, Rudolf: *Systematische Metaphernanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden 2017.
- Schwager, Therese: *Militärtheorie im Späthumanismus*. Berlin, Boston 2012.
- Semino, Elena; Demjén, Zsófia; Demmen, Jane; Koller, Veronika; Payne, Sheila; Hardie, Andrew; Rayson, Paul: *The online use of Violence and Journey metaphors by patients with cancer, as compared with health professionals. A mixed methods study*. *BMJ supportive & palliative care* 7 (2017), 60–66.
- Simonis, Walter: *Schmerz und Menschenwürde. Das Böse in der abendländischen Philosophie*. Würzburg 2001.
- Skuse, Alanna: *Constructions of Cancer in Early Modern England*. Hampshire/New York 2015.
- Sontag, Susan: *Illness as metaphor*. New York 1978.

- Spohn, Thomas: Aspekte kleinstädtischen Lebens im 18. Jahrhundert. Vom Bauen und Wohnen in Unna. (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 30) Bonn 1995.
- Stolberg, Michael: Die Lehre vom „calor innatus“ im lateinischen Canon medicinae des Avicenna. *Sudhoffs Archiv* 77 (1993), 33–53.
- Stolberg, Michael: Der gesunde und saubere Körper. In: van Dülmen, Richard (Hrsg.): *Erfindung des Menschen. Schöpfungsräume und Körperbilder 1500 – 2000*. Wien, Köln, Weimar 1998, 305–317.
- Stolberg, Michael: *Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit*. Köln 2003.
- Stolberg, Michael: "Cura palliativa". Begriff und Diskussion der palliativen Krankheitsbehandlung in der vormodernen Medizin (ca. 1500-1850) *Medizinhistorisches Journal* 42 (2007), 7–29.
- Stolberg, Michael: Sweat. Learned concepts and popular perceptions 1500-1800. In: Horstmanshoff, Manfred; King, Helen; Zittel, Claus (Hrsg.): *Blood, Sweat and Tears - The Changing Concepts of Physiology from Antiquity into Early Modern Europe*. (Intersections) Leiden 2012, 503-522.
- Stolberg, Michael: Metaphors and Images of Cancer in Early Modern Europe. *Bulletin of the History of Medicine* 88 (2014), 48–74.
- Stolberg, Michael: "You have no good blood in your body". Oral communication in sixteenth-century physicians' medical practice. *Medical history* 59 (2015a), 63–82.
- Stolberg, Michael: Zwischen Identitätsbildung und Selbstinszenierung. Ärztliches Self-Fashioning in der Frühen Neuzeit. In: Freist, Dagmar (Hrsg.): *Diskurse - Körper - Artefakte*. Bielefeld 2015b, 33–56.
- Stolberg, Michael: A Sixteenth-century Physician and His Patients. *The Practice Journal of Hiob Finzel, 1565–1589*. *Social History of Medicine* (2017), 221-240.
- Storchova, Lucie: "The tempting girl, I know so well": Representations of Gout and the Self-Fashioning of Bohemian Humanist Scholars. *Early science and medicine* 21 (2016), 511–530.
- Stürzbecher, Manfred: The physici in German-speaking countries from the Middle-Ages to the Enlightenment. In: Russell, Andrew W. (Hrsg.): *The town and state physician in Europe from the Middle Ages to the Enlightenment*. Wolfenbüttel 1981, 123–129.
- Suerbaum, Sebastian; Burchard, Gerd Dieter; Kaufmann, Stefan H. E.; Schulz, Thomas F. (Hrsg.): *Medizinische Mikrobiologie und Infektiologie*. Berlin, Heidelberg 2016.
- Telle, Joachim: Arzneikunst und der „gemeine Mann“. Zum deutsch-lateinischen Sprachenstreit in der frühneuzeitlichen Medizin. In: Hickel, Erika; Telle, Joachim (Hrsg.): *Pharmazie und der gemeine Mann. Hausarznei und Apotheke in deutschen Schriften der Frühen Neuzeit; Ausstellung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel in der Halle des Zeughauses vom 23. August 1982 bis März 1983*. (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek, Bd. 36) Wolfenbüttel 1982, 43–48.
- Temkin, Owsei: An historical analysis of the concept of infection. In: Temkin, Owsei (Hrsg.): *The double Face of Janus*. London, Baltimore 1977, 456–471.

- Teuber, Christian: "Medicus Silesiacus" Martin Pansa. (1580 - 1626); Sozialmediziner und Volksaufklärer Ostdeutschlands; sein Leben, sein Werk als Beitrag zur spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen "Medizin für den gemeinen Mann". (Würzburger medizinhistorische Forschungen, Bd. 50) Pattensen/Han. 1991.
- van Tongeren, Geraldine W. Rijn: Metaphors in medical texts. (Utrecht studies in language and communication, Bd. 8) Amsterdam 1997.
- Vasold, Manfred: Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute. München 1991.
- Waggoner, John E.: Interaction Theories of Metaphor. Psychological Perspectives. Metaphor and Symbolic Activity 5 (1990), 91–108.
- Walter, Tilmann: Der Sexualwortschatz im Frühneuhochdeutschen. In: Bär, Jochen A. (Hrsg.): Geschichte der Sprache - Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen ; Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. (Lingua historica Germanica, Bd. 3) Berlin 2012, 239–304.
- Weimann, Karl-Heinz: Probleme der medizinischen Fachsprache zur Zeit des Vesal. In: Keil, Gundolf (Hrsg.): Fachliteratur des Mittelalters. Stuttgart 1968, 373–379.
- Weimar, Klaus: Vom barocken Sinn der Metapher. MLN 105 (1990), 453.
- Weinrich, Harald: Sprache in Texten. Stuttgart 1976.
- Weithase, Irmgard: Die Darstellung von Krieg und Frieden in der deutschen Barockdichtung. (Studienbücherei, Bd. 14) Weimar 1953.
- Werfring, Johann: Der Ursprung der Pestilenz. Zur Ätiologie der Pest im loimographischen Diskurs der Frühen Neuzeit. (Medizin, Kultur und Gesellschaft, Bd. 2) Wien 1999.
- Wilson, Peter H.: The Thirty Years War. Europe's tragedy. Cambridge, Mass. 2009.
- Winkelbauer, Thomas: Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter. (Österreichische Geschichte 1522-1699, Bd. 1) Wien 2003.
- Wolfram, Gernot: „Das sind Höllenschmerzen!“. Das Sprechen über den Schmerz als kulturelle Bindung. In: Eschenbruch, Nicholas (Hrsg.): Medikale Räume. Zur Interdependenz von Raum, Körper, Krankheit und Gesundheit. Bielefeld 2010, 209–224.
- Wolman, Maria: Entzündung. Studie zur Geschichte eines biologischen Begriffes. Tübingen 1960.
- Ziegler, Joseph: Medicine and religion c.1300. The case of Arnau de Vilanova. (Oxford historical monographs) Oxford 1998.



## 7. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Fludd, Robert: *Utriusque cosmi maioris scilicet et minoris metaphysica, physica atqve technica historia: in duo volumina secundum cosmi differentiam diuisa. Tomus primus.* Oppenheimii: Aere Johan-Theodori de Bry: Typis Hieronymi Galleri, 1619, fol. A2r.

Abb. 2: Kohen, Tobias: *Ma'aseh Toviyah*, Venedig 1707, fol. 106r.

Abb. 3: Fischart, Johann: *Podagrammisch Trostbüchlin*, Straßburg 1577, fol. A1r.

Abb. 4: Anonymous: *A Looking-glasse for City and Countrey*, London 1630, Society of Antiquaries.

Abb. 5: Winstanley, William: *The Christians Refuge: Or Heavenly Antidotes Against the Plague in this Time of Generall Contagion to Which is Added the Charitable Physician*, London 1665.

Abb. 6: Spiegel, Adrian: *De formatu foetu*, Frankfurt, S. 37.

Abb. 7: Gillray, James: *The Cow-Pock-or-the Wonderful Effects of the New Inoculation!*, London 1802, British Museum.

Abb. 8: Brant, Sebastian: *Narrenschiff*, Basel 1509, fol. 118a.

Abb. 9: Lorck, Melchior: *Basilichus*, 1548, National Gallery of Denmark.

Abb. 10: Majus, Theodor: *Zorn Ruthe So der ewige Gott vnnd Vater vnser HERRN vnd Heylandes Jesu Christi / (...)*, Goslar 1618, fol. A1r.

Abb. 11: Grünpeck, Joseph: *Ain nutzliche betrachtung der natürlichen hymlichen und prophetischen ansehungen aller trübsalen*, Augsburg 1522, fol. A1r.

Abb. 12: Baumgart, Johann: *Pestilentz Büchlein*, Magdeburg 1582, fol. A1v.